Die

Anfänge der Menschenwelt.

Apologetische Vorträge über Genes. 1—11

gehalten in der Capucinerkirche in Wien im Frühjahr 1863

und sachgemäß erweitert

von

Dr. Joh. Emanuel Veith

Ehrendomherrn am Metropolitan-Capitel zu Salzburg, emer. Domprediger an der Metropolitankirche zum heil. Stephan, Mitglied der theol. Facultät zu Wien und Prag.

Wien, 1865.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hofbuchhändler.

Homiletische Werke

von

Dr. Joh. Emanuel Veith
Ehrendomherrn am Metropolitan-Capitel zu Salzburg, emer. Domprediger an der Metropolitankirche zum heil. Stephan, Mitglied der theol. Facultät zu Wien und Prag.

Neunter Band.

Wien, 1865.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hofbuchhändler.

Die

Anfänge der Menschenwelt.

Apologetische Vorträge über Genes. 1—11

gehalten in der Capucinerkirche in Wien im Frühjahr 1863

und sachgemäß erweitert

von

Dr. Joh. Emanuel Veith

Ehrendomherrn am Metropolitan-Capitel zu Salzburg, emer. Domprediger an der Metropolitankirche zum heil. Stephan, Mitglied der theol. Facultät zu Wien und Prag.

Wien, 1865.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hofbuchhändler.

„Die Wahrhaftigkeit der Schrift ist das Höchste in der Geschichtschreibung."

M. v. Niebuhr.

Dem hochwohlgebornen Herrn

J. B. Ritter v. Hoffinger,

der Philosophie und beider Rechte Doctor, k. k. Ministerial-Secretär, Notar und emerit. Decan der philosophischen Facultät an der Wiener Hochschule, Correspondent der k. k. geologischen Reichsanstalt u. s. w.

in Achtung und Freundschaft

gewidmet

vom Verfasser.

Inhalt.

Druck von Carl Ueberreuter in Wien.

Einleitung.

„Frage nach den früheren Zeiten, die vor dir gewesen, von dem Tage an, da Elohim den Menschen erschaffen auf Erden."
(V. Mosis 4, 32.)

Eine Reihe von Gleichnissen hatte der Herr seinen Jüngern vor Augen geführt, um sie über die Entwicklung, die Ausbreitung und die vielseitigen Verhältnisse des Gottesreichs auf Erden zu belehren. So trug er ihnen zuerst die Parabel vom Säemann vor, worauf er die vom Weizen und Unkraut, vom verborgenen Schatze, von der verlornen Drachme, vom Fischernetze folgen ließ; und nun fragte er sie: habt ihr dies Alles verstanden? Für sich selbst bedurfte er dieser Frage keineswegs; seine Absicht ging dahin, die Unterweisung weiter zu führen. Ihr werdet, so fuhr er fort, aus diesen Gleichnissen die Art und Weise kennen lernen, die ein erfahrener und umsichtiger Lehrer im Gottesreiche zu beobachten hat. Will er nämlich Anderen zur rechten Erkenntniß verhelfen, so soll er einem Hausvater ähnlich sein, der in ähnlicher Fürsorge aus seinem Schatzkasten Mancherlei hervorholt, Neues und Altes.

Was haben wir unter diesem Schatzkasten zu verstehen? Ohne Zweifel den Vorrath, die Gesammtheit derjenigen Thatsachen und Lehren, die sich auf das menschliche Heil, auf Gottes Vorsehung, auf das Gott genehme sittliche Leben mittel- oder unmittelbar beziehen. Wie so aber Neues und Altes? was wird mit dieser Unterscheidung angedeutet? Das Alte ist der Stoff der Parabel, der zur Einkleidung einer Lehrwahrheit dient, die Schale oder Fruchthülle, die den lebendigen Keim umgibt und schützt; das Neue ist die Thatsache des Messianischen Reiches, die daraus sich entfaltet. Müßte nun sonach das Alte dem Neuen, das Bildliche und Prophetische dem Enthüllten und zur Wirklichkeit Gediehenen vorangehen; warum wird dennoch das Neue früher genannt als das Alte? Die Erklärung liegt darin, daß es im Munde Christi eben um das Neue sich handelt. Er selbst als der neue und himmlische Mensch ist gekommen, um die Welt zu erneuern, neues Leben, eine neue Ordnung zu pflanzen, weshalb er auch sein Gebot ein neues nannte.

Die Prophezien, der Opfercult und die geschichtlichen Vorbilder waren das Alte, ihre Verwirklichung in der Fülle der Zeit ist das Neue. Der mosaische oder alte Bund mit seinen Satzungen bildete das Alte; der neue Bund, die volle Offenbarung der göttlichen Liebe so wie der Wege zur Wiederherstellung des Menschen ist das Neue *).

*) Das Christenthum ist das Uralte, weil es im Urmenschen nach Gottes Idee schon gegeben. Es ist das Urneue, weil es im absolut erneuten Menschen, im Gottmenschen wieder hergestellt.

Wie verhält es sich nun mit dieser Unterscheidung in unserer Zeit? Alt ist die Erde und die Menschenwelt, und man häuft gleich den Brahminen Jahrtausende, um ihr Alter zu erhöhen; neu sind die Erfindungen und Entdeckungen, welche die letzten Jahrhunderte gebracht. Alt ist das Gewissen und der religiöse Glaube, der dem Weisheitsdünkel als längst veraltet erscheint; neu sind die Fortschritte der Naturwissenschaft, die das Uebersinnliche gering zu achten oder zu läugnen geneigt ist. Alt dennoch sind die Fragen, Probleme und Zweifel, welche sie nicht zu beantworten, nicht zu heben vermag, und doch wieder neu, weil es brennende Fragen sind, in denen es um den Ursprung der Dinge, um unser eigenes Wesen, unsere Fortdauer und Bestimmung sich handelt. Wo finden wir die Belehrung, die uns Licht und Frieden gewährt? Da werden wir ermahnt, auf die Berichte zurück zu blicken, die durch geschichtliche Ueberlieferung uns aufbehalten sind. „Frage nach den früheren Zeiten, die vor dir gewesen, von dem Tage an, da Elohim den Menschen geschaffen auf Erden." Die Quelle, aus der wir die Beantwortung dieser Fragen schöpfen, ist eine jedenfalls sehr ehrwürdige Urkunde: die Genesis, die Geschichte der Welt- und Erdschöpfung, der Urmenschen, der Urvölker und ihrer Geschicke. Und da es gerade die neueren und neuesten Forschungen sind, die zur Aufhellung in diesem Gebiete nicht wenig beitragen, so

(Hebr. 13, 8.) Freiherr von Eckstein: Geschichtliches über die Askesis der alten heidnischen Welt. Mit einem Vorwort von J. J. v. Döllinger. Freib. 1862, S. 139.

wird auch hier viel Neues und Altes zum gemeinsamen Ziele einander begegnen. Vor allem jedoch sind zur Verständigung dieser Aufgabe zwei Vorfragen erforderlich und zwar für's erste: warum es in unserer neuen Zeit so wichtig und nothwendig geworden, auf diese Anfänge der Dinge, wie sie die heilige Urgeschichte berichtet, zurückzugehen; sodann für's zweite, da dieses Unternehmen kein Leichtes ist: welche Gesinnung, welcher Muth dazu gehört, um zu diesem Unternehmen gerüstet zu sein?

1.

Die große Weltstadt, welche in der Neuzeit die Politik und die Mode beherrscht, war ehedem auch die Hauptstadt der mittelalterlichen Lehrweise, welche vorzugsweise den Namen der Schulgelehrtheit oder Scholastik führte. Zur Zeit, da die Ritter mit Schild, Schwert und Lanze ihre Wettkämpfe und Turniere hielten, übten sich die Schulgelehrten in Wortgefechten und spitzfindigen Disputationen. Als nun einst ein sehr kenntnißreicher Mann, Casaubonus, nach Paris kam, und die Gebäude der weltberühmten Sorbonne besuchte, wo Abälard, Lombardus, Gerson sich hervorgethan, zeigte man ihm den großen Saal mit der Bemerkung: „hier wird seit vierhundert Jahren disputirt." Casaubon erwiederte trocken: „Was ward denn ausgemacht? was hat man entschieden?" Es wird nicht berichtet, ob man ihm darauf genügend geantwortet habe. In der That, an Fragen, über die man disputirt, ist ein großer Ueberfluß, und mit Ausnahme der reinen Mathematik sind die wenigsten entschieden.

„Ich habe, so heißt es im Buche Coheleth *), die Mühe und Arbeit betrachtet, die Gott den Menschenkindern zugetheilt. Alles hat er gut gemacht zu seiner Zeit, und den Trieb der Forschung nach den Dingen der Welt in ihr Herz gelegt; wiewohl der Mensch nicht ergründen kann, was Gott wirkt vom Anfang bis zum Ende." Diese Erkenntniß und Ergründung, oder, wie Agassiz sich ausdrückt, die Analyse der Schöpfergedanken wird weder jemals eine allumfassende werden, noch den Anfang, Ursprung, das Wesen der Dinge erfassen, das dem Schöpfer allein durchsichtig ist. Wenn Göthe bekennt: der Anfang und das Ende der Dinge seien der Naturwissenschaft nicht erreichbar, so hat längst schon Augustinus bemerkt: Das Wissen in Gott ist der Dinge Urgrund, das Wissen im Menschen ist durch die Dinge gegeben, die nämlich schon geworden und thatsächlich vorhanden sind. Ein solches Wesen aber ist ja der Mensch selbst, der, sobald er zum Wissen seines Daseins, oder zum Bewußtsein erwacht, sich eben schon als geworden vorfindet. Auf Thatsachen und Voraussetzungen beruht also alles, was der Mensch nachdenkend urtheilt und weiß.

Sollen wir nun etwa deshalb, weil wir nicht Alles zu erkennen vermögen, lieber gar nicht denken, nicht fragen, nicht forschen? Im Gegentheil haben wir eben vernommen, daß dieses Streben eine Aufgabe

*) Eccles. 3, 11. hiezu die Erläuterung von Dr. W. Reischl, in der Uebersetzung der heil. Schriften, zweite Abtheilung. Regensburg 1852.

sei, die Gott uns in's Herz gelegt. Bemühte sich Niemand um die Kenntniß der Natur, der materiellen Dinge, Stoffe und Kräfte, so würden die Menschen nicht aus den Tiefen der Rohheit sich erheben. Forschte Niemand nach den Grundsätzen von Gerechtigkeit, Recht und Sitte, so müßte thierische Unfläthereí, Verboßtheit und Verwilderung überhand nehmen, und es wäre keine gesellschaftliche Ordnung denkbar. Erleuchtet keinen menschlichen Geist der Gedanke an den lebendigen Gott, d. h. an einen unendlichen, persönlichen, heiligen Urheber und Gesetzgeber, so schwindet mit der Religion die Sitte, die einzig durch jene bedingt und begründet wird. Die Religion, als wesentliche und unauflösliche Beziehung des Menschen zu Gott, hat ihre Wurzel im Glauben; wo aber ist die Quelle des Glaubens? Der Glaube, wie der Apostel lehrt, kommt aus dem, was man hört und vernimmt*), d. i. aus der Verkündigung, die veranstaltet wird nach göttlicher Anordnung durch eigenthümliche Begabung, Befähigung und Sendung von oben.

Diese Veranstaltung ist es, der wir die Thatsachen der Offenbarung und Ueberlieferung verdanken, bei denen jedoch allerdings, in Folge eines dem denkenden Geiste verliehenen Rechtes die Frage offen bleiben muß, ob sie wirklich aus göttlicher Quelle gekommen? Denn zwar finden sich bei allen Urvölkern religiöse Ueberlieferungen, die in drei sehr wesentlichen Punkten übereinstimmen. Sie wissen nämlich von einer Zeit

*) Röm. 10, 17. Fides ex auditu, auditus autem per verbum Christi.

des Friedens zwischen Gott und den Menschen, von einer folgenden der Entzweiung, des Abfalls und Elends und einer Zeit der Sühne und der Versöhnung*). Allein überall zeigen sich die Wirren und Grundirrthümer der Naturanbetung, der Vielgötterei und des Götzendienstes vorherrschend, und somit ein wüster Aberglaube, von dem selbst die gebildetsten Völker, wie Griechen und Römer, sich nicht zu befreien vermochten. Um dieß darzuthun, können einige Belege genügen. So sprach zu einem Christen, der wegen seines Glaubens vor Gericht stand, der Römer Rogatianus: „Hüte Dich vor allem, daß Du nicht durch das Bekenntniß eines einzigen Gottes den Zorn der Götter zu Deinem Verderben auf Dich ladest!" In ähnlichem Sinne verhöhnten späterhin die Araber den falschen Propheten Muhamed, indem sie riefen: er wird doch nicht aus allen Göttern einen einzigen Gott machen wollen! Oktavian Augustus, der sich doch in den Provinzen selber als Gott anbeten ließ, hatte dennoch Angst vor dem bösen Zeichen, wenn es sich zufällig ereignete, daß man ihm des Morgens den linken Schuh früher darreichte als den rechten. Bei großen Angelegenheiten und schweren Calamitäten wählte man in Rom einen Dictator, der weiter nichts zu thun hatte, als in die Wand des Jupitertempels einen Nagel einzuschlagen. Um von unzähligen abscheulichen und unfläthigen Dingen abzusehen, wollen wir nur noch uns daran erinnern, daß die hochgebildeten Athener den Weltweisen Stilpo ins Elend verbannten, weil er einmal behauptete, daß

*) Eckstein a. a. O. S. 51 und mehrfach wiederholt.

die marmorne Statue der Pallas (Minerva) nicht die Gottheit selbst sei *).

Diese wenigen Beispiele reichen schon hin, um die Verdunklung und Verkehrtheit der heidnischen Anschauungen nachzuweisen. Denn obschon der spätere Weltweise Euhemeros, der die sämmtlichen Olympischen Götter für vergötterte Menschen erklärte, in diesem einseitigen Urtheile zu weit ging, so ist es doch gewiß, daß die Götter der heidnischen Vorstellung stets nur überirdische Abbilder der irdischen Menschen waren, daher auch mit allen erdenklichen Leidenschaften dieser letzteren behaftet, und aus demselben Grunde in der Art beschränkt, daß über jegliches Land oder Volk eine andere Gottheit die Herrschaft führte. Nach dieser Ansicht wußten die Räthe und Heerführer des syrischen Königs Ben Hadad, nachdem er von den Israeliten geschlagen worden, ihn mit der Versicherung zu trösten: ihre Gottheiten sind die Götter der Gebirge, aus dieser Ursache haben sie uns überwunden; besser ist es, daß wir gegen sie in der Ebene kämpfen, dann werden wir sie bewältigen. Dem Könige Israels aber ließ der Herr durch seinen Propheten ankünden: Dafür, daß sie behaupten, nur der Gott der Berge sei Jehova, nicht aber ein Gott der Niederungen, werde ich ihre ganze Menge in Deine Gewalt geben **).

Allerdings ward im alten Bunde Jehova angebetet als Nationalgottheit des Volkes Israel, aber auch zugleich als einziger wahrhafter Gott, als der absolute

*) J. J. v. Döllinger, Heidenthum und Judenthum. Vorhalle zur Geschichte des Christenthums. Regensburg 1857. S. 620.

**) 3. Kön. 20. 28.

Herr und Gebieter aller Völker, Reiche und Welten, so daß Ihm gegenüber die vermeintlichen Götter für nichtig erklärt werden. „Alle Götter der Heiden, so heißt es im Psalme, sind Götzen, Jehova allein hat die Himmel (die Welten) gemacht *). Die Götzen aber, oder die Idole, werden von Jesaias geradezu nichtig oder Nichtse (Undinge) genannt **), und gleich ihm bemerkt auch der Apostel: „Wir wissen, daß es keinen Götzen in der Welt gibt, (daß keinem Heidengotte Wirklichkeit zukommt,) und daß kein Andrer Gott ist, als der Eine***). Dieser Eine ist es, von welchem die Urkunden unseres Glaubens Zeugniß geben, indem sie überall Gottes unendliche Machtfülle, Willensheiligkeit und Allgegenwart preisen. Wie sehr für diese göttlichen Attribute der heidnischen Denkweise das Verständniß mangelte, ergibt sich aus einer Aeußerung des Cäcilius, der sich einen allgegenwärtigen Gott nicht anders als in steter Unruhe überall umherirrend, neugierig, zerstreut, ja in seinem Wesen zertheilt vorstellen konnte.

Wie gerecht und wahrhaft ist daher die Mahnung, die der größte Mann des Alterthums seinem Volke zugerufen! Indem wir sie wiederholen, wird es zweckmäßig sein, ihren gesammten Inhalt anzuführen. „Frage nach den alten Zeiten, die vor Dir gewesen, vom Tage an, da Gott die Menschen schuf auf Erden, — ob jemals so

*) Ps. 95, 5. Bezeichnend ist hier das Wort Elilim, welches die Vulg. mit daemonia übersetzt.

**) Jesai 40, 18 f., 44, 9 f.

***) 1. Kor. 8, 4.

etwas geschehen oder kund geworden, daß ein Volk die Stimme Gottes (Elohims) vernahm; ob Elohim sich herbeiließ, aus der Mitte der Völker ein Volk zu wählen durch Prüfungen, Zeichen und Wunder; — damit ihr erkennet und in eurem Herzen erwäget, daß Jehova der Gott ist, oben im Himmel, wie auf Erden unten, und kein Andrer neben Ihm!" *) Wie von der Einheit Gottes, als Schöpfers der Welten, so giebt auch die Schrift allein Kunde von der Einheit, der Würde und Bestimmung des Menschengeschlechtes, von der Verschuldung und den Geschicken der Menschheit, sowie ihrer Wiederversöhnung durch einen Erlöser und Retter, welcher der Gesammtheit aller Völker angehört.

Diese große Thatsache ist in einem Psalme dargelegt, der zwar den Versen nach der kürzeste, aber in seinem Inhalte um so gewichtiger ist, und welchen Cassiodorus als das wesentlichste Element, als den Grundton aller Psalmen bezeichnet hat. „Lobet Jehova, alle Völker, preiset Ihn alle Nationen, denn mächtig waltet über uns Seine Gnade; die Wahrheit Jehova's währet ewiglich**)." Diese prophetischen Worte bilden den vollen Ausdruck der den Patriarchen gegebenen Verheißungen, die auf das Heil der Gesammtheit sich beziehen; es sind Worte einer Liebe, die nicht auf das eigene Stammvolk sich beschränkt, sondern die ganze Menschenwelt umfaßt, so wie einer gläubigen Zuversicht, der das Künftige schon wie vergegenwärtigt erscheint. Darum werden auch hier

*) 5 Mos. 4, 32. 34. 35. 39.

**) Ps. 116, dazu Delitzsch Commentar. 2 Theil. Leipzig 1860. S. 176 und Schegg: Die Psalmen II. S. 520.

schon die beiden das Heil der Menschheit bewirkenden Mächte gepriesen, welche zur Zeit der Erfüllung im Erscheinen und Wirken des Erlösers sich enthüllten: die Gnade und die Wahrheit.

Gleichwie hier und anderwärts die Schrift den glückseligen Ausgang und Abschluß der Menschengeschichte weissagt und verbürgt, so gibt sie auch von den Anfängen derselben und ihrer Erdenheimat Kunde. Die vornoachische Zeit, das Zeitalter der Noachiden und der Völkerzerstreuung, die im Buche der Genesis beschrieben sind, gehen alle dem nationalen Judenthum lange voraus: und dieß ist die große Bürgschaft für die objektive Wahrheit der Urgeschichte, in der zugleich alle Grundlagen des Christenthumes enthalten sind, so daß man keine derselben in Abrede stellen kann, ohne das Christenthum zu läugnen; daher auch Augustinus ermahnt hat: es sei vor allem darauf zu achten, daß die Wahrheit der Schrift unerschüttert festgehalten werde *). Welche Gesinnung **) jedoch und welcher Muth dazu gehört, um für diese objective Wahrheit der Urgeschichte einzustehen, das ist eine Frage, die in der Neuzeit dringender als je vordem an die Gläubiger herantritt.

---

*) Primo quidem observandum, ut veritas scripturae inconcusse teneatur. S. Aug. de Genesi ad lit. 1. c. 18.

**) Die Genesis oder das Buch der Anfänge ist die Voraussetzung der gegenwärtigen Welt und ihrer Geschichte; — auf den Säulen dieses Buches ruht sonach das in die Ewigkeit hineinragende Gebäude unseres Heiles. Fr. Delitzsch, Commentar über die Genesis. Dritte Ausgabe. Leipzig 1860. Einleitung.

2.

Jedermann hat von jenen Kundschaftern gehört, die Moses aus der Wüste Pharan nach Palästina gesendet, um dort Land und Leute in Augenschein zu nehmen. Von der gefahrvollen Sendung zurückkehrend, brachten sie zwar neben andern Früchten die Riesentraube mit, um die Fruchtbarkeit des Landes anschaulich zu machen, zugleich aber auch Nachrichten von sehr abschreckendem Inhalt. Die Bebauer des Landes schilderten sie als Leute von größter Körperkraft, die Städte groß und mit festen Mauern umgeben; in den Gebirgen seien die Amalekiter und Amorrhäer wohnhaft, am Meere und am Jordan die Chananäer; das Volk, so meldeten sie, ist bei weitem stärker als wir; wir haben dort unter den Söhnen Enaks aus dem Geschlechte der Riesen Ungeheuer gesehen, mit welchen verglichen wir wie Heuschrecken uns ausnahmen. Diese Berichte wirkten auf das ganze Volk entmuthigend, und nur Josua und Khaleb waren es, die den Glaubensmuth bewahrten*). Aehnliches könnte auch uns begegnen, wenn wir in die Mosaische Urgeschichte der Erde und der Menschenwelt einzugehen uns anschicken. Wir finden uns da an der Grenze eines Gebietes, in welchem uns die Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, als überaus groß und furchtbar geschildert werden, um den Schriftforschern und Theologen die Ueberzeugung aufzudringen, daß sie den Riesen der neuern Wissenschaft gegenüber so winzig wie Heuschrecken erscheinen. In den

*) 4. Mos. 13. 29 — 34. Die treffende Auswahl dieser Stelle ist entlehnt aus den Vorlesungen des Prof. H. Reusch in Bonn.: Bibel und Natur. Freiburg 1862. S. 50.

dunklen Gebieten der vorgeschichtlichen Zeiten weiset man auf die Sagen der Babylonier, der Zendvölker oder Arier, auf die langen Reihen der ägyptischen Königsgeschlechter, und auf Berechnungen von Perioden, in welchen die Jahreszahlen mindestens zehntausendmal vervielfacht sind, so daß durch solche Zahlen, wenn sie erweisbar wären, die biblischen Zeitbestimmungen unhaltbar würden. Noch weit wirksamer für diesen Zweck erscheint die Hinweisung auf die Formation der Ur- und der Uebergangsgebirge, auf die sogenannte eocenische Epoche der Erde, die mächtigen Steinkohlenflötze und die versteinerten Reste von Ungeheuern einer urlängst untergegangenen Thierwelt, die in alten Thon- und Kalkschichten begraben sind, und von denen die Schrift nichts zu wissen scheint. Bei unzähligen Anlässen treten uns die großen Entdeckungen der Neuzeit entgegen; die Ergebnisse der Erd- und Völkerkunde, der Naturlehre (Physiologie), der Chemie, der Astronomie, der vergleichenden Sprachenkunde werden nur allzuoft als gewaltige Hebel angewendet, um die einfach erhabenen Lehrberichte der heiligen Urkunden zu bloßen Mythen zu verkehren, und den Glauben an dieselben zu erschüttern.

Unter diesen Verhältnissen wird es sich allerdings um die richtige Anschauung und Beurtheilung handeln, die nicht aus bloßen Meinungen und Voraussetzungen (Hypothesen), sondern nur aus der sorgfältigen Würdigung der Thatsachen gewonnen werden kann. Und so ergiebt es sich allerdings, daß, je umsichtiger in den alten Völkersagen geforscht wird, die Uebereinstimmung derselben mit der Mosaischen Urgeschichte desto kenntlicher

hervortritt, zum Beweise, daß der verschwenderische (verlorne) Sohn, der, indem er dem Wahn sich hingab, das Vaterhaus verließ, die Erinnerung, die er aus demselben mitgenommen, nicht ganz verlieren konnte. Die strenge Wissenschaft, wie ein Denker der Neuzeit bemerkt*), ist nicht als Feindin, sondern als natürliche Verbündete des religiösen Glaubens zu betrachten.

Was aber die Naturwissenschaft anbelangt, so darf man immerhin behaupten, daß sie seit einem Jahrhundert größere Fortschritte gemacht habe, als früher je in Jahrtausenden. Fragen wir jedoch, durch welche Mittel und Wege sie erzielt worden, so wird man uns erwiedern: nicht durch Hypothesen, Einbildungen und willkürliche Behauptungen, sondern durch die Erfolge und Erweise (Resultate) solcher Vorgänge und Untersuchungen, die man die exacte Methode nennt, die nämlich nur auf strenge Beobachtung der Thatsachen und sichere Berechnung sich gründet. Mit Recht daher hat einer der anerkanntesten Meister in diesem Fache**) gelehrt: das Ziel der Naturwissenschaft ist die denkende Betrachtung der durch Erfahrung gegebenen sinnlichen Erscheinungen als eines Naturganzen. Dieser reif durchdachte Lehrsatz ist aber um so schöner und befriedigender, je genauer derselbe an die Lehre des Apostels sich anschließt, der die gläubige Gotteserkenntniß als obersten Zweck der denkenden Natur-Betrachtung erklärt***). Unternehmen hin-

*) Allihn.

**) Humboldt.

***) Röm. 1, 20. „Sein Unsichtbares (Gottes unsichtbares Wesen), seine Gottheit (als Inbegriff alles dessen, was der Unend-

gegen die Jünger dieser Wissenschaft, über die Grenzen derselben, nämlich über das Gebiet des sinnlich Erkennbaren weit hinaus zu gehen, und aus der Physik sich in die Metaphysik zu verirren, um mittelst der Naturbegriffe den Ursprung der Dinge, das Wesen des Geistes, die Gesetze der sittlichen Welt auszuklügeln, und den Glauben an Gott durch den Glauben an die Atome zu verdrängen*), so ist dieses übermüthige und vernunftwidrige Bestreben nicht minder verwerflich als die aus demselben Hochmuth hervorgehende Verachtung der Ansichten und Kenntnisse, die in der Vorzeit zur Geltung gelangten, während es doch die alten Erfahrungen und Versuche sind, auf deren Boden die neuere Naturkunde sich erbaut hat. Auf die Entdeckungen der Neuzeit, die man doch selber nicht gemacht hat, stolz zu sein, und auf die Weisheit des Alterthums verächtlich herab zu schauen, kann eben nicht als etwas Geistreiches und Rühmliches erachtet werden.

Ein christlicher Naturforscher**) hat dieß an einem treffenden Beispiel beleuchtet. Im goldenen Wagen, der von Edelsteinen funkelte, hielt ein Herrscher, der in der prunkenden Herrlichkeit griechischer Kunst aufgewachsene Kaiser Constantius seinen Einzug in die alte Weltstadt Rom, deren Straßen, Paläste und Tempel er mit er-

---

lichkeit Gottes eigen ist) wird (dennoch) gesehen oder erschaut, indem es mittelst der Vernunft erfaßt wird."

*) So z. B. Dr. Ch. Wiener: die Grundzüge der Weltordnung. Leipzig 1863.

**) G. H. v. Schubert: Das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menschen. Erlangen 1852. S. 711.

künstelter Geringschätzung kaum eines Blickes würdigte. Als ihm jedoch das Capitol in seiner erhabenen Einfachheit, die Riesengemäuer des Amphitheaters, das Pantheon, die Denksäule des Trajan zu Gesichte kamen, da ward er beim Anblicke dieser Denkmale der Vorzeit von einem Staunen ergriffen, das er nimmer zu bergen vermochte. Wer nicht allzu ausschließlich dem Neuen huldigt, der muß ähnliches empfinden, wenn er auf all das Große zurückblickt, was die Menschen der alten Vorzeit, lange vor dem Beginne unserer wissenschaftlichen Methoden gekannt, geübt und geleistet haben. Die Berechnung des Mond- und Sonnenjahres, die Durchbildung der Sprache, die Gewinnung und Bearbeitung der Erze, die Bauwerke der Aegypter, Assyrier und Hellenen, die Meisterwerke der maurischen und gothischen Baukunst, die weiten Küstenfahrten der Phönicier, die scharfsinnigen Forschungen und Doctrinen indischer und griechischer Weltweisen, über welche Sokrates, Aristoteles und Plato gleich Alpengipfeln emporragen; — dieß alles, so wie gar vieles Andere ist bewundernswerth genug, um darzuthun, wie wenig das Alterthum vom Glanze der Neuzeit verdunkelt werde*).

*) Auf die Verdienste der Alten wird auch in dem berühmten Werke zurückgewiesen: Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache von Dr. Max Müller, Prof. zu Oxford, deutsch bearbeitet von Dr. Carl Böttger, Leipzig 1863 S. 12. Es wird erinnert, daß jede Wissenschaft einmal eine empirische Periode durchmachen müsse. „Wenn der Menschengeist einmal die Ueberzeugung gewonnen hat, daß Ordnung und Gesetz überall herrschen muß, so ruht er nicht wieder, bis alles scheinbar Unregelmäßige entfernt, bis die Natur in ihrer Harmonie erfaßt ist, bis das Menschenauge das

In der Mitte aller Zeiten aber steht, der als des ewigen Vaters Wort und wesenhafter Abglanz in menschlicher Erscheinung sich geoffenbart, und dessen Weisheit um so weniger je veralten kann, als sie allein das Veraltete zu erneuern und zu beleben vermag. Nachdem er selbst seinen Jüngern gesagt hat: „ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr einander so liebet wie ich euch geliebt," erklärt dann Johannes näher: „Kein neues Gebot schreibe (verkünde) ich euch, sondern ein altes Gebot, das ihr von Anfang schon gehabt. Wiederum (nichts desto weniger) schreibe ich euch ein neues Gebot, das wahrhaft ist in Ihm und in euch," (das in Christo und den Gläubigen wahr und wirklich geworden*)). Auch hier also sehen wir, wie Altes und Neues im Gottesreiche sich einigt. Das Gebot der Liebe wird insofern als ein altes bezeichnet, weil es als wesentliches Lebensgesetz den Christen bekannt war. Es ist ein neues, weil es in solcher selbstloser (uneigennütziger) Reinheit, Fülle und allumfassender Größe erst im Lehrwort und Wandel des

Auge Gottes erkannt hat, das aus allen seinen Werken strahlend herausblickt." — (S. 14.) „Obgleich das Ptolomäische System falsch war, so wurden doch von seinem Standpunkt aus Gesetze entdeckt, welche die wahren Bewegungen der Himmelskörper zu bestimmen vermochten. In der Natur gibt es keinen Irrthum; er liegt nothwendig in uns. Diese Ueberzeugung war in der Seele des Aristoteles verborgen, als er, trotz seiner unvollkommenen Kenntniß der Natur erklärte, daß in der Natur nichts unterbrochen oder unzusammenhängend sei."

*) 1 Joh. 2, 7. 8. Am ausführlichsten erklärt in Prof. G. K. Mayers Commentar über die Briefe des Apostels Joh. Wien 1851. S. 69 f.

Herrn sich darstellte. Es ist und bleibt zu aller Zeit ein neues, weil es nicht in der Gesinnung des alten selbstsüchtigen Menschen Wurzel fassen kann, und daher auch tagtäglich aufs neue beherzigt und geübt werden muß, damit der in sich selber entzweite, sittlich herabgekommene Sterbliche die Würde und den Frieden erringe, die von der göttlichen Gnade ihm dargeboten werden. Denn dieses selige Ziel wird weder durch die Fortschritte der mechanischen und empirischen Wissenschaften, noch durch irgend eine andere Gelehrtheit und Fertigkeit, auch nicht durch bloße Frommthuerei erreicht, sondern einzig durch den Glauben, der in der Liebe sich thätig zeigt. Darum ist es stets von neuem nöthig, die Mahnung des Apostels zu wiederholen, daß die Gläubigen solchen Lehren und Behauptungen, die dem Wesen und den Geboten Christi widersprechen, keinen Eingang in ihr Herz gewähren; denn Christus unser einziges Heil ist in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ewig derselbe. Christus gestern und heute und in ewigen Zeiten! *)

*) Hebr. 13, 8.

Erster Vortrag.

Das Schöpfungswerk.

„Mittelst des Glaubens erkennen wir, daß vollendet wurde das Weltall durch Gottes Ausspruch."
(Hebr. 11, 3.)

Unter den regulirten Chorherren in den Niederlanden, die ursprünglich Schüler des edlen Gerard Graot waren, und die auch den ehrwürdigen Thomas von Kempen zu ihren Mitgliedern zählten, befand sich ein sehr biederer und achtbarer Mann: Johann Huisden, den man im Scherze Johann Nescio zu nennen pflegte, weil er, so oft man um weltliche Dinge ihn fragte, dieses Nescio (ich weiß nicht), zur Antwort gab. Bei Allem dem war er dennoch mit einer so reifen Urtheilskraft und Sachkenntniß begabt, daß er in einem Alter von weniger als dreißig Jahren schon zum Vorstand (Prior) des Hauses erwählt wurde. Lange vor ihm hat Sokrates mit dem nämlichen Bekenntniß das Staunen der Griechen erregt, der Erste unter ihren Weltweisen und Sophisten, der etwas vom Werthe der Demuth begriff, indem er seine Zeitgenossen belehrte, daß die menschliche Weisheit in dem übersinnlichen (metaphysischen) Gebiete des Denkens großen Mangel leide, und daß der Weiseste der sei, der

da einsieht, daß er eigentlich nichts wisse*). Ungleich bestimmter und richtiger als dieser, gegen den Hochmuth der Sophisten gerichtete Grundsatz, ist die Lehre des Apostels: „Theilweise nur erkennen wir (wie z. B. selbst in den sichtbaren Dingen, was wir Wesen, Kraft und Stoff nennen), und ebenfalls nur unvollkommen und theilweise reden wir prophetisch (sofern wir nämlich Künftiges vermuthen oder beurtheilen). Wenn aber einmal das Vollkommene, das Ganze zur Erscheinung gelangt, dann wird das Unvollkommene aufhören. Jetzt sehen wir nur durch einen Spiegel und in einer dunklen Rede, dann aber von Angesicht zu Angesicht**).

Dieses durch einen Spiegel vermittelte Schauen bezieht sich fürs erste, insoferne die Metallspiegel der Alten kein sehr deutliches Bild reflectirten, auf die Unvollkommenheit der Erkenntniß, die wir von göttlichen Dingen besitzen; sodann auf die sinnlichen Vorstellungen, die uns so wenig täuschen sollen, als der optische Schein, der uns den Gegenstand hinter der Spiegelfläche erblicken läßt. Wenn dann ferner gesagt wird: die Erkenntniß, die im jetzigen Lebenszustande uns zugemessen, sei beschlossen in einer dunklen Rede, so wird damit die Offenbarung angedeutet, welche uns zwar Sicherheit und Gewißheit, aber keine volle Klarheit gewährt.

Hier nun ist das Gebiet, in welchem der Glaube, und zwar nicht bloß der sittlich religiöse, sein ganzes Recht

---

*) Paulus Cassel. Dialoge über Wissenschaft und Christenthum. Erfurt 1856. Eine kleine, aber werthvolle Schrift, die alle Beachtung verdient.

**) 1 Kor. 13, 12. 13.

behauptet; indem ja selbst in den gewöhnlichen Kenntnissen, die der Sinnenwelt angehören, Wissen und Glauben auf's innigste verkettet sind. Bei jeder angeblichen Thatsache fragen wir nach ihrer Glaubwürdigkeit, und jede Wissenschaft fordert den Glauben an ihre Principien, wie z. B. die Chemie an Grundstoffe, die sie nur aus ihren Wirkungen errathen kann, die Niemand gesehen, und für die sie nur Namen hat *). Ist aber alles Wissen und Denken auf den Glauben angewiesen, so kann auch hinwiederum der religiöse Glaube das Denken um so weniger ausschließen, da ja eben nur der Mensch, als selbstbewußtes (denkendes und willenfreies) Wesen des Glaubens fähig ist. Müssen wir nicht wissen, was wir glauben, d. h. was der Inhalt unsres Glaubens sei? Und können wir an Gott glauben, ohne mit der ganzen Kraft unsres Denkens und Wollens dem Unsichtbaren uns zuzuwenden?

Längst hat daher schon Augustinus vor der Einseitigkeit gewarnt, welche die Vernunfthätigkeit vom Glauben auszuschließen liebt**) „Fern," sagt er, „bleibe uns die Ansicht, als ob Gott gerade die Gabe in uns verwerfe, durch die er uns vor allen auf Erden lebenden Wesen den Vorzug anerschaffen; fern bleibe uns die An-

---

*) So verhält es sich mit den Bezeichnungen von Contagien, Miasmen, vom Nervenfluid, vom Aether im Weltenraum, vom elektrischen Strome u. dgl. m. Auch die exactesten unter den sogenannten exacten Wissenschaften, bemerkt Ulrici, können hinsichtlich ihrer Grundprincipien und Grundgesetze kein Wissen, sondern nur ein Glauben in Anspruch nehmen.

**) Ep. 120 ad Cons.

nahme, daß wir nur deßhalb an den Glauben uns halten, damit wir des Denkens und Forschens enthoben werden, da wir doch gar nicht zu glauben vermöchten, wenn wir nicht eine vernünftige Seele hätten." Uebereinstimmend damit ist nach der Lehre des h. Thomas das Denken, welches der geoffenbarten Wahrheit beistimmt, ebenso wenig von der Thätigkeit des Glaubens trennbar, als der Wille, welcher zur Aufnahme dieser Wahrheit sich selbst bestimmt, und die göttliche Gnade, die den Willen dazu hinlenkt, ohne die Freiheit desselben zu hemmen.

„Mittelst des Glaubens," wie der Apostel lehrt, „erkennen wir, daß vollendet ward das Weltall durch Gottes Ausspruch, damit aus dem Nichterscheinenden das Sichtbare hervorgehe." Auch in diesem Lehrsatze sehen wir, wie Denken oder Erkennen und Glauben sich in einander verflechten. Wie erkennen eine schöpferische Macht, insofern die denkende Betrachtung der sichtbaren Welt uns den unsichtbaren Urheber derselben und seine Gottheit (Allmacht und Heiligkeit) anschaulich macht*). Wir gewinnen aber diese Erkenntniß doch erst mittelst des Glaubens, weil sie von dem Bestreben eines guten Willens, vom aufrichtigen Verlangen und Suchen nach der Wahrheit und Gnade Gottes bedingt wird.

Diese Grundwahrheit des Glaubens ist es, die uns in den ersten Zeilen der biblischen Urkunde mitgetheilt wird. „Im Anfang erschuf Elohim den Himmel und die Erde." Es wird dann die uranfängliche Erde geschildert als wüst und öde (Tohu) und mit Finsterniß bedeckt; und

*) Röm. 1, 19. 20.

wie Gottes Ausspruch gebot: „es werde Licht." Indem wir bei diesen inhaltschweren Worten verweilen, wollen wir vor allem das buchstäbliche Verständniß suchen, und dann auf das Chaos, die Finsterniß, das Licht, sowohl in der materiellen, als in der geistig sittlichen Welt unsere Aufmerksamkeit wenden.

1.

Ein im achtzehnten Jahrhundert vielbekannter Gelehrter, Diderot, erzählt von einem Knaben, der durch kein Versprechen und keine Drohung sich bewegen ließ, den Laut oder Buchstaben A auszusprechen. Er erklärte sich auch ganz ehrlich darüber: Wenn ich mich einmal dazu entschlossen habe, A zu sagen, werde ich sofort auch B sagen müssen, und dann wird das ganze Alphabet nachkommen. Es ist dieß eine Folgerung oder Consequenz, die bei großen Kindern noch viel häufiger sich findet. Die erste Lebensfrage bleibt nämlich immer die: woher dieses ganze sichtbare Weltall seinen Ursprung genommen, und wir in demselben? Die größten Meister der Neuzeit, Kopernikus, Kepler, Newton, Leibnitz, Ritter, Mädler u. A. antworten mit A, dem Alpha, welches den Anbeginn und Ursprung, dann auch das Haupt und die Herrschaft bedeutet, gleichwie die Griechen mit Alpha und Omega den Inbegriff, Anfang und Schluß aller Dinge bezeichneten. Und so ist der Ursprung der Welt in den Worten dargelegt: Im Anfang erschuf Elohim Himmel und Erde." Allein wer A sagt, muß sofort auch B sagen; er muß nämlich bekennen, daß der absolute Urheber des Weltalls auch persönlich die unendliche Weisheit und Güte, die Allmacht und Heiligkeit ist, daß

er die volle Oberherrlichkeit über die Geschöpfe besitzt, und daß er, der die Welt schöpferisch gesetzt, auch das Gesetz ihrer Ordnung gegeben hat. Dem Mißbrauche gegenüber, der den Namen der Naturgesetze verkehrt anwendet, ist die Erklärung eines großen Astronomen *) nichts weniger als überflüssig: daß die Naturgesetze keineswegs deßhalb so heißen, weil die Natur selbst sie gesetzt habe, sondern weil Gott sie ihr vorgeschrieben. Gleichwie aber die, an sich geistlose und unfreie Natur diesen Gesetzen, sie mögen mechanische oder organische sein, mit Nothwendigkeit unterworfen bleibt, so sollen die mit Willensfreiheit und Selbstwissen begabten, nämlich die geistigen Wesen aus selbsteigener freier Wahl dem sittlichen Gesetze ihres Schöpfers gehorchen, sofern sie anders das Ziel ihrer seligen Bestimmung zu erreichen wünschen.

Gegen diese gerechte Forderung aber erheben und empören sich die nicht minder lügenhaften und thörichten als verderblichen Mächte der Hoffart, der zügellosen Willkür, die sich mit dem Namen der Freiheit schmückt, und der sinnlichen Leidenschaften jeder Art. Um nicht B sagen zu müssen, verweigert man das A. Schon Franz Bacon, den man als den Anreger der neuern exacten Naturbeobachtung ehrt, hat bemerkt: Daß es keine Gottheit gebe, sucht nur der sich glauben zu machen, der seinen Vortheil oder Nutzen darin findet, daß Gott nicht sei**). Die Heiden, die einen Chronos, Phtha, Zeus,

*) Mädler.

**) Deum non esse non credit, nisi cui Deum non esse expedit.

Odin, eine Isis, Maja, Rhea verehrten, stellten sich doch unter diesen Namen und Mächten selbstbewußte persönliche Wesen vor, denen sie huldigten. Was für eine Bedeutung hingegen haben die vielbeliebten, bald dichterischen, bald abstracten Redensarten, welche die weise, gütige, schöpferische Natur, oder die in ihr waltende Vernunft, das Weltprincip, den Weltgeist, den allbewegenden Willen, oder gar nur den Stoß auf den Thron der absoluten Macht erheben? Wie soll die Menschheit sich mit solchen Doctrinen behelfen? Gestehen wir uns, daß es ganz leere und haltlose Begriffe sind, die durch den innern Widerspruch sich selbst aufheben. Soll das Weltall oder irgend ein Wesen sich selber erschaffen, so muß es schon da gewesen sein, ehe es gewesen. Soll ein Schläfer sich selber wecken, so muß er schon wach gewesen sein, ehe er sich geweckt hat; in diesem Falle aber war er kein Schläfer und brauchte sich nicht zu wecken. Vernunft und Wille, ohne ein mit diesen Kräften begabtes Wesen, mit andern Worten: ohne Realgrund, ohne eine vernünftige Persönlichkeit, wo sollen sie als bloße Gedankendinge, zwischen Sein und Nichtsein in der Schwebe sich erhalten, und was können sie wirken?

Die h. Urkunde weiß weder von Naturmythen, in welchen das Feuer, das Wasser, die Wolken, die Sterne als schaffende und zeugende Mächte auftreten, noch von ewigen Urstoffen oder einem Wirbel der einander anziehenden und abstoßenden Atome. Sie lehrt vielmehr in schlichter Erhabenheit: Im Anfang erschuf Elohim den Himmel und die Erde. Doch eben diese Einfachheit der Ausdrücke ist es, die eine genaue Würdigung derselben

erheischt. Das Wort: im Anfang (zuerst, vor allem außer Gott Seienden) ähnlich wie im Eingang des Johanneischen Evangeliums ist keineswegs bestimmt, eine Antwort auf die Frage „wann" zu geben, oder eine Zeit zu bestimmen, da ja die (empirische) Zeit so wie der Raum der bereits erschaffenen Welt angehören. Es soll ganz einfach die ursächliche Voraussetzung (Causalität) aller Dinge bezeichnen, die einzig in der Willensmacht eines Unendlichen zu finden ist*). Vergeblich, wo nicht geradezu unweise, sind alle Bemühungen der sogenannten Developpisten, welche die von unten herauf stufenweise erfolgenden Entwicklungen der Natur, und so auch die Gebilde unseres Erdplaneten nach Millionen und Billionen von Jahren berechnen. Vermag man durch solche Zahlen zu einem wirklichen Anfang zu gelangen? Werden hinter dem vermeintlichen Anfang nicht wieder Billionen von Jahren beginnen müssen? Und wo ist der lebendige und gesunde Gedanke, der aus diesen Zahlenungeheuern gewonnen wird?

Alles Endliche, Entstandene oder Entstehende, darum auch jegliche Reihe von Begebenheiten in der Natur und Geschichte führt letztlich auf einen Anfang zurück, der selber ohne Anfang ist, und dieser Anfanglose kann nur der ewige, unendliche Urheber sein, den die Schrift Elohim nennt, vom einfachen Eloah, welches

*) „Während alte" (und wiederum neue) „Naturphilosophen die materielle Welt wie eine bloße Täuschung, eine Anhäufung von Atomen 2c. ansahen, lesen und deuten wir die Seiten dieses wunderbaren Buches als eine Offenbarung göttlicher Weisheit, Macht und Liebe." Max Müller l. c. S. 16.

Wort die Majestät, den Gegenstand der Furcht bedeutet, wie Deus, bei den Ariern Dew, bei den Kelten Deon. Er ist Erschaffer des Himmels und der Erde, oder wie das Concil von Nicäa erklärt, des Sichtbaren und des Unsichtbaren, also des Kosmos, der gesammten körperlichen und geistigen Welt. Es handelt sich daher um die Bedeutung des Ausdrucks Schaffen, Hervorbringen dessen, was früher nicht war; (gothisch skapan) unterschieden von Machen, Bilden, Formen; also ins Dasein rufen einer Substanz. Die Naturwissenschaft stellt allerdings und nicht mit Unrecht den Grundsatz auf: aus Nichts wird Nichts. Der Chemiker versteht aus Leinwand Zucker und Essig, aus Zucker Ameisensäure, aus Blut und Eisen Berlinerblau, aus Baldriansäure und faulem Käse die lieblichsten Wohlgerüche zu bereiten; doch müssen ihm eben die dazu nöthigen Stoffe zu Gebote stehen. Der Landwirth erzielt keine reiche Ernte, wenn er nicht der Erde die Stoffe gibt, deren irgend eine Getreideart oder Frucht zu ihrer Ausbildung bedarf. Der Architekt, der Maler oder Bildner kann ohne Steine, Holz, Farbstoffe, Marmor und andere seine Ideen nicht zur Ausführung bringen. Den Stoff selbst hingegen, oder was erst als Wesen und Realgrund vorhanden, vermag einzig nur die göttliche Allmacht zu schaffen.

Dieß nun ist es, was der Apostel lehrt. „Mittelst des Glaubens erkennen wir, daß vollendet ward das Weltall durch Gottes Ausspruch, damit aus dem was nicht erscheint, das Sichtbare hervorgehe" *) — also

*) Im griechischen Text heißt es hier nicht: „durch Gottes Wort," als ob zunächst der göttliche Logos gemeint wäre, sondern

nicht in der Weise, als sei eine materielle Grundlage, eine formlose Anhäufung (Chaos) von Dunstnebeln und Elementarstoffen, oder sonst ein Mittel (Medium) schon vorhanden gewesen, woraus der Allmächtige als bloßer Bildner und Werkmeister oder Demiurgos die Welt gebaut hätte. Was ist nun aber dieses Nichterscheinende, aus welchem das Sichtbare hervorgeht? Es ist keineswegs das reine undenkbare Nichts, aus welchem in der That Nichts werden kann, sondern vielmehr etwas so Großes und Erhabenes, daß es über unsere Begriffe hinaus reicht. Bevor der schöpferische Machtspruch ergangen, besteht, wie Thomas von Aquin lehrt, dieses Nichterscheinende in den Gedanken und idealen Anschauungen, im ewigen Worte oder Logos Gottes. Denn gleichwie Gott Sich selber als den Ewigen und Unendlichen weiß und denkt, so denkt er auch das Endliche nicht Ewige, das also nur durch seinen Willen und seine Macht verwirklicht werden kann.

Was nun das Sichtbare betrifft, das in Folge des göttlichen Machtgebotes als materielle Welt hervortritt, ist für's erste der geheimnißvolle Urstoff mit der ihm inwohnenden Urkraft, oder dem Triebe, fortwährend in zwei entgegen gesetzte Richtungen (polarisch) auseinander zu gehen. Dieser Urstoff wird in der Schrift anderwärts als der gestaltlose (amorphe) noch nicht unterscheidbare bezeichnet,*) er ist die eine Grundlage, aus welcher die

---

durch Gottes Rede, Ausspruch, in dem Sinne, nach welchem Schaffen ein bewirkendes Gebieten oder Befehlen als Offenbarung der Willensmacht ist.

*) Buch der Weisheit 11, 18.

Körperwelt in ihrer ganzen Fülle und Mannigfaltigkeit (Vielheit und Einheit) sich entwickeln sollte. Ihr erster Zustand, bei den Griechen Chaos, wird in der Schöpfungsgeschichte beschrieben als Tohu und Bohu, wüst und leer oder öde, was im alt Indischen gleichfalls mit einer solchen Assonanz (Anklang) ausgedrückt wird durch den Namen: Gahanam Gambhiram*). Die Erde war wüst und öde, und Finsterniß über dem Abgrund. (Tehom.) Wie in den ersten Worten Himmel und Erde den Gegensatz der Geister- und der Körperwelt bedeutet, so kann hier unter Erde (Erz) noch nicht ausschließlich unser Planet und sein Festland gemeint sein, sondern jene Ursubstanz der Natur, die sich zur vielgestaltigen Körperwelt auf Gottes Geheiß entfaltet.

Die Substanz (der Realgrund) dieser Körperwelt, wie schon Gregor der Große bemerkt hat, ward durch einen einzigen Schöpfungsakt hervorgerufen; dann erst folgte die Fortbildung in stufenweiser Entwicklung nach Maßgabe des schöpferischen Gebotes. Den Abgrund oder Tehom, über welchem Finsterniß lag, kann man also unbedenklich als die erste Entwicklungsform des Urstoffes betrachten, sie möge nun, (was gleichviel ist) als Dunstmasse oder als Urwasser in unermeßlicher Tiefe angesehen werden**).

---

*) Aehnliche Bezeichnungen des Ungeordneten, Verworrenen, wie z. B. pêle-mêle kommen auch in den heutigen Sprachen vor.

**) Im Hinblick auf Ps. 103, 6 wird Tehom als Wasserschwall, Urmeer, Tiefe des Oceans erachtet, als sei aus dem Tohu und Bohu, wie aus dem Mutterschooße (Hiob 38, 8) das anfänglich in Dunst gehüllte Meer hervorgebrochen, in welchem wieder

Daß es aber nicht so bleiben sollte, lehrt ein schönes Zeugniß des Propheten: „Der Herr, welcher die Himmel schuf, Elohim, der die Erde gegründet, nicht zum Tohu hat er sie geschaffen, sondern zum Bewohntwerden hat er sie gebildet*). Diese Bewohnbarkeit, zumal für den Menschen, machte eine Reihe von Fortbildungen nöthig, zu welchen die Natur, in Folge ihrer gänzlichen Bedingtheit und Unfreiheit, sich nicht selber zu erregen und zu wecken vermochte. Des Selbstbewußtseins ermangelnd kann sie die wundersame Zweckmäßigkeit, die ihren Gebilden aufgeprägt, nicht aus eigenen Gedanken, sondern nur durch das Anregen und Walten der schöpferischen Weisheit gewinnen und fortführen. Dieser Wahrheit nun wird in den folgenden Worten der Ausdruck gegeben: „Und der Geist Elohims webte (schwebte, brütete) über den Gewässern."

Da die Menschensprache sich nothwendig in Naturbildern bewegt, so hat diese Bildlichkeit den Anlaß gegeben, das Wort „Geist" durch Hauch oder Wind zu er-

die Erde gleichsam als Embryo schon enthalten war. (Delitzsch l. c. S. 94.) Sicherer ist immerhin, für diese ersten Anfänge noch nicht das eigentliche (erst später vom Festland geschiedene) Meer, sondern nur eine den Weltenraum bildende und erfüllende Gas- und Dunstform anzunehmen. Wenn Th. Schott (in der Zeitschrift von Rudelbach 1859 II. S. 210) unter Tehom sonst nichts als den gährenden Abgrund, die unermeßliche Tiefe verstanden wissen will, so ist diese Auffassung doch zu inhaltsleer. Er fühlt das selber, indem er hinzusetzt, daß dasjenige, was durch Tohu nach seinem Zustande geschildert worden, durch das Folgende „die Gewässer" nach seinem Stoff benannt werde.

*) Jesai 45, 18.

klären, als sei von einem Sturme die Rede, der die Dunstmasse bewegte. Allein abgesehen davon, daß eine solche Bewegung mit dem ruhigen Schweben und Brüten nichts gemein hat, sind auch die ältesten Völkersagen dagegen, die mehr oder minder deutlich mit dem Sinne der Schrift übereinstimmen. Aus dem Bilde des Vogels, der mit den Fittigen über dem Ei brütet, welches letztere in seinem Keime ein formloses Chaos darstellt, haben die Heiden den Mythus vom Welt-Ei gebildet. Die Inder nannten den Urgeist Naryana oder den Wassererregenden, bei den Zendvölkern hieß er Ahura. In den Veda's der Brahminen trägt der schaffende Geist den Namen Kama,*) der, wie der griechische Eros, den Liebenden bedeutet. Der chaldäische Uebersetzer der Schrift nimmt keinen Anstand, als Ergänzung beizufügen: „Der Geist der heiligen Liebe." Im Hinblicke auf die Gestalt der Taube, die im Neuen Bunde zur bildlichen Erscheinung seines Wirkens dient, sind wir also allerdings berechtigt, unter dem, über den finstern Wassertiefen webenden, das Leben weckenden Geist Elohims, den heiligen Geist zu verstehen.

Wir erkennen sonach in der schöpferischen Thätigkeit des Elohim den Vater und den göttlichen Geist; das göttliche Wort oder der Logos „durch den Alles gemacht worden," ist angedeutet in dem menschlichen Ausdruck: „und Elohim sprach," d. h. er äußerte seinen Gedanken und Willen in einem Ausspruch oder Machtgebot, in einer Offenbarung nach außen. In den Veda's ist dieser Bericht bedeutend entstellt: „Gott dachte: ich will Welten

*) Sprachverwandt mit ama, amor.

schaffen und sie waren." Man hat wohl behauptet, diese Darlegung sei viel erhabener, als jene der heil. Schrift, allein im Buche der Sprüche heißt es: „Vergeblich wird das Netz ausgelegt vor den Augen der Gefiederten"*). Der Vogel, der das Netz sieht, läßt sich nicht fangen, und wessen Geistesauge klar, der erkennt in dieser vermeintlichen Erhabenheit alsbald den uralten heidnischen Irrthum von der Weltwerdung Gottes, der auch oftmals so aufgefaßt wurde, als ob der Urheber der Dinge, Brahma, alle Gestalten der Welt aus seinem eigenen Wesen herausgeträumt hätte**). Hingegen trägt der Ausdruck: „Gott sprach" in sich schon erstlich den Gedanken, oder die Idee von allem demjenigen, was nicht seines Wesens, nicht unendlich, nicht unbedingt, nicht göttlich ist; sodann den Beschluß des schöpferischen Willens, der zugleich That ist; wie das die Psalmenverse bezeugen: „Jehova spricht und es geschieht, er gebeut und es steht da. Ewiglich o Herr bleibt und waltet Dein Wort im Himmel"***).

Wohin anders jedoch konnte das erste göttliche Machtgebot abzielen, als auf eine Weckung der an sich trägen Masse, damit sie durch Bewegung von innen nach außen sich entfalte und Gestaltung gewinne? Die Grundthätigkeit, die der Natur anerschaffen, ist das stete Auseinandergehen (Differenzirung) in entgegengesetzte (polarische) Richtungen, von deren wechselseitiger Spannung, Anziehung und Abstoßung, Trennung und Einigung,

*) Sprichw. 1, 17.

**) Delitzsch l. c. S. 96.

***) Ps. 32, 9. — 118, 71.

alle Erscheinungen und Gebilde der Körperwelt bedingt werden. Eine Ahnung davon findet sich schon in den ältesten religiösen Gesängen der Brahminen (in den Vedas). Das uranfängliche Chaos wird hier geschildert als die Finsterniß (Guha), die elektrische Urwolkenmasse, die vor der Trennung der Luft und Erde über dieser lag, und in welcher der Gott Indra sich barg. Der Donner war seine Stimme, der Blitz seine Selbstgeburt*). Die Aegypter nannten die Finsterniß oder das Chaos Athor oder Buto; die Phönizier Ba-ut, die Babylonier Ta-ut (Namen, die unverkennbar an Tohu und Bohu erinnern); diese chaotische Masse wird nach ihrer Sage belebt durch Kol-Pia, die Weisheit**). Bei einem Indianerstamme in Nordamerika fand sich die Sage, daß Anfangs alles ein See gewesen; ein großer Vogel tauchte hinein, dessen Augen feurige Blitze, dessen Flügelschläge Donner waren; da hob sich die Erde aus der Tiefe, und alle Dinge wurden gestaltet.

All diesen heidnischen Entstellungen gegenüber, wie einfach lautet das weckende Machtwort: es werde Licht! Der großartigen Erhabenheit desselben wird Niemand die Bewunderung versagen, ohne jedoch darin über das Wesen des Lichtes einen Aufschluß zu suchen. Da nämlich nicht gesagt wird: Gott schuf oder machte das Licht,

*) Eckstein l. c. S. 128, 146. Ueber die Bedeutung des Blitzes als höchste Offenbarung der Götter im Aberglauben der uralten Etrusker, das Merkwürdigste in Döllinger's Heidenthum und Judenthum. S. 460 f.

**) Dr. F. Stiefelhagen: Theologie des Heidenthums. Regensburg 1858. S. 507.

sondern, in gewähltester Weise: es werde Licht, so bleibt diese schöpferische Thatsache ganz unberührt von der alten Streitfrage, ob das Licht ein eigenthümlicher, unwägbarer (imponderabler) strömender Stoff, oder bloß ein bewegter Zustand, eine Schwingung (Vibration, Undulation) eines andern solchen Stoffes, nämlich des Aethers sei. Die Mehrzahl der Naturforscher hat sich entschieden der letzteren Ansicht zugewendet, die nicht bloß in scharfsinnigen, dem Laien in der Wissenschaft unverständlichen Berechnungen und Versuchen, sondern auch in alltäglichen Erfahrungen ihren Beweis findet. Zu diesen letzteren gehören beispielweise die Erscheinung des Lichtes (Blitzes) bei der Wasserbildung in der elektrischen Wolke, so wie bei einem hohen Grade der Erhitzung (als Phänomen des Feuers); bei jedem Druck, Stoß oder fortgesetzter Reibung trockener Hölzer, oder harter krystallinischer Körper, wodurch Funken und Flammen entstehen, u. dgl. m. *).

Die herrliche Erscheinung des Lichtes ist demnach der Anbeginn alles Bewegens und Lebens der Natur, von welchem die Ausgestaltung und Ordnung der Körperwelt abhängt. Dieß wird in den Worten ausgedrückt: „Elohim sah das Licht, daß es gut sei," worauf dann das Weitere folgt: „und er schied zwischen dem Licht und der Finsterniß, und nannte das Licht Tag und die Finsterniß Nacht. Und es war Abend und es war Morgen, Ein Tag." Offenbar ist hier von einer göttlichen Ver-

---

*) Näheres darüber, so wie über das Verhältniß des Urlichtes zu der später entstandenen Sonne bleibt den folgenden Erwägungen des Sechstagewerks vorbehalten.

fügung und Anordnung die Rede, die sich auf die ganze Zukunft bezieht. Die Wirksamkeit des Lichtes sollte ihre bestimmten Grenzen haben, so daß sie mit dem Eintritt der Finsterniß, d. h. des Mangels der Beleuchtung abwechselt. Die eigenthümliche Bezeichnung Abend und Morgen, welche die Uebergänge dieses Wechsels andeuten, scheint hier nur deßhalb gewählt, um den Abschluß Einer Schöpfungsthat, als des Einen oder ersten Tages anzuzeigen,*) wobei noch (vorläufig) der Umstand in Betracht zu nehmen ist, daß jedes fernere schöpferische Gebot, das zu einer neuen Entwicklung den Antrieb oder Impuls gibt, den Anbruch eines Schöpfungstages, also eines neuen Morgens vermittelt.

Indem wir jedoch dieses ersten Tages gedenken, können wir die, von Augustinus aufgestellte Frage nicht umgehen: ob denn der Ewige, bevor er das Licht hervorgerufen, selber von Finsterniß umgeben war, oder im Dunkel verweilte? Nun ist es aber der Sprache der Schrift, sowie jeder andern eigen, auch von einem solchen Lichte zu reden, worunter man sowohl das Selbstbewußtsein des Geistes, als auch die sittliche Wahrheit versteht*). Im höchsten und absoluten Sinne verkündet der Apostel: „Gott ist Licht, und keine Finsterniß in ihm;" womit nicht allein die Klarheit der Selbstanschauung des Unendlichen, sondern auch seine Wahrheit

*) Theodor Schott l. c. S. 213.

**) Ueber das Verhältniß des Lichtes in der Natur oder Körperwelt zum Bewußtsein der erschaffenen Geister: Prof. G. K. Mayer, Commentar über die Briefe des Apostels Johannes. Wien 1851. S. 35.

und Heiligkeit, sowie seine Allwissenheit angedeutet wird. Von dieser insbesondere heißt es im Psalme: „Auch die Finsterniß o Herr, ist Dir nicht dunkel; die Nacht ist Dir so hell (durchsichtig) wie der Tag; wie die Finsterniß, so das Licht;" (vor Dir machen sie keinen Unterschied)*). Wie demnach dem materiellen Lichte ein geistig sittliches gegenüber tritt, welches die Erkenntniß Gottes und des göttlichen Willens vermittelt, so dem Chaos und der Finsterniß in der Körperwelt ein Tohu und Dunkel in der sittlichen Welt, welchem im Gebiete der menschlichen Freiheit gestattet ist, gegen Gottes Wahrheit und Ordnung den Kampf zu führen.

2.

Der älteste Geschichtschreiber der Polen, Martin Cromer, Erzbischof von Ermeland, berichtet von einem Geschenke, welches einem Befehlshaber von Podolien geschickt wurde, und das ganz einfach in einer Wachskerze bestand. Der Ueberbringer hatte jedoch den Auftrag, ihm mündlich auszurichten: empfange von dieser Kerze das Licht. Der Starost verstand den eigentlichen Sinn dieser, wie es schien, ganz unnöthigen Botschaft; er zerbrach die Kerze, und fand ein Schreiben, das ihm über den Stand seiner Unternehmungen die erforderliche Kenntniß mittheilte, oder ihm darüber Licht gab. Bei dem bloß materiellen Lichte jener Kerze wäre er dennoch in der Unkenntniß seiner Stellung, also im Finstern geblieben.

*) Ps. 138, 12.

Wir bedürfen wohl kaum der Erörterung darüber, was unter dem geistigen Lichte zu verstehen, und ob es vorzüglicher sei, als das sinnliche, welches an sich allein uns nicht mehr nützen würde, als den Thieren. Nach einer merkwürdigen Aeußerung des hl. Franz von Assisi hat nicht der Geist um des Fleisches willen, sondern umgekehrt das Fleisch (das leibliche Sinnenleben) um des Geistes willen die Wohlthat des Lichtes empfangen. Selbstverständlich ist dies nur in Bezug auf den Menschen gesagt, in welchem zwei wesenhaft verschiedene Lebensformen sich einigen. Mittelst des sinnlichen Lichtes gestalten sich in uns die unzähligen Vorstellungen und Bilder der Außenwelt; daß wir jedoch um dieselben wissen, sie im Begriffe zusammenfassen, unser eigenes Ich von ihnen unterscheiden, und von den Erscheinungen zur Idee eines Grundes oder ursächlichen Wesens uns erheben, dieß verdanken wir einzig dem inneren Lichte des denkenden Geistes, welches wir Bewußtsein, oder Wissen und Gewissen nennen. Das Wissen, das ein Jeglicher besitzt, auch wenn er noch so wenig gelernt hat, ist das untrügliche klare Gefühl, ein selbstdenkendes, mit Vernunft und Willenskraft begabtes Wesen zu sein. Das Gewissen hingegen, von seiner rein menschlichen oder subjectiven Seite betrachtet, ist dieselbe Vernunft in ihrer gläubigen (religiösen) und practischen (socialen) Richtung, in der sie uns über unsere sittlichen Pflichten und unser Verhältniß zu Gott belehrt. Da jedoch dieses Verhältniß ein lebendiges, wechselseitiges, und daher ohne Einwirkung Gottes undenkbar ist, so hat das Gewissen auch eine von Außen, d. h. von Oben kom-

mende (objective) Macht und Bedeutung, welche bald als Stimme, bald als Licht, also jedenfalls als Offenbarung Gottes bezeichnet wird, als das wahre (unendliche, absolute Licht, das jeden Menschen erleuchtet, der in die Welt kommt, d. h. das dem Geiste jedes Menschen sich mittheilt, und ihn durch das ganze Erdenleben von seiner Geburt an begleitet*).

Fragen wir nach dem, was der Apostel Johannes, wie in dieser Stelle, so auch anderwärts als den Hauptinhalt der ihm anvertrauten Botschaft, als die Grundwahrheit des Heils erklärt, so sagt er uns: „Dies ist die Botschaft, die wir von Ihm (aus dem Munde des Herrn) vernommen, und die wir euch ankünden: daß Gott Licht ist, und keine Finsterniß in ihm.“**) Von diesem lautern Lichte, welches soviel als Weisheit, Gerechtigkeit, und eigennutzlose Liebe, mit einem Worte Gottes Heiligkeit bedeutet, redet ähnlich der Weltapostel: „Gott, der aus den Finsternissen Licht erglänzen ließ, und welcher den Lichtglanz verbreitet in unsern Herzen, (hat uns zu euerem Dienste bestellt,) damit wir die Erkenntniß der göttlichen Herrlichkeit leuchten lassen im Angesichte Christi.***) Mit anderen Worten: der

*) Joh. 1, 9. Dazu Dr. Leonardus Klofutar (Professor der Theologie zu Laibach): Commentar. in Evang. S. Joannis, Viennae 1862. p. 19. (Ein durch Erudition und Klarheit sehr ausgezeichnetes Werk; hie und da im Anschluß an den Commentar von Prof. Adalbert Maier in Freiburg.)

**) 1. Joh. 1, 5.

***) 2. Kor. 4, 5. 6.

Schöpfer des Lichtes in der Körperwelt hat uns auch mit dem geistigen Lichte seiner Gnade und Wahrheit erleuchtet, damit wir seine Herrlichkeit den übrigen Menschen offenbar machen an dem persönlichen Erscheinen, dem Worte und Wirken des Erlösers, wie dasselbe in dem von uns verkündeten Evangelium in aller Klarheit sich darstellt. Das Angesicht Christi ist es, an welchem die unsichtbare göttliche Herrlichkeit hervorleuchtet; denn, so hat er selber es ausgesprochen: Wer mich sieht (und erkennt), der sieht auch den Vater. Er allein ist es, der den Namen, das Wesen, die Heiligkeit Gottes verklärt hat auf Erden, er allein ist der Wiederhersteller, das Leben und Licht der Menschenwelt; ohne ihn bleibt alles, was auf Erden geschieht, ein finsteres, unauflösliches, trostloses Räthsel. „Ohne Gott" zu sein, ist ein Zustand, den der Apostel als Inbegriff alles Unheils schildert, indem er die Gläubigen daran mahnt, was sie früher im Heidenthume gewesen: „außer Verbindung mit Christo, und (daher) die Hoffnung des Heils nicht besitzend, und ohne Gott in dieser Welt." *)

Wie es jedoch in der alten Welt erging, daß viele der vermeintlichen Weisen im Wasser, im ätherischen Feuer oder sonst einem Element den Ursprung aller Dinge suchten, so fehlt es auch der Neuzeit nicht an Männern des Rückschrittes, welche, damit die Natur an ihrer Würde nichts verliere, es vorziehen, von Gott gar nicht zu reden. Sobald sie aber davon ausgehen, den Ursprung der Dinge anderwärts zu suchen, als in

*) Ephes. 2, 12.

der schöpferischen Macht und Weisheit des lebendigen (persönlichen) Gottes, so setzen sie die blinde, unfreie, fatalistische Natur an die Stelle der Gottheit, die Finsterniß an die Stelle des Lichtes, und gerathen auf dreifachem Wege in die Tiefen der Gedanken- und Rathlosigkeit. In den elementaren und unorganischen Gebieten des Weltalls müssen sie an einen Mechanismus glauben, der sich selber so wunderbar eingerichtet und geordnet; auf Fragen wie diese, wie es komme, daß alle Himmelskörper sich von Westen nach Osten drehen, oder daß unter allen flüssigen Stoffen nur das Wasser beim Uebergange in den festen (crystallinischen) Zustand einen größeren Raum einnehme, finden sie keine Antwort; und doch, welch eine wundersame Zweckmäßigkeit, die in dieser Thatsache sich kund gibt! Noch weit zahlreicher sind die Fragen, die im Gebiete der organischen belebten Wesen sich erheben. Woher ihre Keime und Urzellen? Woher empfing jedes Thier die Organe seiner Selbsterhaltung? Wer gab der Stubenfliege die feinen Pinsel oder Bürsten, mit welchen sie ihre zarten Flügel vom Staube befreit? Wer hat das Auge der Biene so kunstreich optisch eingerichtet, daß sie in den Kelchen der Blumen und in den dunklen Zellen ihres Baues noch so viel Licht empfängt, als sie bedarf? Wie soll dieses unermeßlich vielgestaltige, sinnbegabte Leben aus bloßer Anziehung lebloser Stoffe, aus einem uranfänglichen Wirbel der Atome sich erklären lassen?

Am widersinnigsten endlich erweisen sich jene Ansichten in den Gebieten der Begriffe und Ideen, der

Sprache, der Sitte, Religion, Wissenschaft und Kunst, wenn alle diese Thätigkeiten des geistigen Lebens aus materiellen (physisch = chemischen) Stoffen und Wechselwirkungen hergeleitet werden sollen.*) Kehren wir auf solchen Abwegen nicht zu dem Chaos zurück, aus welchem der griechische Dichter Hesiod die gesammte Welt mit Inbegriff der Götter und der Menschen entstehen ließ? Und worin soll letztlich der sittliche Nutzen, die wohlthätige Wirkung dieser Lehrmei. ungen oder Hypothesen bestehen, die überall den christlichen Völkern aufgedrungen werden?

Wie Johann Villani erzählt, waren ehedem bei den Gesundbrunnen von Puzzuoli in Neapel eigene Inschriften und Gemälde angeheftet, durch welche die Kranken über die Heilkraft und Gebrauchsart der Quellen belehrt wurden. Da geschah es, daß der Medicus Capograsso, dem diese populäre Anleitung mißfiel, in Begleitung zweier anderer Aerzte bei nächtlicher Weile von Salerno hinüberschiffte und jene Aufschriften hinwegnahm. Auf der Rückfahrt jedoch überfiel sie ein so heftiger Sturm, daß ihr Schifflein umstürzte und sie in den Wellen den Tod fanden. Diese Begebenheit steht nicht vereinzelt da; sie wiederholt sich nur allzuoft an jenen Quellen des Heils, von welchen der Herr gesagt hat, daß sie emporquillen in das ewige Leben. Unzählige Halbwisser, selber vom Wahne verführt, halten sich für berechtigt und berufen, die Zeugnisse, Urkunden und Vorschriften des Heils, die Ge-

*) Eckstein l. c. S. 23. 154.

bote christlicher Sitte, den Glauben an einen heiligen Gott und an die geistige Menschenwürde, die Autorität der Schrift und der Kirche aus der Welt zu tilgen. Allein wenn mit dem Glauben, Gewissen und Evangelium das einzige Licht des sittlichen Lebens schwindet, so tritt Verfinsterung ein, und wo Finsterniß herrscht, da kann der Sturm, das Chaos der wilden Leidenschaften nicht ausbleiben, und die Anstifter trifft mehrentheils das Unheil zuerst.

Doch auch über diesem finstern und brausenden Wasserschwall schwebt der göttliche Geist der Erbarmung, um das Licht in den Herzen wieder zu wecken. Um so dringender ist daher zu beherzigen nöthig, was die Apostel warnend und mahnend den Gläubigen aller Zeitalter zugerufen: „Lasset von Niemanden euch täuschen durch leere Worte", durch jene glänzenden, aber inhaltlosen Prunkreden, mit welchen Lüge und Läugnung sich zu schmücken und das Laster zu verschönern weiß;" denn um solcher Laster willen kommt der Zorn Gottes auf die Ungehorsamen herab. Ihr aber, von der Finsterniß befreit, im Besitze der göttlichen Wahrheit, ihr „seid Erleuchtete, Licht im Herrn."*) Aehnlich an die Gemeinde von Thessalonich: „Wir sind nicht das Eigenthum der Finsterniß," wir befinden uns nicht in dem unseligen Zustande der Trennung von Gott, der Unkenntniß seines Willens und der Unfähigkeit zur Uebung des Guten; „wir sind nicht Angehörige der Nacht und der Finsternisse, sondern des

*) Ephes. 5, 6. 7.

Lichtes und des Tages, und sind daher verpflichtet, wachsam und besonnen zu wandeln." *) um nicht in das Chaos verworrener Gedanken und Leidenschaften zurückzufallen.

Das erste Gotteswerk, mit welchem die Entwicklung und Ordnung des Kosmos begann, war die Scheidung zwischen Licht und Finsterniß. Etwas dem Aehnliches ist in Ansehung des sittlichen Lebens jedem Gläubigen zur unverbrüchlichen Aufgabe gesetzt; und Niemand kann sich damit entschuldigen, daß er diese Scheidung und Läuterung nicht vorzunehmen verstehe, oder derselben gar nicht bedürfe. Wer da behauptet, er sei im Lichte, und hasset seinen Bruder, der ist in der Finsterniß noch; er wandelt im Finstern, und weiß nicht, wohin er geht, weil die Finsternisse sein Auge verdunkeln.**) Weil nämlich Lieblosigkeit und Selbstsucht seine Gesinnung und sein Streben beherrschen, so weiß er nicht, wie böse und für ihn selber unheilvoll sei, was er unternimmt, und wie thöricht das Ziel, nach dem er strebt. Wer hingegen weiß, was es bedeutet, vom göttlichen Lichte erleuchtet zu sein, dem geziemt es, nach den Werken oder Früchten des Lichtes zu streben, „in aller Güte, Gerechtigkeit und Wahrheit, indem wir erproben, was Gott wohlgefällig sei;***) also das Gute, Rechte und Wahre zu üben im Gegensatz zu jeder Selbsttäuschung und Heuchelei. Je

---

*) 1 Thes. 5, 5.

**) 1 Joh. 2, 9. 11.

***) Ephes. 5, 9. 10.

weniger ausreichend für diese Aufgabe die menschliche Willensstärke, desto dringender wird die Bitte um den göttlichen Beistand, wie sie ausgesprochen ist in den Psalmesworten: „Erforsche mich, o Gott, und erkunde mein Herz; prüfe mich und erkenne (lehre mich erkennen) meine Gedanken; siehe, ob in mir der Abweg der Falschheit und (Deiner) Ungnade, und leite mich auf den Weg des wahrhaften, unvergänglichen Lebens!"*)

*) Ps. 138, 23.

Zweiter Vortrag.

Die Schöpfungswoche.

„Also wurden vollendet die Himmel und die Erde und ihr gesammtes Heer, und es ruhete Elohim am siebenten Tage von seinem ganzen Werke."
(Genes. 2, 1.)

Der bekannteste unter jenen Weltweisen der Griechen, die den Namen der Cyniker führten, Diogenes, hatte in Sparta einem Fremden zugesehen, der sich mit vieler Sorgfalt, durch Anschaffung neuer Gewande und mancherlei Schmuck würdig zu machen suchte, an einer bevorstehenden Festlichkeit theilzunehmen. „Wie dann," rief er diesem zu, „muß nicht ein rechtschaffener Mann jeden Tag für ein Fest halten?" — Wir werden, soweit er das innere Leben des Menschen, das Zeugniß eines guten Bewußtseins angeht, diesem Grundsatz unsere Zustimmung nicht versagen. Ein sicheres (schuldloses) Bewußtsein ist dem Dürftigen wie eine stete Mahlzeit.*) Noch bestimmter ist diese Art von Erquickung und Festfreude dadurch geschildert, daß unser innerer Mensch (unser sittlich geistiges Sein und Leben) von Tag zu Tag erneuert

*) Sprichw. 15, 15.

wird *), was unabhängig von dem leiblichen Befinden durch die Gnade des Herrn geschieht. Und wie kein religiöses Fest ohne Gebet ist, und der Lebensverkehr des Menschen mit Gott ununterbrochen fortwähren soll, so bekennt demgemäß auch der Psalmensänger: Von Tage zu Tage will ich dir danken o Herr, und deinen Namen preisen; denn deine Huld waltet über mir alle Tage meines Lebens. **)

Anders ist es damit in den Verhältnissen des öffentlichen und geselligen Lebens, in welchen für den Wechsel von Arbeit und Erholung, bei allen Völkern Werk- und Festtage unterschieden werden. Ein Leben ohne Feste hat Demokritos einer langwierigen Wanderung auf einer Straße verglichen, an der es kein Gasthaus gibt. Die öffentlichen oder Volksfeste werden also hier als bloße Belustigungen, in ausschließend irdisch weltlichem Sinne betrachtet. Allein nach göttlicher Einsetzung, Anordnung und Weihe sind solche Ruhe- und Erholungstage zu weit höheren Zwecken bestimmt; wie dieß gleich im Anfang der eigentlichen Menschengeschichte gesagt wird. „Nachdem Himmel und Erde vollendet waren und ihr gesammtes Heer, ruhete Elohim am siebenten Tage von all seinem Wirken; und heiligte ihn.“ Auf dieser Gottesruhe, welche nichts anderes bedeuten kann, als einen Abschluß des schöpferischen Wirkens, gründet sich die gesetzliche Institution des Gottgeheiligten Ruhetages oder Sabbaths im alten Bunde. Das Schöpfungswerk wird daher auch das Werk der sechs Tage (Heraëmeron) genannt, die mit In-

*) 2. Kor. 4, 16.

**) Ps. 144 u. 26.

schluß des siebenten eine Woche (Schöpfungs- oder Gotteswoche) bilden. Diese sechs Schöpfungstage und Tageswerke, wie sie als solche buchstäblich zu verstehen sind, diese Schöpfungswoche mit ihrem Sabbath, wie sie nach ihrer religiösen Bedeutung zu erfassen, das sind Fragen, die keinem Gläubigen gleichgiltig bleiben können. *)

1.

Die Völkerstämme der Arier, die in uralter Zeit auf den Hochebenen von Iran (Baktrien, Medien, Persien, Afghanistan) wohnten, verehrten unter dem Namen Ahuro Mazdao oder Ormuzd**) einen obersten Gott als allwissenden Beherrscher der Welt, die er durch das Wort (Honover) erschaffen; wiewohl sie neben ihm freilich noch einen Ahriman als Schöpfer des Bösen und der Finsterniß fürchteten. Unter Ormuzd standen sechs unsterbliche heilige Mächte: die Amesha-Cpentas oder Amschaspands, deren Namen soviel bedeuten, als Gerechtigkeit, Reinheit, Weisheit, Unsterblichkeit u. s. f. Wir beschränken uns hier dar-

*) Der wohlwollende Leser wird ersucht, in steter Beziehung auf die folgenden, zunächst auf den dritten und vierten, den gegenwärtigen Vortrag aufzufassen, da derselbe erst in den ferneren Ausführungen seine Vervollständigung und Berichtigung finden kann.

**) Bei Plato kommt diese Gottheit der Zendvölker unter dem Namen Oromazes vor, auf den Inschriften der Perserkönige Darius und Xerxes lautet er Auramazda. Im Zendavesta wird er geschildert als gut, heilig und wahrhaft, stets kämpfend gegen alles Böse und Falsche oder gegen die Macht der Finsterniß, welche Angeromainyus später Ahriman genannt wurde. Aus Vergleichung mit dem Sanskrit geht hervor, daß Ahurö mazdaö nichts anderes bedeutet, als der weise Geist. Max Müller l. c. S. 172.

auf, an die Zahl Sechs zu denken, die im Ormuzd als dem Siebenten sich zusammen schließt; diese Zahl erscheint auch meistens in der Weltentstehungslehre (Kosmogonie) der Völker. Da in den Zeitläufen das Ende stets der Anfang eines neuen Ausgangs wird, der Morgen durch den Mittag in den Abend, der Abend durch die Mitternacht in den Morgen übergeht, so haben sich aus diesen Zeiten in der Fantasie der Heiden sechs göttliche Mächte gebildet, die alle aus der siebenten und obersten hervorgehen.*) Die ältesten Kuschiten (Cephenen), die eine Zeitlang im östlichen und westlichen Asien, auch in Aegypten herrschten, haben den Sitz oder die Verkörperung dieser Mächte in die sieben Planeten verlegt, deren oberster, Bel-Kronos oder Saturn, als der Zeitengott verehrt wurde.**) Der siebente Wochentag war deßhalb bei den Heiden dem Saturnus geweiht, den (sogenannten) anderen Planeten die übrigen Tage, deren diesfällige Benennungen auch in die neueren Sprachen übergegangen sind.***)

*) Eckstein l. c. S. 82.

**) In einem von Prof. G. Seyfarth (1855) edirten Buche der alten Egypter, angeblich aus der Zeit des Menes (2781 v. Chr.) ist die Rede von sieben Untergöttern als von Gott erschaffenen Wesen, für deren Körper die sieben Planeten gehalten werden. In diesem, aus den Hieroglyphen übersetzten Buche, findet sich auch die Heiligung des siebenten Wochentags.

***) So z. B. der Tag der Sonne (die man für einen Planeten hielt), des Mondes (der jetzt blos als Trabant betrachtet wird), der Tag des Mars, mardi, Dinstag oder Erchtag, von Erch, Erich, dem Kriegsgott der Germanen; der Tag des Merkur (mercredi), des Jupiter, Donnergottes, dies jovis (jeudi); der Tag der Venus (dies veneris), deutsch Freitag, nach der Göttin Freia.

Es ist demnach eine sehr willkürliche und grundlose Behauptung, daß die Siebenzahl eine reine Mosaische Einsetzung, und nur deßhalb in die Schöpfungsgeschichte eingetragen sei, um die Heiligung des Sabbath nachhaltig zu befestigen. Nach der Religionslehre des Zendavesta hat Ormuzd in sechs Schöpfungstagen, am ersten den Himmel und die Lichtwelt, am zweiten das Wasser, am dritten die Erde, am vierten die Bäume, am fünften die Thiere, am sechsten den Menschen geschaffen; weßhalb auch der mythische Urkönig Dschemschid nicht bloß einen, sondern sechs Festtage (Gahanbars) zur Feier dieser sechs Tage angeordnet haben soll. Nach der Sage der uralten Etrusker schuf Gott im ersten Jahrtausend Himmel und Erde, im zweiten das Firmament, im dritten das Meer und die Gewässer, im vierten Sonne, Mond und Sterne, im fünften die Thiere der Luft, des Wassers und Festlandes, im sechsten die Menschen. Am Schlusse jeder Schöpfungs-Aera wird dann ein Festtag gefeiert, so daß der Sabbath hier in sechsmaliger Wiederholung erscheint!

Was an dieser merkwürdigen Ueberlieferung am auffälligsten erscheint, ist die Verlängerung der sechs Schöpfungstage in eben so viele Zeiträume oder Perioden von tausend Jahren. Solche Verlängerungen der Zeiten um das Tausend- und Millionenfache, die den Sagenkreisen asiatischer Völker eigenthümlich, sind in der Naturwissenschaft der Neuzeit wieder zu Ehren gekommen. Und allerdings, wie kann man, sobald von Schöpfungstagen die Rede ist, die Frage umgehen, was darunter zu verstehen sei? Sind unsere gewöhnlichen Erdentage gemeint: wie konnten so große Formationen, die einer langen Stu-

fenreihe der Entwicklung bedürfen, in so kurzen Zeitmaßen zur Vollendung gelangen? Und was diese Zeitmaße selbst betrifft, die ja von der Achsendrehung der Erde und dem davon abhängigen Wechsel ihrer Sonnenbeleuchtung bestimmt werden: wie kann man vor der Ausbildung der Sonne, die nach der heiligen Urkunde erst am vierten Tage erfolgte, den Namen und die Bedeutung wirklicher Tage ihnen beilegen?

Um diese Schwierigkeit zu beseitigen, hat man als Auskunftsmittel auf den Gebrauch der Schrift hingewiesen, mancherlei Zeiten von weit längerer Dauer bildlich als Tage zu bezeichnen. Die Ausdrücke: an jenem Tage, den ganzen Tag, bedeuten sehr oft so viel, als zu jenen Zeiten, die ganze Zeit. „Den Tag des Menschensohnes" nennt der Erlöser die Zeit seines Erdenlebens, die bei den Propheten auch der Tag des Heils, der Erlösung genannt wird. Man beruft sich wohl auch mit Vorliebe auf die Psalmesworte: „Tausend Jahre sind vor deinen Augen, wie der gestrige Tag, der vorüber gegangen," zu welchen der Apostelfürst noch ergänzend hinzusetzt, daß bei dem Herrn auch Ein Tag ist wie tausend Jahre*). Wollte man aus jenem Psalme des Moses den Schluß ziehen, daß ein Zeitraum von Tausenden von Jahren vor Gott soviel als ein einziger Erdentag gelte, und daher mit allem Recht ein Schöpfungstag genannt werden könne, so ergibt sich doch wieder aus dem Zusatze des Apostels, daß Gottes Allmacht an keine Zeit gebunden ist, und in der Zeit eines Erdentages zu schaffen vermöge, was nach dem uns be-

*) Ps. 89, 4. — Petr. 3, 8.

kannten irdischen Entwickelungsgange in einem Jahrtausend nicht zu Stande kommen kann *).

Die Annahme also, daß die Tage der Genesis Perioden oder Zeitabschnitte von großer nicht bestimmbarer Dauer bedeuten, obwohl sie schon von Augustinus gebilligt und von Seiten der lehrenden Kirche keineswegs verpönt wird**), läßt sich doch aus den eben angeführten Be-

*) „Jene Psalmstelle beschreibt die Ewigkeit Gottes, für welche der Unterschied der Zeiten nicht existirt, weil in Gott kein Wechsel von Licht und Finsterniß." C. F. Keil in Rudelbachs theolog. Zeitschrift. Jahrg. 1861. Heft IV. S. 690.

**) Am 2. September 1862 wurden in Rom hieher bezügliche Thesen öffentlich vertheidigt, die Dr. H. Hurter d. J. Prof. der Theol. nach dem lateinischen Wortlaut mittheilt in einer Rede „über die Rechte der Vernunft und des Glaubens," gehalten am Restaurationsfeste der Innsbrucker Universität 1863. — Es sind drei Erklärungsversuche oder Hypothesen, von denen in jener Disputation gehandelt wird. Die erste ist die Ansicht, daß Gott nach seiner urvorbildlichen Idee (secundum archetypam ideam) das ganze geordnete Weltall mit Einemmale (uno momento) hervorbrachte. Die zweite, die sich den Beobachtungen und Resultaten der Geologen anschließt, behauptet die stufenweise Entwicklung in langen Zeitfolgen und Intervallen, wobei Gott die erschaffenen Naturkräfte alles das bewirken ließ, was sie bewirken können. Dieser Ansicht wird das Zugeständniß gemacht, daß sie besser begründet und glaubwürdiger oder annehmbarer sei als die erste (majori probabilitate se commendans). Eine dritte Hypothese, welche unter Beibehaltung der sechs mosaischen Tage (im buchstäblichen Sinne) zu begründen wäre, und welche im Vergleich mit den beiden vorigen als minder gewiß (improbabilior) zu erachten, sei dem Urtheile katholischer Denker anheim gestellt. — Der neuern Geologie folgt auch P. Pianciani in seiner Cosmogonia naturale

helfen nicht zur Gewißheit erheben. Was ihr zuerst widerstreitet, ist das Verhältniß zwischen den drei ersten und den drei folgenden Tagen. Wie in Betreff dieser letzteren, in welchen das Sonnen- oder Planetensystem schon gegründet erscheint, kein astronomisches Bedenken mehr hindert, sie als wirkliche Erdentage zu betrachten, so ist es die Forderung der Analogie, auch die ersten drei Zeit-Abschnitte, weil sie ebenfalls als Tage bezeichnet werden, nach einem ähnlichen Maße der Begrenzung aufzufassen. Diese Forderung aber (und das ist der andere Grund) ist um so mehr berechtigt, als von den drei ersten Tagen ebenfalls ausgesagt wird, daß sie durch den Eintritt von Abend und Morgen gebildet oder abgegränzt sind. Wie und wodurch aber noch vor der Bildung der Sonne, dieser Wechsel von Hell und Dunkel, von Abend- und Morgenwerden stattgefunden, das ist allerdings eine Frage, deren Beantwortung, wie immer sie ausfalle, auf volle Gewißheit keinen Anspruch machen kann.

„Es ward Abend und es ward Morgen: Ein Tag." Dieß ist die Formel, die für alle folgenden Tage sich wiederholt. Statt des Sonnen-Aufgangs und Untergangs muß also ein anderer Grund dieses Lichtwechsels gesucht werden. Man kann annehmen, das von der Finsterniß geschiedene Licht habe von Einem Orte des Weltraums auf die chaotische Erdmasse gewirkt, die zugleich schon ihre Achsendrehung (Rotation) begonnen habe, weil ja von

comparata col Genesi. Rom 1862. — Man sieht, daß hier den Ansichten und Meinungen ein sehr freier Spielraum gegönnt wird.

dieser ihre Bildung zur Kugelgestalt (zum Sphäroid) bedingt wurde*).

Daß es übrigens noch an andern Erklärungswegen nicht mangelt, ergibt sich aus den wechselseitigen Verhältnissen von elektrischer Spannung, Wärme und Licht, und aus der damit verbundenen Thatsache, daß die Erde in ihren frühesten Zuständen von einer Lichthülle (Photosphäre) umgeben war, in welcher bei Verdichtung der Dunstmasse und anderen chemischen Vorgängen ein Wechsel von Hell und Dunkel eintreten muß, und dieß um so bestimmter, da jedes schöpferische Gebot als eine neue Weckung polarischer Kräfte und Gegensätze zu betrachten ist, die von verstärkter Lichtentwicklung (Oscillation des Aethers) begleitet wird.

Was an der eben betrachteten Formel noch ferner in Erwägung kömmt, ist der Anschein, als ob der Abend und der folgende Morgen die Umgränzung eines Tages bestimmten. Daß es sich damit anders verhalte, darauf hat schon Augustinus aufmerksam gemacht, indem er zeigt, daß die Rechnung eigentlich von einem Morgen zum nächstfolgenden reicht. Der erste Schöpfungs-Tag beginnt

*) Prof. Jos. Danko: Historia revelationis divinae veteris Testamenti. Vindob. 1862. pag. 7. Keil l. c. S. 691. Mit wohlbedachtem Vorbehalt wird zugleich von Keil bemerkt, daß er die Schöpfungstage nicht nach der Stundenuhr auf Stunden und Minuten berechnen, sondern überhaupt nur gegen die Verwandlung der biblischen Schöpfungstage in Perioden von Millionen und Billionen von Jahren protestiren wolle. Das Nähere über diese Kluft zwischen der Schrift und den geologischen Hypothesen bleibt dem nächstfolgenden Vortrag vorbehalten.

nämlich mit der Weckung aller Naturthätigkeit, mit dem Erscheinen des Lichtes, also mit dem Morgen; auf diesen folgt Abenddämmerung und Dunkelheit, die jetzt schon (vielleicht als vorläufige Bestimmung) Nacht genannt wird; dann tritt ein neuer Morgen ein, als Anfang des zweiten Tages und des zweiten Werks.

Gleichwie nun am ersten Tage die Scheidung vollbracht wurde zwischen Licht und Finsterniß, eben so am zweiten die Scheidung der oberen und unteren Wasser „Gott sprach: es sei eine Feste (Firmament) in Mitte der Wasser, und sie sei scheidend zwischen den Wassern oberhalb und unterhalb der Feste. Und er nannte das Firmament die Rakia, den Himmel."

Bildlich wird dieß Werk in den Psalmesworten geschildert: „Du hast den Himmel ausgespannt wie ein Gezelt." Es ist keine Nothwendigkeit vorhanden, daß wir uns darauf beschränken, diesen Himmel lediglich als die Lufthülle oder Atmosphäre der Erde zu betrachten, deren Gränzen wir so wenig kennen als den Stoff, der den Weltraum erfüllt, oder den Aether, in den sie übergeht. Wir dürfen daher unter jener Benennung beide zusammenfassen. Wo nämlich von der Bildung der Erde die Rede ist, da muß es auch um jene der übrigen Planeten sich handeln. Wenn nun aus jenen Gewässern, welche als die unteren bezeichnet werden, am dritten Tage das Festland der Erde hervor gebildet ward, so berechtigt das zu dem Schlusse, daß die Wasser ober dem Firmament die Grundstoffe für die Himmelskörper enthielten, die ober unserem Firmament erscheinen *). In der That lehren die astro-

*) Nach der Ansicht des amerikanischen Gelehrten Alb. Guyot.

nomischen Berechnungen, daß die großen oberen Planeten an Dichtigkeit der Erde weit nachstehen, indem z. B. die Masse des Jupiters nicht dichter ist als unser Wasser, die des Saturn nicht halb so dicht ist.

Was aber unser eigenes Firmament anbelangt, so hätten wir, um das Wundervolle desselben recht zu würdigen, an alle die Beziehungen zu denken, aus welchen die unerschöpflichen Aufgaben der Physik, der Chemie, der Optik und anderer Zweige der Naturforschung hervorgehen. Dahin gehört beispielsweise jene unermeßliche, die Gasform bewirkende Elasticität oder Spannkraft, welche die Atmosphäre wie eine Wölbung erscheinen läßt, und ihr den Namen der Feste oder des Firmaments erworben hat. Sodann in Ansehung der Bestandtheile, das Vorhandensein von Stickstoff oder Salpeterstoff und Sauerstoff (nebst gasförmigem Wasser), die aufs innigste gemengt, aber nicht chemisch vereinigt sind, da eine solche Vereinigung (als salpetrige Säure) das organische Leben nur verhindern oder tilgen, während der reine, als Lebensluft anerkannte Sauerstoff mangeln würde. Wie die Atmosphäre alles Wirken des Lichtes und der Wärme vermittelt, so auch das organische Leben, das Athmen, die Ernährung, das Sehen und Hören; und es ist bekannt genug, daß die Pflanze aus der Luft die Kohlensäure einathmet, und nach Aneignung des Kohlenstoffes das Sauerstoffgas wieder aushaucht, während das Thier aus der Luft den Sauerstoff einathmet, den Kohlenstoff hingegen in der Form des kohlensauren Gases wieder aushaucht. Beachten wir außerdem noch die Fähigkeit der Luft, das von der Erde in Dunstform aufsteigende Wasser

in sich zu tragen, dann die Wolkenbildung, die elektrischen Vorgänge, die Gewitter, die Meteore, so bedarf es keiner andern Beweise mehr, um die Atmosphäre, durch welche das Licht der Gestirne den Weg zu uns findet, als ein Werk der schöpferischen Weisheit kund zu geben.

Wie jedoch im Weltall je Eine Entwicklungsstufe von der anderen bedingt wird, so auch war die Scheidung der Atmosphäre und des Wassers abhängig von jener des Wassers und der eigentlichen (mineralischen) Erde. Dieß ist das Werk des dritten Tages. „Es sollen die Wasser unterhalb des Himmels (die nämlich dem Erdplaneten angehören) sich sammeln an einem Orte, und es soll zum Vorschein kommen das Trockene. Und Elohim nannte es Land (Festland) und die Ansammlung des Wassers Meer.“ Was früher stofflich, aber als Lösung und Mischung chaotisch im Wasserdunst und Wasserschwall vorhanden war, trat jetzt durch elektrisch chemische Verbindung, Crystallisation und Hebung von unten herauf zu Inseln und Festlanden (Continenten) hervor, so daß die Formation der Ur- und Uebergangsgebirge in dieser Schöpfungszeit vor sich ging.

Mit dieser Gebirgsbildung jedoch war das Werk des dritten Tages noch nicht vollendet. Zur Wohnstätte regen Lebens bestimmt, sollte das Festland nicht wüst und öde bleiben, daher unmittelbar nach der Crystallisation die Vegetation folgte, und auf dem Boden des Minerals das Leben und Wachsthum der Pflanze sich erbaute. „Der Erde sollen das Grün, samentragende Gewächse und Fruchtbäume nach ihrer besonderen Art (Species) entsprossen.“ In einem und demselben Zeitabschnitte geschah dieß, wie Thomas von Aquin erklärt, weil die Pflanzen

ohne Ortsbewegung im Erdboden wurzeln, den sie wie mit einem Gewande umhüllen und schmücken. Immer hat die Pflanze, auch in ihren niedrigsten Anfängen, das Wasser, die Luft, das Mineral zur Vorbedingung; der Uebergang vom letztern zum organischen Leben wird jedoch stets geheimnißvoll bleiben. Denn während die Minerale (Metalle, Erze, Salze) in geradlinige Gestalten (Prismen, Pyramiden, Würfel, Achtecke u. s. f. crystallisiren, erscheint als Grundlage der Gewächse die abgerundete oder ovale organische Zelle, die aus sich selber immer neue Zellen entwickelt und ansetzt; in der Weise jedoch, daß jede Urzelle eine, durch das Mikroskop nicht leicht erkennbare besondere Form und Anlage besitzt, kraft welcher sie zu einer bestimmten Gestalt sich ausbildet.

Erhebt nun der Unverstand immer wieder die veraltete Frage: wie denn ohne Einwirkung der Sonne ein Pflanzenwuchs möglich werden konnte, so muß wohl eben so oft die Erwiederung wiederholt werden, daß die uranfängliche Vegetation aus blüthenlosen, aber doch Samen (Sporen) tragenden Gewächsen, den sogenannten Kryptogamen, z. B. Farren, Schachtelhalmen und Sigillarien bestand, die in einer mit Wasserdunst und Kohlensäure noch überfüllten Atmosphäre, und bei dem hohen Grade der damaligen Erdwärme zu einem baumartigen Wuchse gediehen, ohne des Sonnenlichtes zu bedürfen. Befand sich ja noch in christlicher Vorzeit auf Grönland, also mitten im Eis und Schnee des Polarkreises ein Kloster von stetem Frühlingsgrün umgeben, das einer vulkanischen Erdwärme sein Gedeihen verdankte *).

*) Schubert l. c. S. 659.

Anders verhält es sich mit den höher entwickelten, blühenden Gewächsen und den vielfachen Gebilden der Thierwelt, deren Leben im Großen und Ganzen allerdings von Sonnenlicht und Sonnenwärme bedingt wird. Diese Bedingung erfüllt sich am vierten Tage. — Elohim gebietet: „Es sollen Leuchten sein (leuchtende Körper) am Firmament des Himmels, zu scheiden zwischen Tag und Nacht; sie sollen als Zeichen dienen, zu Zeitmaßen, Tagen und Jahren. Und Elohim machte die Sonne, den Mond und die Sterne." Offenbar ist hier keine Belehrung in der Wissenschaft der Astronomie beabsichtigt, sondern es handelt sich zunächst nur um die Beziehung der Himmelskörper zu den Menschen auf der Erde, insofern sie für die Bestimmung der Tage, Monate, Jahre, für die Berechnung der Zeiten, für den Haushalt, Feldbau, die Schifffahrt durch ihre wirklichen oder scheinbaren Bewegungen maßgebend werden.*) Bleibt bei allem dem noch die Frage unerörtert, ob nach dem biblischen Berichte Sonne und Gestirne später als die Erde oder gleichzeitig mit ihr gebildet worden, und wie dieser Bericht mit den Ergebnissen der Wissenschaft zu vereinbaren sei, so möge fürs erste die Erwägung genügen, daß nunmehr, da dieser wundersame Mechanismus des Planetensystems, so wie die gewaltige elektrische Wechselwirkung zwischen Sonne und Erde zu Stande gekommen, für die höheren Stufen des organischen Lebens die Bedingnisse gegeben waren. Daher das Machtgebot am fünften Tage: „Es sollen

*) Ausführlich von Kurtz in der Schrift „Astronomie und Bibel" behandelt.

wimmeln die Wasser vom Gewimmel lebendiger Wesen, und Geflügel soll flattern über der Erde. Und Gott schuf die großen Thiere, die langgestreckten Ungeheuer des Meeres, und was im Wasser sich regt und die Vögel." Als Werk des fünften Tages wird also die Schöpfung der Wasserthiere (Schalthiere oder Conchylien und Fische), der gleichfalls kaltblütigen Amphibien (Eidechsen oder Echsen, darunter die Riesengebilde der Saurier) und der Vögel genannt, die den niedern Wirbelthieren und den fliegenden Eidechsen (Flugechsen) durch das Eierlegen sich anschließen, während sie durch das Gefieder und mehr noch durch ihre Blutwärme von jenen unterschieden sind, und als warmblütige Thiere den Uebergang zu den Säugethieren bilden *). Diese, oder mehr im Allgemeinen die Thiere des Festlandes sind es, und zwar „die großen

*) Das „Wimmeln" der Wasserthiere ist ein gewählter Ausdruck, um das Durcheinanderbewegen derselben in unermeßlicher Menge zu bezeichnen. Nach Th. Schott (l. c. S. 218) wurden die Thiere, die in Wasser und Luft sich bewegen, an Einem Tage geschaffen, weil beide einen Raum bewohnen, der dem eigentlichen Aufenthalte des Menschen, dem Festland, noch fremd ist. Nach den neueren Ergebnissen der vergleichenden Gestaltungslehre (Morphologie) sind die Vögel in Anbetracht ihres Skelets nicht in der Klasse der Säugethiere, sondern in jener der Reptilien zu suchen. Die Flugechsen aber (Pterodactylen), die in der Urwelt häufig waren, sind schwerlich als Uebergang zu den Vögeln anzusehen, da sie mehr den Typus der Fledermaus an sich tragen. Ein wirklich gefiedertes Thier, das seinem Skelete nach die Größe einer Taube hat, wurde erst neuerlichst in den Steinbrüchen zu Soolenhofen in Baiern aufgefunden. (K. F. Peters in der österr. Wochenschrift, Jänner 1863.)

Thiere", worunter wahrscheinlich die Einhufigen und die Wiederkäuer, „das Gewürm" Landreptilien, vielleicht auch die Insekten, und „die (wilden) Thiere des Feldes," welche am sechsten Tage auf Elohims Geheiß von der Erde (dem Erdplaneten) hervorgebracht wurden.

Ob nun aber diese Thiere nach ihren besonderen Arten gleichzeitig, oder durch stufenweise Fortbildung entstanden seien: durch dieses verinnerte (subjective) Leben der Empfindung und des bewegenden Triebs, zu welchem in der Thierwelt die Natur sich steigert, war dennoch das Ziel der Erdenschöpfung nicht früher erreicht, als bis das Wort des ersten Tages „Es werde Licht," in neuer Bedeutung und Kraft sich wiederholte. Dießmal war es das geistige Licht des Selbstbewußtseins und der Selbstbestimmung oder sittlichen Freiheit, mit welchem ein Erdbewohner als Geistwesen begabt werden sollte. Und eben deßhalb, weil das geistige Leben nicht aus der unfreien Natur sprossen, nicht aus ihr sich entwickeln kann, erfolgte dieser neue Schöpfungsakt nicht mehr in der früheren Weise durch das Machtgebot: das Wasser, die Erde bringe hervor, — sondern es wird der göttliche Beschluß in den feierlichen Worten voraus berichtet: „Wir wollen den Menschen machen nach unserem Ebenbilde und unserer Aehnlichkeit, der da herrsche über alle Geschöpfe der ganzen Erde.

Mit der Schöpfung des Menschen ist das Sechstagewerk zum Abschluß gediehen. Und wenn bisher von dem vereinzelten Werke gesagt wurde: Elohim sah, daß es gut war, so folgt nun der Ausspruch, durch welchen Gott sein gesammtes Werk „überaus gut" oder harmonisch

vollendet nennt. Auf diesen Umstand hat schon Augustinus hingewiesen. Da nämlich die ganze Erdenschöpfung auf den Menschen angelegt ist, und in diesem ihren Abschluß findet, so mußten dadurch auch, den organischen Gesetzen gemäß, die früheren Werke zu ihrer ineinander greifenden Vollendung gelangen*).

Dieß wird aber nicht bloß in dem Verse bezeugt, mit welchem das zweite Hauptstück der Genesis beginnt, sondern auch in den nächstfolgenden, die von der Weihe des Sabbats handeln. Nachdem nämlich mit dem Werke der sechs Tage die Erdenwelt vollendet und für den Menschen, ihr Haupt und Auge, bewohnbar geworden, tritt nun der siebente Tag ein, der daher nimmer durch die Formel „Es ward Abend und es ward Morgen" bestimmt wird, sondern als ein Morgen sich darstellt, der in keinen Abend mehr übergeht. Wenn nun gesagt wird: „Gott ruhete am siebenten Tage von allen seinen Werken, und segnete diesen Tag und heiligte ihn," so wird es sich allerdings darum

*) Th. Schott l. c. S. 219. Das Werk des vierten Tages z. B. wirkt umgestaltend auf jenes des dritten, weil der Pflanzenwuchs nun unter dem Einflusse der Sonne und der Jahreszeiten steht; ja selbst auf das Werk des ersten Tages, weil nun Tag und Nacht ihre volle Bedeutung erlangen. Ebenso mußten für die Thierwelt des fünften Tages durch die Landthiere des sechsten neue Verhältnisse entstehen, an welchem ohne Zweifel auch die Gefiederten sich vielfacher entwickelten. Es ist damit, wie in jedem einzelnen organischen Wesen, es sei Pflanze oder Thier, während seines Wachsthums. Das früher Gebildete wächst fort und reift, während das Spätere sich zu entwickeln anfängt, und manches Einzelne (wie z. B. vor der Fruchtbildung die Blüthe) tritt zurück und schwindet, wenn es für das Ganze seinen Dienst geleistet hat.

handeln, wie diese Ruhe in ihrer Beziehung auf Gott, und wie diese Segnung und Heiligung in ihrer Beziehung auf die Menschen verstanden werden solle.

2.

Die Völker der Urzeit, welchen von der Offenbarung nur ein Dämmerschein geblieben, wußten sich den Weltengott und sein Wirken nicht anders als nach Maßgabe ihrer eigenen mühevollen Lebensweise vorzustellen. Gewöhnlich dachten sie dabei an eine Höhle oder Grotte, einen von Wolken umschlossenen Luftraum, oder sonst eine centrale Werkstätte, in welcher ein göttlicher Werkmeister die Arbeit der Weltschöpfung vorgenommen habe*). Die Cyclopen und Taurier, die vom Ararat und Taurusgebirge nach den europäischen Alpen ausgewandert**) und die mit dem Graben und Schmelzen der Erze beschäftigt waren, verehrten jenen Werkmeister gleichfalls unter dem Bilde eines mächtigen Weltenschmiedes, in Gesellschaft von sechs Gehilfen, von denen er als der siebente der höchste war. Indem er die Höhle spaltete, machte er aus der Decke den Himmel, aus dem Fußboden die Erde. In anderer Beziehung nannten sie ihn auch Matar, den Ausmessenden, den Maßgeber von Raum und Zeit. Den Völkern, welche dichtbewaldete Landstrecken bewohnten, und Baumriesen gleich jenen von Californien vor sich sahen, lag es nahe genug, als Bild der Urwelt einen Urbaum sich vorzustellen, daher sie den Bildner der Welt

*) Eckstein l. c. S. 68, 124 u. a.

**) Diese keltischen Bewohner sind es, von welchen vielleicht die metallhältigen Gebirgszüge der Tauern ihren Namen erhielten.

Twaschtar oder den großen Zimmermann des Weltbaumes nannten. Ein ähnliches Bild war das eines Töpfers mit der Drehscheibe, das in Aegypten üblich war, und das, wiewohl lediglich als Parabel oder Gleichniß, auch bei den Propheten vorkommt*). War ihnen also Gott ein bloßer Demiurg, der nämlich einen, ohne sein Zuthun schon vorhandenen Weltenstoff weiter bildete, so war er demgemäß auch ein Arbeiter, der nach so großer Anstrengung der Ruhe bedurfte und feiern mußte.

Seltsam genug hat sogar Tertullian etwas dem Aehnliches behauptet, indem er nach seiner schroffen Weise sagt: „Lasse dir nicht einfallen, Gott dem Herrn zu schmeicheln, indem du annimmst, er habe durch seinen bloßen Willen so viele und so mächtig große Wesen hervorgebracht, ohne die eigenen Kräfte daran zu setzen. Größer ist die Glorie die er besitzt, wenn er gearbeitet hat!" Zu solchen Anklängen an die Mythologie des Heidenthums wollen wir uns eben so wenig verleiten lassen, als zu dem thörichten Versuche, Gott zu schmeicheln. Die Thätigkeit sowohl als die Ruhe Gottes ist nicht nach menschlicher Art (anthropomorphisch) zu fassen. Denn gleichwie seine schöpferische Thätigkeit ohne Mühewaltung, so wird auch durch seine Ruhe nichts anderes angedeutet als eine Beendigung dieser Thätigkeit, ein Aufhören derselben**). So wird es vom Concil von Trient nach dem Wortlaut erklärt, und so berichtigt auch Thomas von Aquin: daß Gott ruhte, bedeutet soviel, als daß er sein Werk beschloß, indem er

*) Jerem. 18.

**) Quievit, id est: cessavit.

aufhörte, ganz neue Geschöpfe hervorzurufen. Es versteht sich dabei von selbst, daß alles das zunächst vom Erdplaneten gelten soll, und zwar in Folge der Schöpfung des Menschen, durch welchen die unfreie, im steten Werden und Vergehen ihrer Gebilde befangene, ruhelose Natur zur Freiheit des Geistes erhoben, in die bewußtvolle Verbindung mit ihrem Schöpfer gesetzt werden sollte. Ob nämlich diese Beendigung des Schaffens auch für die übrigen unermeßlichen Regionen des Weltalls stattgefunden, ist uns unbekannt, und wird wohl, wie gar vieles andere, unsern jenseitigen Erkenntnissen vorbehalten bleiben; indem für dermalen der Ausspruch des Herrn uns genügen muß: „bis jetzt ist mein Vater fortwährend wirkend, und auch ich (als Logos) wirke" *).

Ob nun aber dieses endlose Wirken Gottes ein fortgesetztes Schaffen andeuten soll (was jedoch mit der Schriftlehre nicht wohl vereinbar; ob es lediglich seine weltregierende Weisheit, sein Walten in der Natur- und Geisterwelt bezeichnet, so steht doch dies in keinem Falle im Widerspruch mit seiner ewigen Sabbathruhe, welche der Ausdruck seiner Erhabenheit über die ganze Schöpfungswelt, oder, was dasselbe sagt, seiner unendlichen Wesensverschiedenheit von derselben und seiner, keinem Wechsel unterworfenen Klarheit und Seligkeit ist**). Der Mensch hingegen ist von Anfang her als Arbeiter auf Erden gesetzt; Arbeit und Sorgfalt war schon im paradiesischen Zustande ihm auferlegt, damit er die Erde bebaue, sein

---

*) Joh. 517.

**) Jakob 1, 17.

Herz bewache, und so die Erde für sich, und sich selber für Gott bewahre. Aber auch außerhalb des Paradieses, an eine Arbeit voll der Mühen und Leiden, an den Kampf mit Noth und Drangsal angewiesen, sollte er der Erhabenheit seines Schöpfers und Erbarmers eingedenk bleiben, und zwar in und mittelst einer Andacht, welche nicht bloß die Erhebung des Geistes zu Gott, die Uebung des religiösen Lebens, sondern auch die symbolische Feier der göttlichen Ruhe bezweckte. Durch diese Feier des siebenten Tages, oder des Sabbath, die wahrscheinlich in die vorgeschichtliche Zeit hinaufreicht, wurde der Mensch an seinen überweltlichen Schöpfer und Gebieter, sowie zugleich an die Pflicht der dankbaren Gegenliebe und des Gehorsams erinnert. Daher das Gebot, den Sabbathtag zu heiligen, auf welches das andere folgt: sechs Tage sollst du arbeiten, der siebente aber ist dem Herrn geweiht*). Wenn nun der römische Weltweise Seneca die Beobachtung des Sabbath nur als einen abergläubischen Gebrauch ansah, durch welchen man den siebenten Theil seines Lebens mit Nichtsthun vergeude und vieles Wichtige versäume**), so urtheilt er eben wie ein stoischer Heide; während diejenigen, die in der Wiederholung solcher Gemeinplätze ihre

*) Die Ruhe hat keineswegs bloß insoferne Bedeutung, als sie die Andacht und die Beschäftigung mit göttlichen Dingen ermöglicht; sie ist in sich selber schon mehr als eine bloß äußerliche Ruhe; sie ist eine den Herrn in seiner Erhabenheit (symbolisch) darstellende, auf ihn bewußter Weise bezogene, und daher mit Gottesdienst verbundene Ruhe." F. W. Schultz in Rudelbachs Zeitschrift. 1858 I. S. 144.

**) Döllinger l. c. S. 629.

eigene Vernünftigkeit bewundern, nicht ahnen, wie weit sie von der echten Weisheit, vom Ziele ihres Lebens abgekommen.

Der Mensch ist nämlich keineswegs, gleich der Ameise oder dem Biber, ein Arbeiter bloß für das Erdenleben und die Erdenlust. Zwischen die Geister- und Körperwelt als Mittel- und Bindeglied gestellt, hat er die Aufgabe, durch Vollziehung des göttlichen Willens die Herrschaft über die Natur, den Frieden Gottes und die Fülle des unsterblichen Lebens zu erringen. Allein anstatt in diesen Frieden einzugehen, ist er aus demselben hinausgegangen, hat in der Bethätigung seiner Freiheit die Schranken des Gesetzes überschritten, und seine selige Bestimmung verfehlt. Im Widerspruch gegen die göttliche Liebe, in der Entfremdung von Gott, in der knechtischen Abhängigkeit von der Natur, unter der Herrschaft des Todes ist keine wahre Ruhe, keine Sicherheit, kein seliges Leben denkbar, wie das selbst Euripides bezeugt: „Es mag wohl der Eine glücklicher sein als der Andere; selig ist unter den Sterblichen Niemand." Der Mensch hat sonach, soviel an ihm ist, die Sabbathruhe und Glückseligkeit verscherzt; die Erbarmung Gottes aber hat die Mittel gefunden, ihn aufrecht zu erhalten und zu erneuern. Es ist daher auch in dieser Beziehung der göttliche Sabbath nicht ein absolutes Nichtschaffen, sondern ein fortwährendes Wirken und neu schaffendes Wiederherstellen der in Zerrüttung gerathenen Welt. Denn, wie die Kirche davon sagt: Der den Menschen wunderbar geschaffen, hat noch wunderbarer ihn wieder erneuert, und zwar durch die Dazwischenkunft des zweiten und himmlischen Menschen, der seiner vorzeit-

lichen oder ewigen, ihm als dem Logos eigenen Herrlichkeit sich entäußernd, vom Vater ausgegangen, und als Mittler, Versöhner und Retter in unsere trübe Welt eingegangen ist. Nachdem er auf Erden im Schweiße seines Angesichts die Wahrheit des Heils gepflanzt, unser Elend getragen, alle Angriffe der Lüge und Bosheit erduldet und im stellvertretenden priesterlichen Gehorsam ausgeharrt bis zum Opfertode, hat er am sechsten Tage mit dem Rufe: es ist vollbracht! sein Werk vollendet; am siebenten feierte er die Sabbatruhe im Grabe und in der Unterwelt, den Vätern das Ziel ihres Harrens offenbarend; am Morgen des achten Tages brachte er das leibliche Leben in unsterblicher Verklärung ans Licht hervor. Und so ward dieser Morgen der Anbruch eines Tages, dem kein Abend mehr die Gränze setzt.

So ward die Auferstehung des Herrn der Wendepunkt der Nacht der Ungnade und des Todes, zur neuen Zeit des Heils und der Hoffnung des Lebens. Darum behält zwar der siebente Tag seine Bedeutung als Abschluß der ursprünglichen Schöpfung; auch hat der erleuchtete Sinn der Kirche ihn der jungfräulichen Mutter des Herrn gewidmet, weil sie der Fülle und Wendung aller Zeiten vorbestimmt war, weil sie in sittlicher Anmuth und Gnade allen Geschöpfen vorangeht, und weil an ihr das große Mysterium der Neuschöpfung, die uranfängliche Verheißung des Heils in Erfüllung ging; daher die Kirche auch das mystische Wort auf sie anwendet, das im Namen der Weisheit ausgesagt wird: „Der mich erschaffen, hat in meiner Hütte geruht *). Die alte Feier des

*) Syr. 24, 12.

Sabbath hingegen ist seit dem Anbeginn der christlichen Zeiten vom letzten auf den ersten Wochentag, vom Sonnabend auf den Sonntag übertragen worden, um die Anerkennung der Thatsache zu bezeugen, daß die Auferstehung des Menschensohns, durch welche nicht allein seine Einheit mit dem Logos, seine göttliche Autorität besiegelt, sondern auch die Wiederherstellung der Menschenwelt verbürgt wurde, ein herrlicheres Gotteswerk sei, als die erste Schöpfung. Der andere Grund, der mit diesem in enger Verbindung, beruht in der Glaubensgewißheit, auf welche die Apostel unablässig hinweisen, daß die wahre Sabbathruhe des Menschen erst nach gänzlicher Besiegung des Todes, in der Fülle des verklärten Lebens, im unzerstörlichen Frieden Gottes beginnen, hienieden aber fürs erste nur geistig und innerlich gesucht werden könne.

Es kommt deßhalb gar sehr darauf an, wie es mit der Ruhe und Erholung gehalten wird. Es gibt nämlich, wie Thomas von Aquin lehrt, eine Ruhe in äußerlichen (materiellen und weltlichen) Gütern, und um zu diesen zu gelangen, geht der Mensch aus der Ruhe des Geistes hinaus. Es giebt eine andere Ruhe oder Befriedigung in den geistigen Gütern (des Glaubens, der Erkenntniß, der Gnade), und weil diese innerlich ist, so muß der Mensch in dieselbe eingehen. Es ist das der bekannte Unterschied zwischen Zerstreuung nach außen und Versammlung oder Einkehr nach innen. Die erste, wenn von sittlicher Heiterkeit begleitet, ist gut und nützlich, die zweite erweiset sich als nothwendiger geboten; denn nachdem der Apostel umständlich nachgewiesen, daß die echte Sabbathfeier und Sabbathruhe, die der alte Bund nur vorbildlich darstellen

konnte, dem Volke Gottes, den Gläubigen und Glaubenstreuen aufbehalten sei, ermahnet er, daß wir unser vorzügliches Bestreben und Bemühen darauf gerichtet sein lassen, in diese Ruhe einzugehen, die der Erlöser uns erworben und vorbereitet hat. Er belehrt uns auch, worin insbesondere dieses Streben und Mühen bestehen solle. „Da wir einen so erhabenen Mittler und Hohenpriester haben, der durch die Himmel gedrungen," um über den Himmeln in der Glorie des Vaters zu thronen, „so lasset uns fest halten das Bekenntniß," nämlich in Glaubensreinheit, Wort und Wandel*).

Dieß ist die Sabbathruhe, in die der Gläubige schon hienieden eingehen und die er mitten in den Werk- und Leidenstagen des Erdenlebens bewahren kann und soll. Selig zu preisen ist nur, wer seinem Erlöser die Treue bewahrt, und dereinst von ihm den Zuruf vernimmt: „Gehe ein in die Freude deines Herrn."

*) Hebr. 4, 9, 11, 14. — Daß der Ausdruck der Vulg. „festinemus ingredi" nicht so viel als „lasset uns beeilen," sondern nur das eifrige Streben bedeuten könne, ergiebt sich sowohl aus der Vergleichung des griech. Textes, als aus dem Mißverständnisse, zu dem jene Uebersetzung Anlaß geben könnte.

Dritter Vortrag.

Die Genesis und die Geologie.

„Die Wissenschaft macht stolz, die Liebe aber erbaut." (1. Cor. 8, 1.)

Während der zahlreichen Bürgerkriege, die im Mittelalter Italien verwüsteten, geschah es, daß einem aufgeblasenen Parteiführer in Toskana ein deutscher Hauptmann mit seiner Schaar entgegen zog, ein Mann von so anerkannter Tapferkeit, daß er den Gegner in nicht geringe Furcht versetzte. Um sich auch seinerseits ein Ansehen zu geben, das ihn furchtbar erscheinen ließ, legte sich der Feigling den Titel eines Ritters vom Thale (de la valle) zu Hebron bei, und flößte durch diesen prunkenden Namen dem deutschen Befehlshaber eine so hohe Meinung ein, daß auch dieser behutsam vorgieng, und die Furcht eine wechselseitige wurde. Nicht unähnlich ist das Verhältniß, das seit mehr als einem Jahrhundert zwischen den Vertretern des positiven Glaubens und jenen der Wissenschaft besteht. Die letzteren suchen durch den Glanz ihrer Naturkenntniß und ihrer Hypothesen ihre Gegner zu blenden, und mit den Waffen der Vernunft und Erfahrung gegen Unwissenheit und Aberglau-

ben zu kämpfen; die Andern verkünden den Glaubensfeinden, daß sie Unheil verbreiten und selber dem Verderben entgegen gehen. Die Folge davon aber ist nicht bloß gegenseitige Furcht, sondern auch eine fortwährende gehässige Streitsucht, von welcher der Apostel Jakobus sagt: „wenn ihr bittern Eifer und Parteisucht im Herzen tragt, so rühmet euch dessen nicht, denn es ist das keine Weisheit, die von oben kommt" *).

Die Weisheit die von oben ist, beschränkt sich nicht auf bloße Erkenntniß irgend einer Wahrheit (Gnosis) oder auf einen gewissen Umfang gründlicher Kenntnisse, durch welche der Einzelne sich über die gewöhnlichen Menschen so hervorragend fühlt, daß er zum Hochmuth versucht wird, sondern sie ist von jener aufrichtigen Liebe durchdrungen und belebt, die sich dadurch bekundet, daß sie erbaut, indem sie stets darauf abzielt, im geselligen Leben die Ordnung, den Frieden, das Wohlwollen zu fördern. Um so gewisser sind wir verpflichtet, an diesem sittlichen Grundgesetz auch da festzuhalten, wo der Widerspruch zwischen dem Glauben und der empirischen Wissenschaft seinen alten Kampfplatz behauptet, nämlich in den Ansichten über die Schöpfungsgeschichte, wie sie in der Genesis berichtet wird. Wir haben uns bereits überzeugen können, worin der wesentliche, religiöse Zweck dieser Offenbarung bestehe. Mit Sicherheit läßt sich derselbe in vierfacher Beziehung auseinander setzen**). Für's erste tritt die Darlegung der Grundwahrheit hervor, daß

---

*) Jak. 3, 14.

**) Prof. Reusch l. c. S. 80.

alles was im Kosmos vorhanden, in keiner andern Macht die ursprüngliche Ursache (Causalität) seiner Entstehung habe, als im Willen und Logos Gottes. Das zweite ist die unmittelbar daraus folgende Thatsache, ausgedrückt in den Worten: „Gott sah, daß es gut war" wodurch erklärt wird, daß jede Creatur an sich als Gottes Werk dem göttlichen Gedanken entsprechend sei. Dieß führt zur Anerkennung einer Weltansicht, welche von der Neuzeit häufig verachtet wird, nämlich der Lehre von den Zwecken der Dinge in der Welt (Teleologie), welche der Schrift gemäß im Menschen den Gipfel und das Ziel der Erdenschöpfung anerkennt. Dieser jedoch, als Ebenbild Gottes und zum Gebieter der Erde bestimmt, soll den Abschluß der Schöpfung durch die Sabbathruhe dergestalt nachbildlich feiern, daß er ein Siebentheil der Lebenszeit seiner überirdischen und ewigen Bestimmung widme.

So unbestreitbar dieß alles, kann es doch nicht völlig genügen, wenn es sich darum handelt, das Ansehen der Schrift gegen die unzähligen Einwürfe zu vertheidigen, welche von der Naturforschung und Naturwissenschaft erhoben werden, um die biblischen Berichte in das Gebiet uralter Sagen oder Mythen zu verweisen, und so ihre Autorität zu vernichten. Nimmt doch einer der hervorragendsten Forscher der Neuzeit (Ampére) keinen Anstand, zu erklären: entweder habe Moses eine eben so gründliche Kenntniß der Naturwissenschaft besessen wie unser Jahrhundert, oder er sei inspirirt gewesen; — oder wie wir hinzu setzen dürfen, er habe die Urtradition in ihrer reinsten Form aufbewahrt. Wir hätten demnach,

wiewohl in gedrängter Uebersicht, die Gründe, mit welchen die Wissenschaft gegen die Schriftlehre streitet, zu prüfen und zu würdigen, und zuletzt noch der Hauptsache zu gedenken, die für die Männer der Wissenschaft wie für die Ungelehrten ganz dieselbe Geltung hat.

1.

Zu den Lieblingsgedanken unseres Zeitalters gehört auch der von der Vielheit (Pluralität) der von seelischen Wesen bewohnten Welten. Ganz neu ist dieser Gedanke nicht, da er schon längst im Buche Hiob, in den Psalmen und beim Propheten Isaias sich ausgesprochen findet, und so auch in der bekannten Stelle: „O wie groß ist das Haus Gottes, wie unermeßlich das Gebiet seines Besitzes"*)! Der Partei gegenüber, die daran Anstoß nahm, daß es außer der Erde noch andere von vernünftigen Geschöpfen bewohnte Weltkörper geben soll, haben englische Gelehrte das Beispiel an einer Vase oder Urne aufgestellt, in der tausend Kugeln von unbekannter Farbe verborgen sind. Zieht nun Jemand eine derselben heraus, und diese zeigte sich schwarz, so wird es sehr wahrscheinlich, daß die übrigen neunhundert neun und neunzig ebenfalls schwarz sind. Die Nutzanwendung davon ist unschwer zu errathen. Von den Millionen Welten, deren Dasein der Sternenhimmel uns zeigt, kennen wir erfahrungsgemäß einzig nur unsere Erde, und diese ist sowohl von seelischen (animalischen) als von persönlichen Wesen bewohnt. Die Wahrscheinlichkeit, daß

*) Baruch 3, 24.

auch die andern uns unbekannten Welten bewohnt seien, ist daher eine unbestreitbare. Ist doch die wundersame Milchstraße gleichsam als die himmlische Ringstraße anerkannt, die Gränzen des ungeheuren Sternenheeres andeutend, zu welchem auch unsere Sonne mit ihren Planeten gehört! Sollte nicht die Schrift mit dem vielfach wiederholten Ausdruck „die Himmel der Himmel" auf dieses Weltensystem hindeuten? Wozu so viele Häuser ohne Bewohner?

Gegen alles das wäre nichts einzuwenden, würden nicht daraus ganz ungebührliche Folgerungen gezogen, und unter den Schwachgläubigen verbreitet. Es ist daher nichts Seltenes, daß man von Leuten, die sehr froh wären, ein kleines Kartoffelgärtchen zu besitzen, die verächtliche Aeußerung vernimmt: wie winzig ist doch diese Erde, wie armselig und dunkel, und der Raum der ihr zugewiesen, einer der letzten Winkel des Weltalls; was ist der Sterbliche, diese Milbe unter den Geschöpfen, daß der Allmächtige ihn heimsuchen, ja sogar in Menschennatur auf Erden sich offenbaren soll? Diese seichte Vernünftelei ist eine der eitlen Bemühungen des Hochmuths, der sich selbst zu belügen versucht. Wenn dir, o Kleinmeister, im letzten Winkel des Weltalls die Heimat angewiesen, warum erhebst du dich zu solcher Anmaßung und titanischem Stolze? Glücklicher Weise bedarf es keiner sonderlichen Mühe, um solches Gerede zu widerlegen. Was für's erste die kosmischen Verhältnisse unseres Planeten anbelangt, so haben Astronomen wie Whewell, Pfaff und Andere gezeigt, daß die Erde im Sonnensystem die günstigste Stellung, die angemessenste

Beleuchtung und den vortheilhaftesten Wechsel der Jahreszeiten besitzt. Sie ist der vornehmste unter den vier sonnennahen metallischen Planeten, unter welchen sie allein von einem Trabanten begleitet wird, und welche Mannigfaltigkeit und Fülle von Leben, das auf ihr sich entfaltet! *)

Diese Mittelstellung wird auch vom Gründer der wissenschaftlichen Geographie, C. Ritter hervorgehoben um darzuthun, daß die Erde dadurch befähigt wurde, die Heimat des Menschengeschlechtes zu werden, und alle äußeren und innern Bedürfnisse desselben auch zur Ausbildung für ein höheres Geisterreich zu befriedigen **).

*) Die Bahn der Erde befindet sich nach Whewell im Centrum der gemäßigten Zone des Sonnensystems. Saturn empfängt nur ein Hunderttheil der Erdbeleuchtung, und hat auf jeder Hemisphäre 15 Jahre lang den Ringschatten. Jupiter hat wegen der senkrechten Stellung seiner Axe keinen Wechsel der Jahreszeiten, und bei der ungeheuren Geschwindigkeit seiner Drehung einen nur fünfstündigen Tag. Mars hat nur halb so viel Licht als die Erde, seine eisige Polarzone reicht bis zum 60. Grade. Auf Venus wechselt tropische Hitze mit polarischer Kälte. Merkur, dessen Beleuchtung siebenmal stärker als die der Erde, hat keinen Wechsel der Jahreszeiten.

**) C. Ritter allgemeine Erdkunde; Vorlesungen rc. herausgegeb. von H. A. Daniel Berlin 1862. — Die Mittelstellung der Erde wird hier (S. 3) nachgewiesen an ihrem Abstand von der Sonne, an der Zeit ihres Umlaufs oder ihrem Jahr, an der mittleren Geschwindigkeit ihres Umschwungs (Rotation) um ihre Axe, an der sehr geringen Abplattung ihrer Pole, wodurch sie der Kugelgestalt am nächsten kommt; an den (im Vergleich mit Venus und Mond) viel geringern Ungleichheiten der Oberfläche rc. so daß jedes physikalische Extrem dem Erdkörper fern ist, und dieses Eben-

Aus dieser Bestimmung der Erde ergiebt sich gegen die Geringschätzung derselben noch ein anderer Grund. Groß und klein nach bloß räumlichen (stereometrischen) Verhältnissen können für den innern Werth der Dinge keinen Maßstab bilden. Ist der überaus kunstvolle Organismus einer Stubenfliege nicht bewunderswerther als ein ganzes Kalkgebirge? Und, wie ein bewährter Naturforscher es ausspricht: enthält ein Grashalm nicht eben so viele Geheimnisse in sich als das Gewölbe des Himmels? *) Wie erst wenn es um die Werthschätzung des Menschen sich handelt? Höhe und Größe der Leibesgestalt wird (nach Sidonius Apollinaris) viel passender zum Lobe eines Balkens angeführt, als zu dem eines Menschen. Bei jeglicher Größe jedoch, sie sei nun mechanischer oder sittlicher Art, behält das Gesetz seine Geltung, nach welchem das Große dem Kleinen dienstbar werden soll, gleichwie das große Schwungrad das innere Getriebe in Bewegung setzt. Nun ist zwar die Masse des Sonnenkörpers so groß, daß im Vergleich mit ihr jene der Erde beinahe verschwindet**). Durch diese Uebermacht wird sie die unwiderstehliche Beherrscherin des gesammten Systems der Planeten und Monde, die sie alle an sich kettet und in ihren Bahnen erhält. Doch gerade dadurch wird sie allen diesen wieder dienstbar, indem sie durch ihr Uebergewicht sowohl als durch ihren ungeheu-

---

maß auf eine mit dem Sonnensystem harmonisch gewordene Entwicklung schließen läßt.

*) Dutrochet in seiner Physiologie der Gewächse Paris 1837.

**) Das Massenverhältniß der Sonne zur Erde wird wie 350.000 zu 1 berechnet.

ren Lichtmantel (Photosphäre) sie elektrisch erregt, erleuchtet, erwärmt und auf ihren Oberflächen organisches Leben erweckt.

Dieses unläugbare Verhältniß der Dienstbarkeit ist es, welches die Schrift hervorhebt, indem sie der Sonne den Namen einer Leuchte, und zwar der großen Leuchte beilegt. Nun ist aber dieser Beiname deßhalb gewählt, um sie von der kleinern Leuchte, nämlich dem Monde zu unterscheiden. Der Mond aber, ein bloßer Trabant der Erde, ist sogar neun und vierzig Mal kleiner als die Erde. Wie läßt sich demnach der Mond mit der Sonne in Vergleich bringen, so daß er mit demselben Namen bezeichnet wird? Darauf erwiedert die Wissenschaft: gib dem Herrn und seiner schöpferischen Weisheit die Ehre! Was die Schrift gemeinverständlich sagt. wird von der Astronomie durchaus bestätigt, an der wundersamen Einrichtung, daß auch die obern sonnenfernen Planeten, wie Jupiter, Saturn und Uranus Monde besitzen, unter denen sich immer einer befindet, der am nächtlichen Himmel eben so groß. oder in der nämlichen scheinbaren Größe sich zeigt, in welcher dort aus so ungeheurer Ferne die Sonne zum Vorschein kommt.

Schwieriger erscheint das Bedenken, das man gegen die mosaische Zeitbestimmung zu erheben pflegt. Nicht allein von der Sonne, dem Monde und den Planeten, auch von den übrigen Gestirnen wird berichtet, daß sie am vierten Tage gebildet worden. Sollte wohl der Erdplanet früher geschaffen sein als die Sonne, ja sogar als alle die zahllosen Gestirne, die man, wiewohl sie alle in Bewegung, nach altem Sprachgebrauch die Fixsterne

nennt? Kann das Einzelne früher ins Dasein treten als das Ganze? Um diesen Anstoß zu beseitigen, hat der Akademiker Brogniart das Auskunftsmittel erdacht: durch die in der dritten Schöpfungszeit vorwaltend gewordene üppige Vegetation sei eine große Menge von Wasserdämpfen und gasförmiger Kohlensäure verbraucht, und dadurch die von diesen Stoffen gereinigte atmosphärische Luft für das Licht empfänglicher oder durchsichtiger geworden, so daß nunmehr die Sonne erst sichtbar und wirksam werden konnte*). Allein da es vom vierten Schöpfungswerk nicht heißt, daß Gott Sonne, Mond und Sterne zum Vorschein kommen ließ, sondern ausdrücklich gesagt wird, daß er sie machte oder bildete, so wird der Gläubige in einer solchen Umdeutung der Schrift keine wahre Befriedigung finden.

Es ist aber auch keine Nöthigung vorhanden, zu dieser Umdeutung die Zuflucht zu nehmen. Wer die Lehre von den Zahlen, Größen, Kräften und Stoffen (Mathematik und Physik) in ihrer Beziehung zum kosmischen Leben erfaßt, wer in Uebereinstimmung mit der Ansicht der Kirche**) erkennt, daß Gott nichts Todtes geschaffen, der wird sich auch der Ansicht nicht verschließen, welche die Gesammtheit der Körperwelt als einen Organismus betrachtet, in welchem die wichtigsten Gebilde,

---

*) Diese Ansicht wird nach Bukland und Marcel de Serres selbst von Prof. Pianciani begünstigt, und im Zusammenhange mit der höheren Fortbildung des organischen Lebens hat sie auch ihre Berechtigung.

**) „Regem, cui omnia vivunt, venite adoremus.“ (Invitat. in offic. defunctor.)

wie z. B. in der Pflanze Wurzel und Stamm, im Thiere Gehirn und Herz, nicht nach einander, sondern gleichzeitig sich entwickeln. Aus der Beschaffenheit der Meteorsteine, welche zwei irdische Metalle (Eisen und Nickel) enthalten, und wohl auch aus den Ergebnissen der Spectralchemie kann man schließen, daß im Planetensystem ähnliche Grundstoffe vorhanden sind, wie auf der Erde, und daß daher auch die Ausbildung des Ganzen nicht früher vor sich ging, als bis die Erde die ihr bestimmte Dichtigkeit (specifische Schwere) gewonnen hatte, mit welcher ihre Rotation und ihr Sonnenjahr in so engem Zusammenhange steht*).

Wenden wir uns nun von den kosmischen Verhältnissen der Erde zu denen, die ihr eigenthümlich, so tritt uns die physische Erdkunde oder Geologie mit den Ergebnissen ihrer Beobachtung, und noch entschiedener mit ihren Hypothesen entgegen. Drei Hüllen oder Schalen sind es, welche die Erde ganz oder theilweise umgeben: die Luft, das Meer, das Gestein. Was wissen wir aber von ihrem Innern? Wir dürfen wohl bei dieser Frage an den Landmann aus Biblisheim in der Rheinpfalz denken, der ein Feld ziemlich unfleißig und obenhin pflügte. Ein Fürst, der vorbeiritt, fragte ihn: Bäuerlein, wie ackerst du so nahe beim Himmel? Herr, erwiederte der Mann: tiefer unten ists nicht mein." Allerdings ein wahres Wort! Da der Durchmesser der Erde 1719

*) Auch Dr. Lüken hat diese Ansicht in einem Schreiben an Prof. Michelis entwickelt; in der inhaltreichen Zeitschrift des letztern: „Natur und Offenbarung" Dritter Band. Münster 1857, S. 153 f.

Meilen beträgt, wie vermöchten wir aus einer solchen mehr als achthundert Meilen hinabreichenden Tiefe irgend eine sichere Kunde zu holen? Ist das Innere der Erde eine in Gluth befindliche flüssige Masse, oder eine ungeheure von einer Steinschale umschlossene Höhlung? Sind die zahlreichen Vulkane die Ausgangsschlünde des innern Feuers, oder bloß die Kamine für unterirdische chemische Werkstätten? Sind die Gesteine und Gebirge, wie der Mosaische Bericht lehrt, aus dem Meerwasser ausgeschieden und abgesetzt, oder durch Feuergewalt im geschmolzenen Zustande emporgehoben und dann abgekühlt oder starr geworden? Die rein empirische Wissenschaft wird zu bekennen nicht anstehen: ich pflüge nur sehr oberflächlich; das weiter unten liegende Gebiet ist nimmer mein. Die tiefsten Schachten unserer Bergwerke werden (von Nöggerath) den Mückenstichen oder seichten Ritzen auf der Schale eines großen Apfels verglichen. Es ist ist also nur die obere Rinde des Planeten, und auch diese bloß theilweise, die von den Meistern der Geologie bisher durchforscht worden; und so erhebt sich zunächst die Frage, ob die aufgefundenen Thatsachen, oder eigentlich die zu ihrer Erklärung erdachten Voraussetzungen mit dem mosaischen Berichte vereinbar seien.

Den Grundbau des Festlandes bilden die uranfänglichen Felsarten, Urgesteine oder Urgebirge von krystallinischer Gestaltung; vor allem der Granit, dann Gneiß, Glimmerschiefer, Urkalk, Thonschiefer. Der Granit, durchaus gleichmäßig aus krystallinischen Körnern von Quarz, Glimmer und Feldspath gemengt, bietet eben deßhalb noch viel räthselhaftes dar, so weit er auch

in den Tiefen des Erdrückens massenhaft sich ausbreitet und zu hohen Gipfeln erhebt. Da jeder seiner drei Bestandtheile einen andern Hitzegrad fordert, um geschmolzen oder verflüssigt zu werden, so kann er nicht als ein Produkt des Feuers erachtet werden, während die Entstehung durch Niederschlag aus dem Wasser noch weniger erweisbar ist *). Die überaus compacte Masse, in welcher jene drei Bestandtheile, ohne chemische Mischung und ohne bindendes Cement sich einigen, kann nur durch anziehend wirksame Naturkräfte zu Stande gekommen sein, ein Ergebniß, das in seinem letzten Grunde auf die Allmacht des am dritten Tage ergangenen Schöpfergebotes zurückweist.

Noch in anderer Beziehung kann die Weisheit des schöpferischen Logos schon in diesen Felsmassen der Urgebirge geahnt oder erkannt werden, indem dieselben, obwohl sie von organisch belebten Gebilden keine Reste enthalten (und daher azoisch heißen), doch schon durch gewisse, dem organischen Leben nothwendige Grundstoffe dasselbe ermöglichen und vorbereiten. Der Feldspath im Granit hat einen bedeutenden Gehalt von Kali oder auch von Natrum, sogenannten Alkalien, von welchen das erstere einen Hauptbestandtheil der Pflanzen ausmacht; im Glimmerschiefer finden sich schon Kohlenstoff und

*) Ausführlicher, mit Benützung der von Prof. J. N. Fuchs entwickelten Gründe bei G. H. v. Schubert das Weltgebäude, die Erde rc. Erlangen 1852. S. 452 f. Aehnlich in Wolfg. Menzel's Naturkunde im christlichen Geiste aufgefaßt. Stuttgart 1856 1. B. S. 146. Nicht mit Unrecht nennt er (S. 310) den Quarz (Kiesel, Bergkrystall) einen Träger des Lichtes und Hüter des Feuers

Eisenoxyd; im Urkalk (körnigen Kalkstein) ist eine Hauptgrundlage für thierische Gestaltungen gegeben, von welchen die Trilobiten oder Urkrebse die ältesten zu sein scheinen. An diese Uebergangsgebirge einer spätern Formation (der sogenannten Grauwacke) aus geschichteten Lagern von Sandstein, Kalk und Thon, von welchen besonders der Kalk viele organische Reste in sich schließt, reihen sich dann (wie man annimmt) der Zeitfolge nach die mannigfachen Bildungen der Flötzgebirge; rothes eisenhältiges Sandgestein, Anhäufungen von Steinkohle, Muschelkalk und Kreide, mit letzteren oft zugleich Gyps und Steinsalz; dann die sogenannte Molasse oder brakische Ablagerung aus stehenden Gewässern, in welchen süßes und salziges oder Meerwasser sich gemischt haben, wozu dann zuletzt noch das Fluthland und das angeschwemmte Land zu rechnen sind. An vielen Orten der Erde aber sind diese Ablagerungen und Schichten von Felsgebilden durchbrochen, die in der Richtung von unten nach oben, offenbar durch Feuergewalt im geschmolzenen Zustande empor gequollen und später starr geworden, wie es noch jetzt an den Auswürfen der Vulcane beobachtet wird. Daß diese sehr massenhaften Felsarten und Gebirge (Trachyt und Basalt) keine Reste organischer Wesen enthalten können, ist schon aus ihrer Entstehungsart ersichtlich.

Was aus dieser flüchtigen und daher auch höchst unvollständigen Uebersicht hervorgeht, ist allerdings eine unverkennbare Folgereihe der Gebilde vom Einfachen zum Vielfachen, vom Unorganischen zum Organischen, die zur Annahme gewisser Zeitabschnitte oder Perioden,

und zwar von äußerst langer Dauer zu nöthigen scheint. Indem wir für's erste darauf eingehen, wollen wir bei jener Periode beginnen, welche als die paläzoische (Urzeit des organischen Lebens) bezeichnet wird. Es ist das die Zeit der mächtigen Steinkohlenlager, dieser Brennstoffvorräthe der Urwelt, verkohlter Ueberreste ungeheurer Wälder von baumartigen Schachtelhalmen (Equiseten) schilf- und sternblättrigen oder siegelförmig gezeichneten Gehölzen (Calamiten, Asterophyllen, Sigillarien) palmenähnlichen Farren und Cycadeen, die nirgend mehr lebendig vorkommen. Daß die Sonnenwärme das Wachsthum dieser mächtigen Stämme nicht fördern konnte, ist schon deßhalb erwiesen, weil überall die nämlichen und gleichen gefunden werden, auch in den Polargegenden, auf welche die Sonnenstrahlen nicht erwärmend wirken. Die Pflanzenbildung jener Periode mußte sonach unabhängig von dem Einflusse der Sonne, durch die von innen ausstrahlende Wärme der Erde, ihre feuchte Atmosphäre und ihr eigenes Dämmerlicht bedingt und unterhalten werden. Hier also, wo nach Formation der Gebirge, bei noch nicht vorhandener Sonnenbeleuchtung die erste Vegetation sich entwickelt, ist mit Sicherheit das Werk des dritten Tages nachzuweisen.

Setzen wir nun diese geologische Betrachtung fort, so können wir, um uns in derselben Weise über den Abend und die Nacht des dritten Tages zu verständigen, an die unbezweifelbaren großen Naturvorgänge oder Katastrophen denken, durch welche jene Urwälder verkohlt, zusammengepreßt und unter Gebirgstrümmern verschüttet wurden; ind:m die früheren Gebilde unter-

gehen mußten, um neuen Entwicklungen Raum zu geben. So weit es bisher den Geologen gestattet war, im räthselhaften Buche der Gesteine und der Erdrinde zu lesen, kommen nun in demselben ganz neue Zustände und Gestaltungen zum Vorschein. Ein großes weites Festland hat sich ausgebreitet; Ströme und Seen, die süßes (atmosphärisches) Wasser führen, haben sich (in brakischen oder stagnirenden Ansammlungen) mit dem Meerwass r gemischt, und die Niederschläge sind mannigfach gemengt und gelagert. An der Stelle der Steinkohlenschichten erscheinen jetzt die Braunkohlen, wie denn auch die darin erkennbaren Gehölze ganz anderer Art sind, und zwar nicht blos Zapfenträger (Pinien, Coniferen) z. B. Araucarien, Cypressen und Rotheiben (Taxus), sondern auch Laubtragende, und selbst Sträucher von Heidelbeeren und anderem Unterholze der gemäßigten Zone*). Zu den Erzeugnissen dieser Vegetation gehört auch der Bernstein, der vor seiner Verdichtung offenbar als flüssiges Harz von den Bäumen herabtropfte, und auf diesem Wege die zahlreichen Insekten in sich aufnahm, die man jetzt noch, und zwar in vielen hundert verschiedenen Arten, in seiner Masse eingeschlossen sieht, und die, wie besonders die Schmetterlinge, zu einer Zeit gelebt haben mußten, da die Luft schon sonnig erwärmt gewesen.

Wenn nun von der Schrift das schöpferische Gebot, welches am fünften Tage das thierische Leben weckte, in den Worten berichtet wird: „die Gewässer sollen wim-

*) Schubert l. c. S. 534. Beschreibung eines fossilen Waldes in der Schweiz von Heer.

meln von dem Gewimmel der Thiere" so wird dieser Ausdruck überall als ein bezeichnender sich bewähren, wo über oft weite Strecken (z. B. an den Donauufern so wie in vielen anderen Flußthälern) der Muschelkalk sich ausbreitet, der an manchen Stellen eine unzählbare Menge von Seethieren (Crustaceen, Mollusken u. A.) in sich schließt. Ein gleiches Zeugniß geben auch die sehr zahlreichen Abdrücke und Ueberreste von kaltblütigen Wirbelthieren, insbesondere aus der Ordnung der Fische, dann der Amphibien, unter welchen die gefräßigen riesenhaften Echsen oder Saurier, wie z. B. der mehr als vierzig Fuß lange Megalosaurus dieselben zu sein scheinen, welche die Schrift als die langgestreckten Ungeheuer (Taninim) bezeichnet.

Anstatt dieser ungeheuerlichen Formen zeigen sich in den späteren (tertiären) Gebirgsschichten und im Fluthland die Reste von Amphibien (Krokodillen, Eidechsen, Schlangen) den noch jetzt lebenden ähnlich; es erscheinen auch die Reste und ganze Gerippe vieler Säugethiere, wie z. B. der Nager, der Dickhäuter oder Pachydermen (von welchen viele frühere Arten ausgestorben), deren Kenntniß und Anordnung der überaus vielseitigen Aufgabe der Paläontologie angehört.

Fassen wir nun diese flüchtigen Angaben zusammen, so finden wir zuerst die Entstehung des Ur- und Uebergangsgebirges, so wie des ersten, von Kiesel und Thon bedingten Pflanzenwuchses, in der Genesis als Werk des dritten Tages berichtet. Die Entstehung der Thierwelt hingegen, die von den Formationen des Kalkes (bis zu jener der Kreide) abhängt, und zwar vorzüglich der

Wasserthiere, hat ihre Stelle am fünften Tage. Die Gewächse vor der Steinkohlenzeit gediehen ohne Einwirkung der Sonne; die Thierwelt des fünften Tages hingegen entwickelte sich unter diesem Einflusse, und es werden zugleich schon die Unterschiede tropischer und gemäßigter Zonen kenntlich. Zwischen dem dritten und fünften Tage jedoch nimmt der vierte seinen Verlauf, welcher von der Schrift als die Zeit der vollendeten Ausgestaltung und organischen Wechselwirkung der Sonne und der Planeten bestimmt wird*). Sollte diese Uebereinstimmung geologischer Forschungen mit den Angaben der Schrift nicht groß genug sein, um zu beweisen, daß die Wissenschaft statt mit dieser im Widerspruch zu stehen, ihr vielmehr, gleich einem außen angebauten Pfeiler, zur Bestätigung dienen müsse?

So ist es aber keineswegs, und jedenfalls wäre eine solche Siegesnachricht sehr verfrüht. Denn die eben angeführten Folgereihen der Gesteine, vom Urgebirg bis zu den Anschwemmungen (Alluvium), so wie der in den späteren Schichten aufbewahrten Reste der Pflanzen- und Thierwelt, deren Entwicklungsstufen einander so ferne liegen, haben zur Annahme von unbestimmbar langen, nur nach Millionen von Jahren zu messenden Schöpfungsperioden geführt, die dem Auftreten des Menschen vorhergegangen**). Daß im Hintergrunde dieser

*) Ebrard: der Glaube an die heilige Schrift und die Ergebnisse der Naturforschung; ausführlich citirt von Reusch l. c. S. 251 f.

**) Bekanntlich hat der Begründer der neueren geologischen Wissenschaft, Sir Charles Lyell die geschichteten Steine und Erden

Zeitrechnungen oft die Absicht lauert, den einfachen Glauben an das Schöpfungswerk und den Schöpfer zu verdrängen, um anstatt Gottes den „ewigen Stoff" und anstatt der Creation die Entwicklung (Evolution) zu setzen, ist in unserm Zeitalter kein Geheimniß mehr. Um so nothwendiger erscheint es also, der Mittel und Wege zu gedenken, durch welche man den Widerspruch der geologischen Thatsachen gegen die Genesis zu beseitigen gesucht hat, um zuletzt auf jene Wahrheit zurück zu kommen, die in allen schwebenden Streitfragen als maßgebend anerkannt werden sollte.

2.

Eine ungenau erzählte Begebenheit, die zu ihrer Zeit Aufsehen erregte, ist die, welche der Engländer

der tertiären Bildung (in welchen noch keine Spur des Menschen gefunden ward) nach drei aufeinander folgenden Zeiten in eocäne, miocäne und pliocäne, die nachtertiären aber in postpliocäne und neueste (recente) abgetheilt. Eocän bedeutet die Morgenröthe oder den Anfang der neueren Gestaltungen, die in den Pflanzen- und Thierversteinerungen auftreten. Miocän weniger, pliocän mehr der Neuzeit sich nähernd. Insbesondere werden solche Schichten pliocän genannt, in welchen unter hundert Muscheln schon 40 bis 50 sich finden, die noch jetzt lebendig vorkommen. Moderne oder recente Lagerungen nennt Lyell solche, in welchen nicht bloß alle Muscheln, die darin enthalten, sondern auch andere Ueberreste von Thieren, (Fischen, Amphibien, Säugethieren) mit den jetzt lebenden übereinstimmen. Daß diese Eintheilung unzulänglich sei, und er sie nur in Ermanglung einer bessern beibehalte, wird von dem großen Forscher selber zugestanden. (Ausland. 1863 N. 12.)

Brydon von sich und seinem Reisegefährten Ricupero, einem italienischen Domherrn veröffentlicht hat. Während einer Wanderung durch die an Vulcanen reiche Insel Java entdeckten sie nicht weniger als sieben übereinander gelagerte Schichten (erstarrte Strömungen) von Lava, zwischen denen mehrentheils eine beträchtliche Decke fertiger Dammerde (Humus) sich vorfand. Da soll nun Ricupero sich geäußert haben: da nicht weniger als zweitausend Jahre nöthig seien, damit eine Lavaschicht allmählich mit Pflanzenerde bedeckt werde, so müsse der Ausbruch der untersten Schichte vor mindestens 14.000 Jahren stattgefunden haben; und dieß sei ein Ergebniß, das ihn gegenüber der Mosaischen Zeitrechnung in die äußerste Verlegenheit bringe. Was an dieser Geschichte das Beste, ist die Unwahrheit derselben, die sich in zweifacher Weise herausstellt. Fürs erste nämlich wird von einem Gewährsmann, dessen Ansehen und Wahrheitsliebe jeden Zweifel ausschließt, (Cardinal Wiseman) bezeugt, daß Ricupero niemals etwas dem Aehnliches behauptet habe. Fürs andere ist durch Beobachtungen auf dem Aetna nachgewiesen, daß die Zeitdauer, die zum Ansatz der Dammerde über der Lava erfordert wird, sich durchaus nicht mit Sicherheit bestimmen lasse*).

*) Man kennt nämlich am Aetna sehr alte Lavaströme, auf denen noch keine Spur von Pflanzenwuchs sich zeigt; und während die im Jahre 1536 ausgeflossene Lava noch unverändert geblieben, hat sich die um ein Jahrhundert jüngere vom Jahre 1636 bereits mit fruchtbarer Erde bedeckt, so daß sie mit Bäumen und Reben bepflanzt ist. — Dr. A. Westermayer das alte Testament und seine Bedeutung 1. Band. Schaffhausen 1860 S. 198.

In ähnlicher Weise mag es nicht selten mit den Berechnungen sich verhalten, die an den Mündungen irgend eines großen Stromes (z. B. des Nil, Ganges oder Mississippi) ins Weltmeer angestellt werden, um die Entstehungszeit des dortigen Tieflandes oder Delta zu ermitteln. Für das angeschwemmte Land am Mississippi z. B. nimmt man mehr als hunderttausend Jahre an. Die Höhe des Niederschlags, den der Nilschlamm bildet, berechnet Girard auf 5 Zoll in einem Jahrhundert, also etwas mehr als 4 Fuß in einem Jahrtausend. Nun brachte man neuerlichst (1854) bei einem Bohrversuche aus einer Tiefe von 60 Fuß ein Stück eines gebrannten Ziegelsteines herauf, und aus diesem Funde zog man wieder den noch tiefern Schluß, das Nilthal müsse schon vor zwölftausend Jahren von einem baukundigen Volke bewohnt gewesen sein. Solchen überstürzten Rechnungen tritt das Bedenken entgegen, daß eine unbekannte Zahl oder Größe nur durch bekannte und sichere zu ermitteln sei, die jedoch hier mangeln, indem, wie Lyell bezeugt, für derartige Anschwemmungen ein sicherer Zeitmaßstab noch nicht entdeckt worden. Daß es überdieß bei solchen Funden an Täuschungen und willkürlichen Voraussetzungen nicht fehlt, hat eine minder befangene Beobachtung nicht selten an den Tag gelegt*).

*) So z. B. hat im Londoner Athenäum ein alter Indigopflanzer, wie er sich nennt, gegen die oben angeführte Chronologie der Nilanschwemmung Protest eingelegt. Während der langen Zeit, die er am Ufer des Ganges gelebt, habe er einmal gesehen, wie der Strom in ein Dorf einbrach, das Erdreich, auf dem es stand unterwühlte, und Töpferwaaren, Ziegelsteine ꝛc. im Grunde

Wenn aber auch die Gebilde des Fluthlandes und des Alluviums als solche sich erweisen ließen, deren Entstehung man nicht auf überaus ferne Zeiten zurück zu führen genöthigt ist, so wäre doch damit noch immer wenig gewonnen, da alle die Zustände, die man in und auf der Rinde der Erde beobachtet, von der Art sind, daß ihre Durchbildung nur binnen sehr großen Zeiträumen möglich erscheint. Ob z. B. die Urgebirge durch plutonische, von innerem Feuer bewirkte Hebung emporgestiegen*), ob sie aus der Kieselsäure in Verbindung mit verschiedenen Grundstoffen allmälich auf chemischem Wege gebildet worden**) oder ob beide Entstehungsarten stattgefunden; jedenfalls kann, wie behauptet wird, die Dauer solcher riesenhaften Vorgänge nur nach hunderttausenden von Jahren bemessen werden, zumal es als ausgemacht gilt, daß in großen Gesteinmassen der Uebergang vom flüssigen oder weichen Zustand in den starren nur überaus langsam erfolgen könne. Auch mußten ja jeder der über einander gelagerten oder theilweise eingestürzten Ge-

---

des Stromes ablagerte. Die Tiefe desselben betrug an diesem Ufer 40 Fuß, binnen drei Jahren jedoch trieb die Strömung so viel Schutt heran, daß sich über den Trümmern des Dorfes eine neue Bodenschichte anhäufte, und die Erde sich in gleicher Höhe mit dem alten Ufer erhob. Wäre nun von einem Reisenden ein Topfscherben gefunden worden, der unter diesem Schutte drei Jahre gelegen, hätte er nicht daraus den Schluß ziehen können, daß seit der Verfertigung desselben 12 bis 13000 Jahre vergangen? (Ausl. Jahr. 1858.)

*) Nach Leop. v. Buch und Elie de Beaumont.

**) Nach Andreas Wagner.

birgsarten massenhafte Erhebungen oder vulkanische Ausbrüche vorausgehen. Nicht geringer können die Zeitmaße sich darstellen, welche man für die Entstehung der Steinkohlenlager *), so wie für die Perioden des Lebens und des Unterganges jener Thierwelt anzunehmen hat, deren fossile Reste, wie sie in den Flötz- und Tertiärgebirgen in so großer Menge und Vielartigkeit aufbehalten sind, von den Gestaltungen der jetzt lebenden Thiere so oft auffallend verschieden sind.

Außer diesen Thatsachen, die auf eine oftmals wiederholte Erneuerung (Neuschöpfung) der Pflanzen- und Thiergeschlechter hinzeigen, fehlt es an anderen nicht, welche selbst in einer verhältnißmäßig neuen Periode der Erdbildung (in der des Fluthlandes oder Diluviums) zur Annahme sehr langer Zeiträume nöthigen. Abgesehen von den bereits erwähnten Anschwemmungen, reichen wohl noch weiter zurück die von den Hochgebirgen (in kälteren Nord- und Südregionen) abgebrochenen, über weite Ebenen wie ausgestreuten erratischen oder Wanderblöcke, die entweder auf Eisschollen vom Meere fortgetragen, oder auf den Eisflächen der Gletscher abgerutscht sein mußten **). Nach geologischen Anzeichen

*) Das Wachsthum der Urwälder, z. B. die zur Bildung der Saarbrücker Steinkohlen erforderlich waren, bedurfte nach genauer Berechnung mehr als einer Million Jahre; dazu kommt aber noch die lange Zeit, welche zur Ablagerung der mächtigen Zwischenschichten nöthig sein mußte.

**) Lyell: Die Eis- und Gletscherperiode in Europa während der nachtertiären Zeit. (Ausl. 1863, Nr. 3.) Die von den Gletschern Grönlands abgebrochenen Brocken, die als Eisberge in's atlan-

kann für solche Eiszeiten, so wie für die Senkungen, Ueberfluthungen und erneuerten Hebungen des festen Landes kein anderer Maßstab der Zeiten als nach Tausenden von Jahrhunderten zur Anwendung kommen, und die bekannte Auffindung von steinernen Waffen und Werkzeugen in bedeutender Tiefe, so wie anderer Spuren hat zu dem Schlusse geführt, daß selbst das erste Erscheinen des Menschen in jene frühe Zeit hinauf zu setzen sei, welcher das Mastodon, Mammuth, und andere Thiere der Vorwelt angehörten*).

Je gewaltiger demnach die Resultate der allseitigen Forschungen, die den Wortlaut der Genesis zu entkräften drohen, desto wichtiger mußte die Aufgabe werden, die Autorität der Schrift diesen Angriffen gegenüber zu schirmen, und es hat an Versuchen nicht gefehlt, dieß in einer Weise durchzuführen, durch welche den geologischen Wissenschaften ganz aus dem Wege gegangen wird. Der erste dieser Versuche, an sich sehr harmlos, nimmt von

---

tische Meer hinausschwimmen, tragen häufig Felsstücke mit hinweg. Ganz ähnlichen Erscheinungen begegnet man in den Schweizer Alpen, mit dem Unterschiede, daß der atlantische Eisberg seine Felsblöcke in die See fallen läßt, während der Gletscher, wenn er schmilzt, dieselben auf's Trockene absetzt. Die auf dem Juragebirge befindlichen Wanderblöcke (von denen einer 900 Fuß über dem Neuenburger See liegt) sind ohne Zweifel von den Berner und Walliser Alpen hinüber getragen, was nur durch eine ehemalige weitherrschende Eiszeit erklärt werden kann, da die Riesengletscher auf 10 bis 30 Meilen sich ausdehnten und eine Dicke von 1000 bis 3000 Fuß erreichten.

*) Diese Angaben über das Alter des Menschengeschlechtes können erst in einem folgenden Vortrag besprochen werden.

einem nicht unbekannten Gleichnisse den Ausgang. In den pfadlosen Urwäldern tropischer Länder, unter dem Schatten der hohen, von Lianen durchschlungenen Baumkronen herrscht während der Tageshitze eine unheimliche, von keinem Laut unterbrochene Stille. Fällt aber ein Pistolenschuß, so wird ringsum plötzlich alles wach: die Spechte, die Papageien, die Affen auf den Bäumen, die Riesenfrösche im Sumpfe, die schleichenden Jaguare und Panther erheben ihr Geschrei, Geheul und Gebrüll; und dieses ganze furchtbare Lärmen und Getöse, was hat es eigentlich zu bedeuten? Genau erwogen nicht mehr als die wirre Bewegung in einem Maierhofe, wenn zwischen Hühnern, Bachstelzen und Tauben ein Streit entsteht, oder größere Hausthiere sie in Flucht jagen. Wo nur thierische Geschöpfe leben, da ist alles Kämpfen und Ringen auf Ernährung und Fortpflanzung beschränkt. Nicht wo thierische Triebe allein die Herrschaft führen, sondern nur wo sittlich geistige Selbstständigkeit ins Mittel tritt, kann von einer eigentlichen Geschichte die Rede sein, die also erst mit dem Erscheinen des Menschen ihren Anfang nimmt. Wenn es nun sich (wissenschaftlich) nachweisen läßt, daß dieser Anfang nicht über ungefähr sechs Jahrtausende hinaufreicht *), so könnte daraus für den Gläubigen die praktische Folgerung sich ergeben, daß er alles und jedes, was dem Auftreten des Menschen voran geht, getrost den Forschungen der Geologen überlassen dürfe, und um die Milliarden von Jahren, die sie aufzählen, sich gar nicht zu kümmern brauche.

*) G. H. v. Schubert l. c. S. 212.

Es liegt jedoch am Tage, daß dieses Auskunftsmittel, welches den biblischen Bericht dem Urtheile der Naturforscher preisgiebt, eben so nahe an den Unglauben anstreift, als jenes andere, das sich mit der zaghaften Fürsprache behilft. Moses sei ja kein Lehrer der Petrefactenkunde gewesen, und habe nicht mehr gewußt, als man in seinem Zeitalter überhaupt wissen konnte. Tiefer aufgefaßt ist daher jedenfalls die Ansicht eines der gelehrtesten Bibelforscher*), nach welcher Moses als ein in die Vergangenheit schauender Prophet, und sein Schöpfungsbericht als eine Reihe von sieben prophetischen Visionen zu betrachten wäre. Dieser Auffassung jedoch mußte das Bedenken entgegen treten, daß sie nicht blos dem Charakter der heil. Schrift durchaus fremd sei, sondern auch die objective oder geschichtliche Wahrheit gefährde. Einen größeren Beifall hat jene andere Hypothese sich erworben, welche darauf abzielt, die Thatsachen der geologischen Forschung und die Angaben der Genesis so gänzlich auseinander zu halten, daß dadurch alles Widersprechende beseitigt wird. Das Sechstagewerk soll dieser Meinung nach, eine bloße Erneuerung oder Wiederherstellung (Restitution) der Welt aus dem zerrütteten Zustande sein, in welchen sie durch den Abfall der Engel gestürzt worden ist. Diesen Engeln wird die Verödung der Erde zum Tohu und Bohu (zum Chaos) so wie das Verderben der urweltlichen Thiere zugeschrieben, so daß die Ergebnisse der Paläontologie nicht den Epochen der Mosaischen Schöpfungstage angehören, sondern

*) Kurtz. Bibel und Astronomie. Cap. 4. S. 37.

in jene der Urschöpfung zurück zu versetzen seien; was nach dem Ausdruck eines scharfsinnigen Beurtheilers soviel sagen will, als daß alle sichtbaren Dinge aus dem Bauschutte einer zertrümmerten Welt hervor gebildet wurden*).

Lassen uns nun diese Umdeutungen in Bezug auf die Lösung der großen Frage, so hülflos, wie die früher genannten Versuche, so gewähren sie uns doch einen Fingerzeig, wo der rechte Ausweg zu suchen sei. Sie sind Unterstellungen, auf bloßen Wahrheitsschein gegründete Lehrgebäude oder Hypothesen, und die Theorien der Naturforscher gehören ebenfalls in diese Klasse. Sie stützen sich zwar auf eine gewisse, noch immer unzulängliche Anzahl von Thatsachen**) in sich selbst aber sind es doch nur

---

*) Nach der mystisch theosophischen Ansicht von Jacob Böhme, welcher Fr. v. Meyer, Kurtz, Delitzsch, katholischerseits auch Dr. Westermayer sich angeschlossen haben, und welche mit einer Gründlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, wiederlegt worden ist von Keil in Rudelbachs Zeitschrift 1857 IV. und 1861 IV.

**) Man denke sich (sagt Lyell), daß die ganze geologische Geschichte unseres Planeten in einem Buch von etlichen tausend Seiten aufgezeichnet gewesen wäre. Diese Blätter, zerschnitten und zerrissen, ein Spiel der Winde, wurden um den ganzen Erdkreis getragen, theilweise vernichtet, zu zwei Dritteln im Meer, vom Reste alles bis auf weniges unter Felsen vergraben. Was man von dem vollständigen Werke (Buche) aufgefunden hat, sind etwa von jedem Hundert der Blätter ein oder zwei Fragmente, meistens solche, die nach Europa und Nordamerika sich verirrt haben. Jedoch mit jedem Wachsthum der Wissenschaft wird das Werk vollständiger. (Ausl. 1863 Nr. 14.) Wie viel bescheidener als ihre Karrenschieber sprechen die Meister der Wissenschaft sich aus!

Vermuthungen und eigentliche Hypothesen, die man nur im blinden (gedankenlosen) Glauben als unumstößliche Wahrheit anzunehmen vermag. Die Voraussetzungen, auf welchen sie beruhen, werden so oft als ungenau oder irrig angestritten, daß man immerhin berechtigt bleibt, an ihrer ewigen Geltung zu zweifeln. Weder über die Bildungsart noch die Lagerung der Gesteine ist bis jetzt eine Ansicht zur unbedingten Anerkennung gelangt, und der Streit, ob sie durch plutonische Hebung oder durch chemischen Niederschlag entstanden, noch lange nicht entschieden; daher man auch über die Zeitfolge dieser Formationen nichts zuverlässiges bestimmen kann. Eben dasselbe ist auf die Theorie von den stufenweisen Entwicklungen der Pflanzen und Thiere anzuwenden, die man auf die fossilen Reste dieser organischen Gebilde begründet; zumal nicht wenige Entdeckungen der neuesten Zeit der Art sind, daß durch selbe die früheren Annahmen jeden Halt verlieren *). Bei solchen Funden jedoch, die von dem, was man früher angenommen gerade das Gegentheil beweisen, kommt es allerdings darauf an, welch eine Schlußfolge daraus gezogen wird. So hat man es vor wenigen Jahren noch für eine Thatsache angesehen, daß weder in Flötzen noch in Kalksteinhöhlen, die an Thierresten so reich sind, jemals fossile Menschen-

*) Daß in den älteren Epochen der tertiären Formationen schon warmblütige Thiere vorkommen, ist eine jetzt erwiesene Thatsache, die man vor Kurzem noch läugnete. Auch erst im Jahre 1859 hat Heer in der Schweiz aus uralter (Miocän) Zeit Reste von 3000 Pflanzenarten und einer noch größeren Zahl von Insekten gefunden. (Ausland l. c.)

knochen sich vorfinden, und dieß benützte man zum Nachweise, daß dem Auftreten des Menschen überaus lange Entwicklungszeiten voraus gegangen. In neuester Zeit hat man aus mancherlei Anzeichen die sichere Kunde gewonnen, daß der Mensch schon gleichzeitig mit dem Mammuth, dem Flußpferde und erloschenen Rhinocerosarten gelebt haben müsse. Aber auch diese noch kaum festgestellte Thatsache ward sofort zu demselben Zwecke, nämlich zum Widerspruche gegen die biblische Zeitrechnung benützt, indem sie ja jedem Paläontologen, als einem rückwärts schauenden Propheten dazu verhilft, das Alter des Menschengeschlechtes nach Belieben auf ein oder zweimal hunderttausend Jahre zurück zu datiren.

Es ist daher dem Gläubigen nicht zu verargen, wenn er bei solchen Vorgängen an den schon früher angeführten Lehrspruch sich erinnert: die Kenntniß macht stolz; oder wie es gewöhnlich lautet: die Wissenschaft (Gnosis) macht aufgeblasen; die Liebe hingegen erbaut. Es bedarf kaum der Erläuterung, daß der Apostel hier von einem Wissen, oder vielmehr von einem Wissensdünkel redet, dem die Liebe zu Gott und das Wohlwollen für die Menschen mangelt. Darum setzt er hinzu: „So Jemand dafür hält, er wisse etwas, so hat er (in dieser stolzen Gesinnung) noch nichts so erkannt, wie es zu wissen ihm geziemt;“ wie er nämlich dieses sein Wissen nach christlich sittlichen Gesetzen würdigen und anwenden soll. An solcher Aufgeblasenheit leiden diejenigen, welche die von großen und gottesfürchtigen Männern (Kepler, Newton, Leibnitz u. A.) begründete Wissenschaft dazu benützen, um den Glauben an einen persönlichen Gott

zu entkräften. Alle die enormen Zahlen und Dimensionen, mit denen sie prunken, und die Niemand mit seiner Vorstellungskraft zu umfassen vermag, können nur ein Staunen bewirken, das sich zuletzt ins völlig Leere und Gedankenlose verliert. Auf Zahlen, die man nur dadurch berechnen kann, daß die Million oder Milliarde als Einheit dient, geräth man eben sowohl mit Hülfe des Mikroskops, wie mit jener des Fernrohres; allein mit allen diesen ins Unermeßliche verlaufenden Zahlen erreicht man doch weder den Unendlichen, noch findet man eine Gränze des Raumes, oder einen Anfang der Zeiten. Daß aber die sichtbaren Dinge doch einmal einen Anfang genommen haben, kann nur von Jenen geläugnet werden, die mit Verachtung aller vernünftigen und sittlichen Gedanken an die Stelle des Schöpfers einen bewußtlosen ewigen Urstoff setzen.

Während sonach diese hohen Zahlen an sich keine Kraft haben, übersinnliche und sittliche Erkenntniß zu wecken, wird dennoch gefordert, daß man denselben allen Glauben schenke, und zu Gunsten der darauf gebauten Hypothesen auf die Heilslehre verzichte. Wo immer auf einen so seltsamen, ganz eigentlich heillosen Tausch angetragen wird, da gibt sich eine traurige Verwirrung kund, welche die Thatsachen des geistigen Bewußtseins und Gewissens von den Erscheinungen und Ergebnissen in der Sinnenwelt nicht zu unterscheiden weiß, und die aus sinnlichen Vorstellungen gewonnenen Begriffe mit den übersinnlichen Ideen des geistigen Denkens, der Sitte und des Glaubens verwechselt. Die Kunde, die wir von den Verhältnissen und Wirkungen der ihrem Wesen nach

unbekannten Naturkräfte, von den Verbindungen der Grundstoffe, und den Bedingungen (Gesetzen) des organischen Lebens besitzen, mag wie immer bereichert werden und zunehmen; zur Lösung der Frage, wie dieß alles entstanden, zur Einsicht in den Akt der Schöpfung kann sie keineswegs führen, weil diese Einsicht weder innerhalb der Gränzen der Naturforschung, noch überhaupt in der Fassungskraft eines bedingten Wesens zu suchen ist. Daß jedoch die Welt durch die Allmacht des Unendlichen erschaffen worden, darüber werden wir aus der zweifachen Quelle der Offenbarung, nämlich aus der denkenden Betrachtung des sichtbaren Weltalls und dem Worte Gottes belehrt.

Wenn es nun als Aufgabe des religiösen Glaubens zu erachten ist, die Aussprüche der Schrift ohne erkünstelte Umdeutung festzuhalten, und andrerseits doch die Richtigkeit der geologischen Funde und Beobachtungen keinem Zweifel unterliegt: wie darf es dem Gläubigen gleichgiltig sein, daß dieser Widerspruch unversöhnt stehen bleiben soll? Die sechs Schöpfungstage bezeichnen und umschließen jedenfalls sechs aufeinander folgende schöpferische Gebote (Akte, Impulse), durch welche die elektrische Thätigkeit, Licht und Wärme, Wasser und Luft, Mineral oder Festland und Pflanze, Sonne und Planet, niederes und höheres Thierleben hervorgerufen wurden, bis zuletzt die gesammte Erdbildung in der Erschaffung des Menschen ihr Ziel erreichte. Wie immer man sonst diesen Namen der Tage erklären mag *) mit den uner-

*) Die scharfsinnigen dießfälligen Versuche des heil. Augustinus, die jedoch zu keinem recht klaren Resultate führen, sind von

meßlichen Perioden der Geologen, mit dem Wechsel sogenannter Schöpfungen, die sich entwickeln und wieder zu Grunde gehen, um neuen Gebilden Raum zu machen, mit solchen Evolutionen haben die Schöpfungstage nichts gemein. Was aber die Zeitberechnungen anbelangt, so sind diese schon deßhalb nicht berechtigt, der gläubigen Annahme sich aufzudringen, weil sie die Dauer gewisser Vorgänge, welche (wie bei der Kohlen- und Torfbildung, bei Schutt- und Schlammlagern) nur für die jetzigen Zeiten gilt, unbedenklich auf die Urzeit übertragen, in der doch ohne Zweifel die Naturkräfte viel gewaltiger wirkten. Auch ist es überhaupt höchst unsicher, aus der gegenwärtigen Beschaffenheit der Erde auf ihre anfängliche Bildung zu schließen. Der Zustand, in welchem der Mensch und die ihn umgebende Natur sich befindet, kann in so unseliger Zerrüttung nicht durch den Willen der ewigen Liebe geschaffen sein, und ist einzig nur als ein durch den Abfall des Menschen verschuldeter erklärbar*).

Dr. Michelis in einem eigenen Aufsatze (Natur und Offenbarung 1. Jahrg.) ausführlich erörtert. Für den Wortlaut der Tage erklärt sich, wiewohl nicht ohne Widerspruch gegen seine, im nämlichen Buche vorgetragenen geologischen Doktrinen, auch (l. c. S. 565) G. H. v. Schubert, nachdem er freilich auch die Neuschöpfung der durch Ahrimanische Gewalten verderbten ersten Welt als eine Thatsache vorausgeschickt. Wenn er jedoch, um die Möglichkeit oder Denkbarkeit eines so unermeßlichen Werkes binnen wenigen Tagen anschaulich zu machen, an das photographische Bild einer Stadt oder Landschaft erinnert, das obwohl es viele hundert Gegenstände darstellt, doch in weniger als fünf Sekunden fertig geworden, so ist das ein Gleichniß, das kaum Jemand als passend erachten wird.

*) Keil l. c. 1861 IV. S. 292, 296.

Vom Augenblicke dieses Abfalls, bis zu jener letzten Ueberfluthung der bevölkerten Erde, welche die Sindfluth genannt wird, erstreckt sich ein Zeitalter von anderthalb bis zwei Jahrtausenden, und die Macht und Tragweite der Ereignisse, die während dieser Periode Festland und Meer, Pflanzen und Thierwelt getroffen, war wohl groß genug, um Veränderungen zu bewirken, für deren Erklärung man ohne Noth so ungeheuerliche Mengen von Jahrtausenden anhäuft. Anstatt also die Thatsachen, welche die Paläontologie nachweist, in eine Urzeit zurück zu schieben, die dem Mosaischen Sechstagewerke voraus gehen soll, wie dieß von der Hypothese der Restitutions-Schöpfung behauptet wird, setzen wir diese unläugbaren Ergebnisse getrost in ein Zeitalter, welches der Mosaischen Schöpfungsgeschichte nachfolgt; eine Annahme, die (so kühn sie erscheinen mag) unter anderm auch die Frage beseitigt, warum in jenem Berichte von plutonischen Erhebungen und vulkanischen Ausbrüchen keine Erwähnung geschieht, indem auch diese Naturvorgänge erst der Folgezeit angehören.

Die Wogen des Unglaubens gehen hoch, sie werden mehr als je vorher von einem Wissensdünkel aufgewühlt, welcher der echten Wissenschaft fremd ist. Schon Kaiser Heinrich der Vierte pflegte zu sagen: ihrer viel wissen viel; sich selbst aber hat noch Niemand ausgelernt. Wie groß aber ist erst jetzt die Zahl derer, die ihre Naturkenntnisse zur Ausbreitung des Zweifels und des Unfriedens benützen! *) Ohne Wider-

*) So wird z. B. in einem bekannten Volksbuch von der Thatsache, daß die Luft durch Erwärmung sich ausdehnt, durch Abküh-

rede ist die Wissenschaft, deren Fortschritt daher nicht gehemmt werden darf, des Menschen Glanz und Zierde; sie vergißt aber ihre Würde und verfehlt ihr Ziel, wenn sie in der Läugnung aller der Thatsachen sich verliert, die des Menschen Selbstkenntniß und Heil bedingen. Und so wird wohl Gregor der Große Recht behalten, wenn er behauptet, die Wissenschaft sei werthlos, wenn sie nichts enthält und lehrt, was die fromme Gesinnung fördert. Er fügt aber auch weislich den Gegensatz hinzu: „nutzlos ist die Frömmigkeit, die der Wissenschaft und des richtigen Urtheils ermangelt." Wenn der Wissensdünkel zu einer Aufgeblasenheit führt, welche den Glauben und die Frömmigkeit verachtet, so wird auch diese, sobald sie auf die Wissenschaft mit Hochmuth herab sieht, zu einer ähnlichen Thorheit entarten.

Die Araber erzählen gern von einem Gespräch, das zwischen einem gelehrten Grammatiker und einem Schiffer stattgefunden. Der Gelehrte stieg in ein Fahrzeug, das bereit war, über den Strom zu setzen. Bei dieser Gelegenheit fragte er den Führer des Schiffes: verstehst du etwas von der Logik, kennst du die Schriften unserer Dichter? Der Schiffer erklärte, daß er nichts davon

---

lung sich verdichtet, ausgesagt, daß in dieser Erscheinung „das große Geheimniß" des Windes liege, und dann mit einem gewissen sarkastischen Seitenblick auf Joh. 3, 8. die Bemerkung beigefügt: „wir wissen, von wannen er kommt und wohin er fährt." Das gilt bekanntlich unter den tropischen Himmelsstrichen; in unseren Gegenden wissen wir höchstens, daß der Nordwind aus dem Norden kommt und gen Süden fährt. Ein alter Reimspruch lehrt: „Wie einer liest in der Bibel, so steht am Hause sein Giebel."

wisse, und der Literat erwiederte: „so ist die Hälfte deines Lebens verloren.“ Bald nachher aber erhob sich ein heftiger Sturm und nun kam die Reihe an den Schiffer. Verstehst du, fragte er, die Kunst zu schwimmen? Nein, antwortete der Gelehrte. Der Schiffer aber sprach: „nun dann ist dein ganzes Leben verloren!“ — Die Nutzanwendung dieses Geschichtchens liegt nahe genug. Wir Sterblichen sammt und sonders müssen aus der disseitigen Welt ins Jenseits hinüber. Das Fahrzeug, auf das wir uns verlassen, daß es uns trage und schirme, ist zu gebrechlich, daß es gegen Stürme und Wogen uns Sicherheit gewähre. Je größer die Drangsal, desto geringer zeigt sich die Macht des hypothetischen Wissens, und jene vermeintliche Weisheit, die (nach Gregor dem Großen) auf der Zunge, nicht aber im Herzen ihren Sitz hat, vermag weder den Sturm der Leidenschaften zu besiegen, noch in Gefahr und Noth den rechten Muth aufrecht zu halten. In solchen Tagen oder Stunden hilft dem Mathematiker die scharfsinnigste Differenzialrechnung, die kunstvollste Construction so wenig, als sonst einem Fachgelehrten seine Wissenschaft, oder irgend einem kleinen Crösus sein Reichthum, und Keiner ist berechtigt, in der Ueberschätzung der ihm eigenen Kenntniß oder Bildung die Anderen gering zu achten. Wir Alle ohne Unterschied sind auf die Kunst des Schwimmens angewiesen, auf jene Befähigung und Uebung nämlich, von welcher die Rettung unseres wahrhaften Lebens bedingt wird. Schwimmen im buchstäblichen Sinne ist die Kunst, in und auf den Fluthen mittelst der Fluthen fort zu bewegen, sich vom Wasser tragen zu lassen, und über dem

Spiegel desselben das Haupt so erhoben zu halten, daß dem Lichte und der Luft der Zugang gewahrt bleibt. Im geistigen Sinne werden wir durch jede Tentation und Heimsuchung aufgefordert, uns von den Fluthen des Unglaubens, der Entmuthigung, der Verzweiflung nicht hinab reißen zu lassen, sondern uns in der Kraft des Glaubens und des Gottvertrauens über denselben schwebend, und dem Lebenshauche der Gnade zugängig zu erhalten. Durch den Schutz des Gebetes, sagt Gregor, überwinden wir die Stürme der Zeiten. Die Macht des Gebetes aber ruht in der Glaubenstreue, die sich durch den Wechsel menschlicher Meinungen nicht beirren läßt. Darum verheißt der Apostel die Gnade Gottes in Christo Allen, die sich nicht wie Unmündige umher treiben lassen vom Winde jeglicher durch Trügerei der Menschen ersonnener Lehre, sondern unsern Herrn Jesum Christum lieben mit standhafter, unverletzlicher Treue *).

*) Ephes. 4. 14. — 6, 24. Aus der ersten Stelle ist ersichtlich, auf welche Alters- und Bildungsstufe der Apostel die Verehrer Rénans setzen würde.

Vierter Vortrag.

Die Schöpfung des Menschen.

„Jehova Elohim bildete den Menschen aus Staub vom Erdreich und blies in sein Angesicht den belebenden Hauch, und so ward der Mensch eine lebendige Seele. (Genes. 2, 9.)

Wem es gegönnt war, jene weiten Räume zu durchwandern, in welchen die moderne Kunst und Industrie gleich einem Riesenbaume mit ihren tausendfältigen Aesten und Zweigen dem Auge sich darstellte, der mochte von der Menge, der Mannigfaltigkeit und Pracht der Gegenstände um so mehr sich bewältigt fühlen, je flüchtiger die Augenblicke, die ihm zur Anschauung derselben gegönnt waren. Ueber allen Vergleich größer und ergreifender wäre für unser Auge die Reihe der Vorgänge, Gestaltungen und Veränderungen auf der Erde, bis alle die Grundformen der unorganischen Massen, so wie die Ordnungen, Arten und Geschlechter der Pflanzen- und Thierwelt auf Gottes Geheiß in's Dasein traten. So überaus mannigfaltig aber diese Gebilde, sind sie doch nur Vorstufen, die, vom Amphibium zum Säugethier ansteigend, nur Theilganze und vereinzelte Richtungen des animalischen Lebens darstellen, und ihren eigentlichen

Typus (ihr Ziel und Vorbild) nicht erreichen, auch durch bloße Naturkraft nicht erreichen können. Dieses Ziel, in der Schöpfung des Menschen, ist die Vollendung des Sechstagewerks. Indem nun nach dem Schlusse der Schöpfungsgeschichte, im zweiten Hauptstücke der Genesis die Geschichte des Menschen den Anfang nimmt, tritt an die Stelle des bisher ausschließlich gebrauchten Namens der Allmacht ein anderer Gottesname hervor, als Bezeichnung des Ewigen und Heiligen, der in Huld und Gnade sich dem Menschen offenbart. Es ist dies der Name Jehova, der jedoch mit Elohim in Verbindung gesetzt wird, um dadurch anzuzeigen, daß beide Namen nur den Einen und Alleinigen bedeuten. „Jehova Elohim bildete den Menschen aus Staub vom Erdreich, und blies in sein Angesicht den lebendig machenden Hauch, und so ward der Mensch eine lebendige Seele."

In eben der Weise nun, wie diese vielfach gedeuteten Worte nicht eine bloße Wiederholung des vom sechsten Tagewerk Berichteten, sondern eine Vervollständigung desselben enthalten, und den Uebergang von der Schöpfungs- zur Menschengeschichte anbahnen, verhält es sich auch mit dem Rückblick auf den dritten Tag, worin wiederholt von der Schöpfung der Pflanzenwelt die Rede ist*), jedoch nur in der Absicht, um die Vorbedingung für das Leben des Menschen auf Erden, und die Fürsorge für seinen paradiesischen Aufenthalt mit Bestimmtheit anzugeben. Darum wird auch, gleichsam nachträglich

---

*) Genes. 2, 4. 5. 8. 9 2c. Dazu die gründlichen Bemerkungen von Theod. Schott l. c. S. 219 f.

gesagt; „Jehova Elohim hatte einen Garten gepflanzt im Lande Eden gen Morgen, in welchen er den Menschen einsetzte.“ In der ersten Hälfte dieses Berichts werden wir über des Menschen Ursprung, Wesen und Würde, in der zweiten über seine Urheimath und geistige Entwicklung, so wie über das große Mysterium der Menschheit belehrt.

1.

Wir sind gewohnt, das Weltall oder die Gesammtheit der Körperwelt mit einem Namen zu bezeichnen, der (vorzüglich durch Humboldt) allgemein gebräuchlich geworden, der jedoch mehr als Eine Bedeutung hat. Das griechische Kosmos sowohl wie das lateinische Mundus bedeutet nicht blos den Inbegriff der erschaffenen Wesen, sondern auch Ordnung, Sitte, Ehre, Schmuck und Zierde *). Der Mensch, als eine Welt im Kleinen (Mikrokosmos), insofern er das planetarisch organische und das übersinnliche Leben in sich vereinigt, wird daher mit einem Wortspiel der Kosmos des Kosmos genannt, weil in ihm eigentlich die Zierde der Erdenwelt, so wie alle Ordnung und Gesittung zu suchen ist, wie denn auch Augustinus das Menschengeschlecht den größten Schmuck der Erde genannt hat. Wäre diese nicht von Menschen bewohnt, so bliebe sie immerdar ein wüster Tummelplatz bestialer und brutaler Geschöpfe, ohne ein betrachtendes Auge, ohne ein bewußtvolles Band mit dem persönlichen

*) Auch die Vulgata übersetzt Genes. 2, 1. Igitur perfecti sunt coeli et terra et omnis o r n a t u s eorum.

Urheber der Dinge, ohne Geschichte, Cultur und Sitte. Um für diese Mittelstellung befähigt zu werden, mußte der Mensch auf dem Boden der Natur, und doch zugleich wesenhaft über derselben stehen; er durfte nicht lediglich als höchstes Gebilde des organischer Lebens, mittelst einer Entwicklung aus der Thierwelt in's Dasein treten, sondern nur als ein neu geschaffenes, über die Natur hinaus reichendes Wesen, in welchem der Gegensatz der Körper- und Geisterwelt zur Einigung gelangte.

Das Dasein des Menschen auf Erden war demnach bedingt durch einen erneuerten Schöpfungsakt, welcher, was die menschliche Leiblichkeit anbelangt, auf der Grundlage der schon erschaffenen Körperwelt sich vollzog. Er wird daher, da es sich um kein bloßes Naturgebilde handelt, nicht mehr mit dem weckenden Machtgebote eingeleitet: die Erde lasse sprossen, das Wasser, die Erde bringe hervor, sondern mit der feierlichen Rede des Einen und Dreipersönlichen: „Lasset uns einen Menschen schaffen nach unserem Ebenbilde;" worauf dann die Vollziehung dieses Beschlusses in einer Weise beschrieben wird, die den Menschen als Bürger und Mittelglied zweier Welten, als einen zugleich Irdischen und Himmlischen kennzeichnet.

Verweilen wir zuvörderst bei der Erwägung der Worte: Jehova bildete den Menschen aus Staub vom Erdreich, so erscheinen dieselben in der Absicht gewählt, um von den organischen Einzelwesen der Erde auf diese letztere selbst zurückzuweisen*). Bedeuten schon die Aus-

*) Statt des anfänglich gebrauchten Wortes Erez, welches den irdischen Urstoff (die Substanz aller materiellen Dinge) bezeichnet,

drücke Erdreich und Staub etwas anderes als irgend ein besonderes Gestein oder Mineral, sondern ein Product der Verwitterung unter dem Einwirken der Luft, in welchem zahlreiche Stoffe verbunden sind, so darf man dieß als Hindeutung auf die Thatsache betrachten, daß der Menschenleib ein Gebilde ist, in welchem alle Elemente und Naturkräfte des Planeten (gleich Radien im Centrum) sich einigen, so daß die übrigen organischen Geschöpfe im Verhältniß zu ihm nur vereinzelte, einseitige, beschränkte Lebensrichtungen darstellen *). Indem wir jedoch den Ursprung des Menschen durch einen eigenen Schöpfungsakt im Auge behalten, werden wir uns durch jene Thatsache keineswegs verleiten lassen, eine Stufenleiter anzunehmen, welche von den Conferven und dem Armpolyp bis zum Menschen hinan führen soll, dem somit lediglich in den Reihen der Naturwesen der oberste Rang zuerkannt würde.

---

steht nun Adamah, womit der Name Adam zusammenhängt, wie mit dem lateinischen Humus (Dammerde) der Name Homo, der Erdensohn, und (nach Max Müller) das Eigenschaftswort humilis, d. h. am Erdboden befindlich, für „demüthig". Das griechische Anthropos erklären Einige nach dem Wortlaut als den Glanzäugigen, Andere als den Emporschauenden.

*) W. Menzel l. c. III. S. 382. Sehr zweckmäßig wird hier bemerkt: der Gedanke, im Menschen concentrire und sublimire sich gleichsam die ganze Natur, könne nur mit Vorsicht und in bestimmter Einschränkung seine Geltung finden, und dürfe weder pantheistisch, nämlich mit Ausschließung Gottes (richtiger: mit Ausschließung der Persönlichkeit Gottes) noch materialistisch, mit Ausschließung des Geistes, aufgefaßt werden.

Beachten wir jene aufsteigende Linie, nach welcher der Gründer der wissenschaftlichen Erdkunde die irdischen Wesen geordnet hat, so finden wir zu unterst den Krystall (die eigentliche Gestaltung des Minerals), auf welchen der Reihe nach die Pflanze, das Thier, dann der Erdplanet und endlich der Mensch folgt*). Nach dieser allerdings ungewöhnlichen Anordnung, die aber dem Schriftwort völlig gemäß ist, findet kein Uebergang vom Thiere zum Menschen statt, sondern die Leiblichkeit des Letzteren wird bedingt durch eine neue und vollständige Zusammenfassung der gesammten Elemente und Naturkräfte der Erde, die sonach als planetarische Welt zwischen dem Thiere und dem Menschen steht. So befremdend dieß scheinen mag, bedarf es doch, um anschaulich zu werden, keiner weit hergeholten Beweise. Es ist nämlich vor allem zu bedenken, daß die Erde nicht blos zur Körperwelt, zum Naturreiche, sondern auch zur unsichtbaren Welt, zum Geisterreiche in einem besonderen Verhältnisse steht. Als Wohnort und Erziehungsanstalt freier und vernunftbegabter Wesen ist sie eine Gotteswelt, eine Stätte der Offenbarung göttlicher Weisheit und Liebe an das Menschengeschlecht; daher sie in ihrem Grundbau nicht dem wüsten Kampfe der Naturkräfte überlassen, sondern nur das zweckmäßig organisirte Werk der göttlichen Vorsehung sein konnte.

Daraus ergibt sich nun für's zweite, daß die Erde als Planet durch diese ihre Beziehung zur geistigen Welt, oder was dasselbe bedeutet, durch diese sittliche Be-

*) C. Ritter l. c. S. 11—19.

stimmung vor allen anderen körperlichen Einzeldingen sich auszeichnet, welche an und für sich eine solche Bestimmung nicht in sich tragen. Was jedoch den Gewächsen und Thieren mangelt, ist als wesentliche Eigenschaft dem Menschen anerschaffen, so daß der sittliche Charakter, die Würde des Geistes schon dem Menschenleibe, der Menschengestalt aufgeprägt erscheint. Die höhere Bestimmung also, welche der Erde für alle Lebensalter der Völker gegeben worden, tritt an keinem anderen Geschöpfe als an dem Menschen zu Tage, weßhalb auch das Verhältniß dieses Letzteren zum Erdplaneten ein ganz anderes ist, als jenes der Thiere*). So wenig die Erde aus

*) Bekanntlich wird, selbst im Sprachgebrauch der heiligen Schrift auch das Thier ein beseeltes oder seelisches Wesen (animal) genannt. Diese, an sich vergängliche Natur- oder Thierseele ist eine erdgeborne, planetarische, oder genauer gesagt, hervorgegangen aus dem Streben der Natur nach Verinnerung (Subjectivität), nach dem Innewerden ihrer selbst mittelst der Sinne. Dieses Leben, das durch Empfindung und Selbstbewegung sich äußert, hat seine Bedingung und Grundlage im Nervenmark, welches jedoch, es sei weiße oder graue Nervensubstanz, seinem Wesen nach gänzlich unbekannt ist und wohl auch bleiben wird; denn es ist eben das Geheimniß der differenzirten, in Aeußerlichkeit aufgegangenen, und wieder aus allen ihren Richtungen centrisch zur Einheit und Innerlichkeit strebenden Natursubstanz, die von Gott allein gekannt wird. Allerdings ist die Subjectivität oder Innerlichkeit des erschaffenen, selbstständigen oder freien und selbstbewußten Geistes eine wesentlich andere, als die des unfreien, vom Naturtrieb beherrschten Thierlebens; wohl aber zeigt sich hier der Weg, um in der beiderseitigen Subjectivität die Tangente zu errathen, in welcher die Körper- und Geisterwelt sich berühren oder auf einander einwirken können.

ihrem eigenen dunklen Grunde zu ihrem von Gott geordneten Ziele aufstreben konnte, so wenig vermochte sie aus anerschaffenen eigenen Mitteln alle ihre bildenden Kräfte zusammenzufassen, um den Menschenleib als Träger und Organ eines verhüllten Geistes hervorzubringen*). Die Bildung des Leibes, und zwar aus dem Staube des Erdreichs (aus den Atomen oder Molekülen der gesammten planetarischen Natur) konnte daher nur ein Werk dessen sein, der sowohl die Körper- als die Geisterwelt geschaffen, und der allein das Geheimniß ihrer wechselseitigen Lebensverbindung kennt. Den Zweck dieser Verbindung aber hat Niemand schöner als Chrysologus in den Worten geschildert: „Gott gab dir eine Seele vom Himmel, er gab dir einen Leib von der Erde, damit die Eintracht zwischen Himmel und Erde in dir verbunden bewahrt werde."

Es darf daher auch die Bildung der menschlichen Leiblichkeit nicht in so mechanischem Sinne als ein gesonderter Vorgang, welcher der Belebung vorausgegangen, aufgefaßt werden, wie dieß z. B. im griechischen Mythus vom Menschenbildner Prometheus erzählt wird. An Irrungen dieser Art ist mehrentheils die Gewohnheit schuld, das organische Leben mit einem Mechanismus (einer Maschine) zu vergleichen, deren Hebel und Räderwerk nur durch eine von außen kommende Triebkraft in Bewegung gesetzt werden, während doch ein Organismus ohne Leben ein Unding ist, und alles Organische

*) Ueber die Schöpfung des Menschen als eine unmittelbare, s. Stiefelhagen l. c. S. 53.

sich von innen heraus entfaltet. Dazu kommt dann insbesondere noch der andere Irrthum, daß man den menschlichen Leib wie etwas Selbstständiges sich vorstellt, als ob er gesondert vom Geiste betrachtet werden könnte; denn das hieße soviel als das menschliche Wesen und Leben verläugnen und zum thierischen herabwürdigen. Das Thier, welcher Ordnung es immer angehöre, hat seine irdisch beschränkte Lebenssphäre da, wo es heimisch ist, und wo es seine Nahrung und die übrigen Bedürfnisse seines Daseins findet; es wird in seiner ganzen Existenz von der irdischen (tellurischen) Natur gehalten, umfangen und getragen, und daher auch nur von Naturtrieben beherrscht und gezogen. Ganz anders ist es mit der Leiblichkeit des Menschen, die zum Dienste und Organe eines persönlichen, d. h. selbstbewußten und freien Wesens bestimmt ist, und daher auch zu Gott, „dem Vater der Geister" *), in einem ganz andern Verhältniß steht, als die bloßen Naturgeschöpfe. Darum wird auch in der Genesis berichtet, was gleichzeitig mit der Bildung des leiblichen Menschen und in demselben Moment geschah: „Jehova blies (oder hauchte) in das Angesicht desselben den belebenden Hauch (den Odem des Lebens), und so ward der Mensch eine lebendige Seele."

Bevor wir jedoch auf den echten (dogmatischen) Lehrgehalt dieser Worte eingehen, wird es darauf ankommen, die Mißdeutungen derselben zu beseitigen, die in den neueren Zeiten nicht minder gewöhnlich sind, als

*) Hebr. 12, 9. 10. Jak. 1, 17. Diese Bezeichnung Gottes ist hier gewählt, um sein Verhältniß zur Welt der geistigen Geschöpfe zu bestimmen.

dies im heidnischen Alterthum durch Verkehrung der Urtradition der Fall gewesen. Während die Lehre der Chinesen sich damit begnügt, daß Niu-hoa den Menschen aus gelber Erde gebildet, und die Aegypter von ihrem Gotte Kneph erzählen, er habe die Glieder des Osiris an einer Töpferscheibe geformt, muß der hellenische Menschenbildner Prometheus vom Olymp herab himmlisches Feuer holen, um sein Lehmgebilde zu beleben. Entschiedener werden die Anbeter des Vischnu und Schiva von der Vedanta belehrt, daß die Gottheit und der Menschengeist sich zu einander verhalten, wie die Fluth zum Tropfen, wie die Flamme zum Funken *). Noch greller erscheint diese echt heidnische (pantheistische) Ansicht, welche die Welt als eine Verkörperung oder Veräußerung und Zertheilung des göttlichen Urwesens betrachtet, bei dem seltsamen Volke der Karener im Lande Birma. Der Menschenbildner, so lehren sie, nahm ein Stück seines eigenen Lebens, blies es in die Nase seiner Kinder, und sie wurden lebendige Menschen. Auch in der Lehre der alten Phönicier ist der Mensch ein Erzeugniß des Kolpia und der Bohu, d. h. des göttlichen Hauches und der formlosen Materie; während der griechische Mythus von Uranus und Gäa (dem Himmel und der Erde) seine Herkunft ableitet.

Immerhin liefern diese und ähnliche andere Sagen, sowie die Vergöttlichung der Ur- und Stammväter **)

*) Dr. K. Graul in den Mittheilungen über Tamulische Literatur.

**) Ueber diese Verehrung der als „makrokosmische Menschen" betrachteten Stammväter das Ausführliche bei Lüken in der

den Beweis, daß es ihnen nicht einfiel, als Abkömmlinge irgend eines Thiergeschlechtes gelten zu wollen, sondern daß sie ihrer Verwandtschaft mit der Geisterwelt und ihres höhern Ursprungs sich bewußt blieben. Ihre Verirrung entstand aus der Vergottung der Naturgewalten, wodurch sie verleitet wurden, das Schöpfungswerk als Wesenszertheilung und Zeugung (die Creation als Emanation) zu betrachten, wie diese letztere der Natur eigen ist. Der allgemein beliebte Brauch oder Mißbrauch, die Natur als eine schöpferische zu preisen, und den menschlichen Geist bald die Blüthe der Natur, bald wieder einen Funken Gottes zu nennen, könnte als ein Rückschritt zum Heidenthum erachtet werden, wenn er nicht häufig bloß eine Folge der Gedankenlosigkeit wäre.

Unser eigenes Bewußtsein kann und soll uns überzeugen, daß wir ein körperliches und ein geistiges Leben in uns einigen, welches letztere ein in seiner Beschaffenheit (qualitativ) verschiedenes Grundwesen oder Prinzip voraussetzt. Darüber hat schon der heil. Athanasius sich erklärt: ein Jeglicher, der die Wahrheit liebt, wisse es, daß der denkende Geist des Menschen etwas von den körperlichen Sinnen gänzlich verschiedenes sei. Schon durch den Umstand, daß die Bildung des Leibes, obwohl sie gleichzeitig erfolgte, doch gesondert von der Einhauchung des Geistes berichtet ist, wird die Wesensverschiedenheit beider, sowie die Selbstständigkeit des Geistes angedeutet, der auch getrennt vom Leibe fortdauert. Da nun das körperliche oder Naturleben

reichhaltigen Abhandlung „die Einheit des Menschengeschlechts.“ Natur und Offenbarung II. S. 197. 245.

nicht die Macht besitzt, aus seinem Boden das Geistesleben zu entwickeln, und eben so wenig unser Geist durch seine Vernunft oder Willenskraft etwas Materielles zu schaffen vermag, so ergibt sich daraus der klare Beweis, daß beide nur das Werk eines Dritten, der über und außer denselben sich befindet, nämlich eines unendlichen Schöpfers sein können. Des Weitern folgt daraus, daß der von Gott ausgehende belebende Hauch, von welchem die Schrift redet, nicht nach heidnischer Denkart als Ausströmung und Mittheilung göttlicher Wesenheit (Emanation) verstanden werden dürfe. Die Bezeichnung „Gott von Gott, Licht vom Lichte" hat ausschließlich nur von dem ewigen Worte oder Logos die Geltung *); während das Attribut des wesenhaft Göttlichen keinem Geschöpfe zukommt. Der Ausdruck der Schrift hat daher nur die bildliche Bedeutung, wie selbe in der Natur der Menschensprache liegt, die, indem sie den Gedanken des Geistes verkörpert oder versinnlicht, ihre Zeichen und Bilder aus der Sinnenwelt entlehnen muß **).

*) Ueber dieses Dogma s. die lehrreiche Schrift von Prof. G. K. Mayer „das ewige Wort des Ewigen." Wien 1857.

**) Treffend bemerkt Eckstein l. c. S. 95, daß die (vorzüglich in den semitischen Sprachen gebräuchlichen) Tropen oder Naturbilder den Gedanken und Gefühlen, welche der dadurch ausgedrückte Gegenstand im Geiste erweckt, analog sind, und daher auch nicht selten allegorisch werden. Der Lebenshauch der Inder, Asurah, bei den Zendvölkern Ahura, semitisch Ruach, das auch Wind bedeutet; das griechische Pneuma, das lateinische Spiritus, und Animus (Anemos), der bekannte Ausdruck „das Wehen des Geistes" sind sämmtlich aus derselben Analogie, nämlich der Wirksamkeit einer unsichtbaren bewegenden Macht herzuleiten.

Wenn nun der erschaffene Geist, der seinen Lebensgrund in sich selber hat, von jedem Naturgebilde wesenhaft verschieden ist, und andererseits der organische Menschenleib nicht als leblos gedacht werden kann, so entsteht nothwendig die Frage, wieso erst durch die Einigung beider der Mensch „eine lebendige Seele" wird, so daß der Geist als der eigentliche Lebensgrund auch des leiblichen Menschen betrachtet werden muß? Der Ausdruck lebendige Seele wird zwar in der Genesis auch in Bezug auf die Thierwelt gebraucht; in unserer Stelle aber wird es eigends betont, daß der Mensch nicht seinem leiblichen Dasein nach, sondern erst durch die Anerschaffung des Geistes eine lebendige Seele geworden. (Vgl. 1. Cor. 15, 45). Für die Lösung dieser Frage wird es vor allem darauf ankommen, welche Bedeutung man jenem Ausdruck zu geben habe. Da die Schrift und der Sprachgebrauch den Thieren gleichfalls eine Seele zuschreibt, so kann dieses Wort nicht geradezu eine Persönlichkeit, sondern nur die Selbstigkeit oder Subjectivität anzeigen, welche im thierischen Leben durch Empfindung, Bewegung und Selbsterhaltung sich kund gibt. Die Thierseele, als eine Besonderung und Verinnerung der Naturkräfte, ist soviel als die Lebenskraft des Thieres, welches man daher ein belebtes Naturwesen nennt, während der Mensch als eine lebendige Seele, seinen Lebensgrund nicht im Boden oder Schoße der planetarischen Natur, sondern in sich selber, und zwar in seinem Geiste besitzt*).

---

*) Keil (l. c. 1857. IV. S. 765) erklärt zu dieser Stelle: Ich verstehe, wie überhaupt, so namentlich hier unter Seele bloß

Deutlicher noch wird der Sinn dieses Ausdrucks durch den Vergleich mit solchen Stellen, in welchen von Gott als dem Lebendigen die Rede ist. Diese feierliche Berufung an den lebendigen Gott hat zwar oft nur die Absicht, den Gegensatz des wahrhaften Gottes zu den Göttern der Heiden hervor zu heben, denen keine Wirklichkeit zukommt; eben so oft aber dient sie dazu, auf Gottes Allwissenheit und Willensheiligkeit, oder was dasselbe ist, auf seine absolute Persönlichkeit hinzuweisen*). In ähnlicher Beziehung wird der Mensch durch den Namen einer lebendigen Seele ausgezeichnet, weil er mit Selbstbewußtsein und der Kraft der Selbstbestimmung oder Willensfreiheit begabt ist, und zwar so, daß mittelst seines Sinnenleibes auch die Natur in diese geistige Persönlichkeit oder Ichheit eingeführt und erhoben wird. Weil aber dieses geistige Gepräge des Menschenleibes an seiner aufrechten Stellung, und vornehmlich an seinem Angesichte sich kenntlich macht, und weil es eben die Züge

---

jene von Gott in Edens Erde eingeführten Natur-, Bildungs- und Lebenskräfte in ihrem nothwendigen und unzertrennlichen Connex, der, an sich unpersönlich, erst durch den Hinzutritt des geschöpflichen Geistes zur Einheit des Ich erhoben wird. — Man wird, auf rechtgläubigem Standpunkt, nicht umhin können, dieser Darstellung das Lob einer correcten zu ertheilen.

*) Im 41. und 83. Psalm wird Gott der Lebendige genannt, weil er allein die Fülle des Lebens besitzt; in anderen Stellen (2. Cor. 6, 16. — 1 Thess. 1.) im Gegensatz zu den Götzen; endlich wie bei Matth. 26, 63. Hebr. 3, 12. — 10, 31. bestimmter, um Gott als den Allwissenden, Heiligen und Gerechten anzuerkennen, der das Böse bestraft, und den Frommen ein Vergelter ist. (Hebr. 11, 6.)

des letztern sind, in welchen das persönliche Leben sich darstellt, so gewinnt damit auch der Umstand die rechte Bedeutung, daß es eben das Angesicht ist, dem das Geistesleben eingehaucht wurde *).

Wie ist es jedoch erklärbar, daß von dem Geiste, der ja einem ganz andern Schöpfungsgebiet angehört, das leibliche Leben abhängen soll? Und was ist die Ursache, daß der Sprachgebrauch diesen menschlichen Geist nur unter dem Namen der Seele kennt? Beide Fragen sind in so engem Zusammenhange, daß durch die Lösung der einen auch die andre beantwortet wird. Da nämlich der Menschenleib, nach seiner über die Körperwelt hinaus reichenden (übernatürlichen) und sittlichen Bestimmung, ausschließlich für die organische und persönliche Einigung mit einem Geistwesen geschaffen ist, so wird er von dieser Einigung dergestalt bedingt, daß er ohne dieselbe, oder vom Geiste gesondert, gar nicht in Wirklichkeit bestehen kann. Dasjenige, was man im Thiere, als subjective

*) Diese Version statt der andern: Gott hauchte den Lebensodem in die Nase (als den Eingang der Respirationswege) rechtfertigt sich schon dadurch, daß in Cap. 3, 19., wo es heißt: „im Schweiße deines Angesichts wirst du dein Brot essen", ein und dasselbe Wort gebraucht wird. Die Grundbedeutung des lat. persona ist bekanntlich die einer Maske oder Larve, die den Schauspielern dazu diente, mit einem ihrer Rolle entsprechenden fremden Angesichte aufzutreten. Abgeleitet davon ist der Gebrauch des Wortes für geistige Selbstständigkeit, dann für sittlichen Charakter und Wandel. In dieser Beziehung sagt auch Paulus (2. Cor. 4, 6.) von sich und den übrigen Aposteln, daß sie berufen seien, die Erkenntniß göttlicher Herrlichkeit den Menschen leuchten zu lassen, im Angesichte Christi, d. h. an der Persönlichkeit und dem Wandel des Herrn.

Lebenseinheit, Seele nennt, ist im Menschen nichts Selbstständiges; es hat, wie die Schulsprache sich ausdrückt, seine Subsistenz (den Boden von dem es gehalten und getragen wird) nicht in sich selber, auch nicht in der Außennatur, sondern einzig in der Vereintheit mit dem Geiste *). In dieser Beziehung wird auch die organische oder leibliche Sphäre des Menschenlebens mit dem unpersönlichen Namen Fleisch und Blut (Nerv und Muskel) unterschieden, hingegen der Name der vernünftigen Seele (anima rationalis) dem Geistwesen des Menschen oder dem denkenden Geiste zugeeignet, welcher allein des Selbstbewußtseins fähig ist **)

Wiewohl nun zwar die sinnbegabte Leiblichkeit, oder „Fleisch und Blut" nicht als etwas Todtes, als

*) Bekannt genug ist die, in dem Symbolum S. Athanasii für die Christologie benützte Vergleichung: sicut anima rationalis et caro unus est homo. Wie die Menschheit Christi, obwohl als wahrhafte und vollkommene, doch nicht gesondert, sondern nur in der persönlichen Einheit mit dem Logos ihre Subsistenz hat, so ist auch das Dasein des leiblichen Menschen ohne den Geist desselben nicht denkbar.

**) Noch einen Namen gibt es für Mensch, der einfach Denker heißt, und dieser, der echte Titel unseres Geschlechts, lebt noch in dem Worte Mann fort. Ma bedeutet im Sanskrit messen (woher der Name Mond, — vom Maß der Zeiten, in der deutschen Volkssprache Man —); ein abgeleitetes Wort heißt denken, daher Manu, der Denker. Im spätern Sanskrit begegnen wir Ableitungen wie mannava, manuscha, manuschya, die sämmtlich Menschen bedeuten. Im Gothischen finden wir sowohl man als manisks, deutsch Mann. M. Müller l. c. S. 329. Der Name des ägyptischen Urkönigs Menes, dann das lateinische mens (Denkgeist, Vernunft, Gesinnung) gehören wohl demselben Wurzelworte an.

todter Stoff, sondern nur als Belebtes zu verstehen ist, und wiewohl diese bewußtlos verdauende, blutbereitende, plastische und zeugende Thätigkeit keineswegs dem Geiste als solchem zugeschrieben werden kann, so ist doch die lehrende Kirche in ihrem vollen Rechte, wenn sie zwei Seelen im Menschen anzunehmen verbietet, da dasjenige Lebensprinzip, welches im Thiere Seele genannt wird, im Menschen nicht in sich abgeschlossen existirt, sondern in die Persönlichkeit des Geistes aufgenommen ist, von dem es, nach der normalen (von Gott gewollten) Ordnung vollkommen beherrscht werden sollte *).

*) Der Streit über Dichotomie oder Trichotomie im Menschen (ob er aus zwei organisch vereinten Elementen: Seele und Leib, oder aus dreien: Geist, Seele und Leib bestehe) ist noch lange nicht ausgetragen, scheint aber sehr unnöthig, sofern man sich nur darüber verständigt, daß sich im thierischen Leben Seele und Organismus so wenig von einander abgesondert betrachten lassen, wie Centrum und Peripherie, wie Lebenskraft, Leib und Leben; während man unter der Menschenseele doch gewiß keine thierische, sondern eben schon den erschaffenen Geist (die geistige Monas) versteht, der als conditio sine qua non nicht bloß der Träger des persönlichen, sondern selbst des leiblichen Lebens ist, worin der alte Lehrsatz: anima rationalis est forma corporis, seine eigentliche Begründung hat. Die Form, d. h. die Gestaltung des Stoffes zum Menschenleibe, ist bedingt durch die Bestimmung des letzteren zum Geiste und des Geistes zu diesem Leibe. Merkwürdig bleibt, was der scharfsinnige Kirchenlehrer und Psycholog Gregor von Nyssa darüber gesagt hat: „Nur das Vernünftige ist Seele im eigentlichen Sinne zu nennen; alles was die Menschen sonst Seele nennen, ist nicht wesenhaft Seele (nicht Wesen an sich), sondern nur Lebensthätigkeit." Ferner macht er darauf aufmerksam, daß die vernünftige Seele nur mit einem solchen Körper verbunden werden könne, der mittelst

Ist es nun dieses Geistwesen allein, oder der geistig leibliche Mensch als solcher, den die erhabene Würde schmückt, ein Ebenbild Gottes zu sein? Diese Frage ist mit der anderen verflochten: worin eigentlich diese Ebenbildlichkeit bestehe? Darin zwar scheinen die vielartigen Ansichten überein zu kommen, daß sie in der leiblichen (somatischen) Gestaltung nicht gesucht werden dürfe. Niemand wird den Ausspruch weise finden, mit welchem der griechische Klerus in Moskau (im Jahre 1554) erklärt hat: das Abscheren des Bartes gehöre zu den Sünden, die nicht vergeben werden; wer es thue sei ein Feind Gottes, der nach seinem Bilde den Menschen geschaffen. Wenn man dagegen den Einwand erhob, daß ja die Ebenbildlichkeit dem Weibe gleichfalls zukomme, so war es doch überflüssig, eine so kindische Meinung zu widerlegen. Demungeachtet ist es, und zwar schon nach dem Wortlaut der Schrift, die den ganzen ungetheilten Menschen nach Gottes Bilde geschaffen erklärt, nicht ohne Widerrede zu billigen, wenn man diese Bildlichkeit ausschließlich nur in der geistigen Wesenheit und Befähigung desselben aufsuchen wollte. Fürs erste nämlich, da ein Ebenbild zum Urbilde sich auch als Gegenbild verhält*),

des Sinnenlebens (also mittelst eines gewissen Grades von Subjectivität) ihr ähnlich sei. — Das Ausführliche in Prof. G. K. Mayers Schrift: Der Mensch nach der Glaubenslehre der allgemeinen Kirche. Bamberg 1855. 3. Heft.

*) Vrgl. Röm. 5, 14—1. Petr. 3, 21., wo in verschiedener Beziehung vom Typus nnd Antitypus die Rede ist. So auch das (nach dem französischen contrefait corrumpirte) jetzt nimmer gebräuchliche Wort Conterfei statt Abbild.

wird dem Menschen allein diese Auszeichnung gegeben, insofern derselbe, als Mittel- und Bindeglied des Natur- und Geisterreichs, und somit als Inbegriff der gesammten Schöpfungswelt, das Gegenbild des Unendlichen im Gebiete der bedingten Wesen darstellt *). In dieser Weltstellung aber ist er, wie es die Schrift ausdrücklich hervor hebt, zur Herrschaft über die ihn umgebende Natur berufen, um durch Vernunft und Willenskraft ein Beherrscher der Erdenwelt zu werden, gleichwie Gott der absolute Herr und Gebieter des Weltalls ist. Ein drittes und wesentlichstes Moment aber, das mit den beiden vorigen in enger Verbindung steht, ergibt sich aus der Thatsache, daß er mittelst seiner geistigen oder ideellen Denkkraft und sittlichen Freiheit, das Uebersinnliche und Ewige zu erkennen, die Offenbarung Gottes und des göttlichen Gesetzes zu erfassen vermag, und in den Lebensverkehr mit Gott erhoben zu werden befähigt ist **).

*) Die Natur ist zeugend (emanirend), wobei sie aber sich immer nur veräußerlicht. Der Geist ist innerlich (immanent), allein er vermag sich nicht real gegenständlich zu werden (sein eigenes Wesen zu schauen). Darin liegt sowohl die Aehnlichkeit als die Unähnlichkeit der Creatur mit ihrem Erschaffer.

**) Auf diesen Lebensverkehr, dessen Initiative, das Einwirken der göttlichen Liebe oder die Gnade ist, bezieht sich die theologische Unterscheidung einer natürlichen und übernatürlichen Ebenbildlichkeit, welche von Stiefelhagen l. c. S. 55 in der Art erläutert wird, daß die Kraft der Erkenntniß, des freien Willens und der persönlichen Fortdauer, welche dem Begriffe nach dem Geiste wesentlich zukommen, das sogenannte natürliche Ebenbild ausmachen. Das übernatürliche göttliche Ebenbild hingegen bezeichnet das übernatür-

Wem diese dem Menschen anerschaffene Bestimmung klar geblieben, der wird, am Stabe dieser Ueberzeugung, die Menschenwürde hoch emporhaltend durch die Fluthen der modernen Meinungen unbeirrt hindurch wandern. Der Aeolus, der mit allen ihm dienstbaren Winden diese Wogen aufwirbelt, ist der alte Hylozoismus, der, ohne angeben zu können, wann, wie und wodurch, alle Dinge in der Welt aus einem unbekannten materiellen Urgrund oder Urstoff sich heraus entwickeln und gestalten läßt; wozu er dann eine Reihe unermeßlich langer Zeitläufe oder Perioden benöthigt, um nach Art der Brahmanen das Räthsel vom Anfang der Dinge so fern als möglich zurück zu drängen. Nach dieser Evolutionstheorie muß auch der Mensch von einem höher organisirten, der Ordnung der Säugethiere angehörigen Thiergeschlecht abstammen, wofür ja theils das Augenscheinliche der Vergleichung, theils irgend eine Hypothese so viele Beweise liefert. Als Gegenstand der Vergleichung dienen die Zerrbilder (Karrikaturen) der Menschengestalt im Affengeschlechte; die Hypothesen aber, welche diesen Culturfortschritt in der Thierwelt nachweisen, sind verschiedener Art.

Vor kurzem noch hat man (nach Lamark) sich mit der Ansicht beholfen: der Urkeim des organischen Lebens oder die Urzelle sei stets nur eine und dieselbe; welch eine Thiergestalt aber sich daraus entwickle, ob Schal-

---

liche Ziel, zu welchem Gott den Menschen erschuf, sammt den übernatürlichen Gaben und Hülfen der Gnade, die ihm zur Erreichung dieses Zieles verliehen worden.

thier, Fisch, Schlange, Vogel ꝛc., das werde theils von den Verhältnissen des Raums und der Elemente bedingt, in denen, z. B. im Meer, Süßwasser, Schlamm, Felsklüften u. s. w. die Zelle sich befindet, theils von andern zufälligen Umständen, welche die Fortbildung einer Thierspecies zu einer höhern Lebensstufe fördern.

Obwohl nun der Schädel des Affen vom menschlichen durchaus verschieden ist *), seine Gliedmaßen weder eigentliche Hände noch Füße, sondern zum Klettern bestimmt, und seine Anlagen rein bestialisch sind, haben die Naturfanatiker früherer Jahrzehnte doch versichert: vor uralter Zeit sei einigen Affen der geniale Gedanke eingefallen, etwas Neues zu versuchen und auf den Hinterbeinen zu gehen. Nach fortgesetzten Versuchen sei es ihnen dann möglich geworden, die Vorderfüße, die sich allmälig verkürzten, als Arme und Hände zu benützen; Kieferknochen und Gebiß traten dann bei den folgenden Geschlechtern immer mehr zurück, bis mit der Vergrößerung des Gesichtswinkels ein menschliches Antlitz sich bildete **).

Nicht ohne Verwandtschaft mit diesen Naturmythen ist die in der Neuzeit durch Darvin verbreitete Lehre von

---

*) Bei den Menschen der sogenannten kaukasischen Race beträgt der Gesichtswinkel 80 bis 85 Grade, beim Tschimpansi nicht ganz 50.

**) Als ein Jünger dieses Systems dem großen Cuvier begreiflich zu machen suchte, wie in einer engen Schlucht die Schlange sich gestalten müsse, wie ein Amphib durch das Verlangen sich in die Luft zu erheben, Flügel bekomme, nahm der berühmte Altmeister sein Schnupftuch hervor und sprach: indem ich mich schneuze, mache ich mir eine Nase.

der Umwandlung (Transmutation) der Arten. Wiewohl dieser berühmte Forscher es nicht ausdrücklich lehrt, so ergibt es sich doch aus den Grundzügen seiner Ansicht, daß der Mensch zwar keineswegs vom Affen abstamme, wohl aber der Affe und der Mensch einen gemeinsamen Urvater haben, der die Grundform und Anlage (den Typus) beider an sich getragen *).

Diesen nebelhaften Ansichten gegenüber lehrt die unbefangene Beobachtung, daß die Pflanzen- und Thierarten seit Jahrtausenden constant oder sich gleich geblieben, und daß die Veränderungen, welche das Klima oder (an Culturgewächsen und Hausthieren) menschliche Pflege hervorgebracht, nur Spielarten (Varietäten) darstellen. Uebereinstimmend damit ist die Schriftlehre, die weder von Urkeimen noch von Urzellen redet, sondern von uranfänglichen, schöpferisch aus Wasser und Erde hervorgerufenen Pflanzen- und Thiergeschlechtern oder Gattungen, welche die Keime ihrer Fortdauer und Vermehrung

---

*) Durch den Fund eines Skelets in einer Kalksteinhöhle im Neanderthal (im Jahre 1857) glaubte man die Kluft zwischen Affe und Mensch ausgefüllt zu sehen. Man will sogar schon die Entdeckung gemacht haben, daß die Schädel- und Kieferformen der Urbewohner Europa's, welche Zeitgenossen der Mammuth gewesen, jenen der höheren Affenarten sehr ähnlich waren. Ein guter Gewährsmann aber, Prof. R. Wagner in Göttingen, äußert sich darüber: „Alles was ich davon gesehen, läßt mich glauben, daß man den höchst sparsamen und dürftigen Schädelfragmenten, den angeblichen Spuren von Bearbeitung der Diluvial-Thierknochen, der behaupteten Affenverwandtschaft der ältesten Bewohner Europa's einen viel zu hohen Werth beilegt." (Ausland 1861, Nr. 35 u. Jahrg. 1863, Nr. 10.)

in sich selber tragen *). Vor allem aber ist es nothwendig, jener Naturansicht mit Entschiedenheit entgegen zu treten, so oft der widersinnige Versuch erneuert wird, sie auf die Herkunft des Menschen anzuwenden, da jeder Versuch dieser Art, den Menschen an die Spitze der Thierwelt zu stellen, und sein geistig sittliches Leben aus dem Nervenmark hervorblühen zu lassen, einem Verrath an der Menschheit gleichzusetzen ist **).

Wo immer dieser edle Stammbaum, der aus dem Affentypus emporgewachsen, Beifall findet, da kann auch die andere erbauliche Annahme nicht ausbleiben, daß der Mensch ursprünglich in einem Zustande thierischer Rohheit und Wildheit sich befunden, aus dem er sich (ebenfalls in fabelhaft langen Zeitläufen) allmälig zu den ersten Stufen der Cultur herangerungen habe ***).

---

*) Vgl. Genes. 1, 11. 21. Die vielbesprochene Frage, ob generatio aequivoca, ob ex ovo, die man auch in die bekannte Formel kleidete: ob die Henne aus dem Ei, oder umgekehrt, ist urlängst von der Genesis dadurch beantwortet, daß ursprünglich die Gattungen oder Geschlechter erschaffen wurden.

**) Ch. Lyell bemüht sich zwar zu beweisen, jeder Christ dürfe unbedenklich und ohne Furcht für seine Rechtgläubigkeit, die Lehre Darvins annehmen, die sich ja in einer ganz andern Welt als in jener des Glaubens bewege! Die Gründe aber, die er anführt (Ausland 1863. Nr. 14) sind so unglücklich gewählt, daß sie gerade das Gegentheil beweisen, indem sie die Unverträglichkeit jener Theorie mit der Offenbarung und dem positiven christlichen Glauben erst recht an den Tag legen.

***) „Der allgemeine Zustand einer ursprünglichen Wildheit ist ein eben so großer Unsinn, als das Aufsuchen der Stammväter unseres Geschlechtes im Thierreiche; — ihn im Ernste voraussetzen

Wird hingegen der Mensch als unmittelbare Gottesschöpfung, nach seiner sittlichen und übernatürlichen Bestimmung anerkannt, so ist die Frage nicht abzuweisen, von welchen Verhältnissen und Behelfen der Mensch gleich im Anbeginne seines Daseins sich umgeben gefunden? Ist er nicht als Erwachsener, sondern im unmündigen Kindesalter in die Welt getreten, wer hat solcher Hülflosigkeit sich angenommen, wer hat ihn gepflegt, beschützt und erzogen, wer weckte sein Bewußtsein, wer lehrte ihn sprechen, wer zeigte ihm die Mittel zu seiner Selbsterhaltung? Das Thier, als ein bloßes Naturwesen, wird in allen Thätigkeiten, von welchen sein Gedeihen abhängt, durch irgend einen besondern Naturzug, den man Instinct oder Trieb nennt, beherrscht und gelenkt, daher es auch, indem es demselben gehorcht, im Aufsuchen seiner Nahrung, im Abwehren oder Meiden des Schädlichen mit aller Sicherheit vorgeht. Dem Menschen, in welchem der Naturzug dem denkenden Geiste und der Freithätigkeit des Willens untergeordnet ist, mangelt diese Zuverlässigkeit in dem Maße, als er überlegt (reflectirt), beobachtet, wählt, und für seine Beschäftigung erst die Werkzeuge oder Waffen auffinden und verfertigen muß, die dem Thiere anerschaffen sind. Ist es nun denkbar, daß Gott gerade demjenigen

---

ist ein Attentat gegen die Menschheit, eine Blasphemie gegen den Schöpfer." Stiefelhagen l. c. S. 73. — Es fragt sich (nach der Bemerkung einer geistreichen Anonyma) ob nicht „das angebetete Thier" der Apokalypse (Cap. 13 und 17) prophetisch auf diesen nun schon eingebürgerten Unsinn zu deuten sei.

seiner Geschöpfe, welchem er nicht bloß als Erschaffer, sondern auch als Vater sich offenbaren will, eine geringere Fürsorge zugewendet habe, als den übrigen seelischen, jedoch nicht selbst bewußten Wesen? Auch abgesehen von dem, was die Evangelien lehren, wie könnte man mit der widersinnigen Annahme sich befriedigen, der allgütige und heilige Vater des Menschen habe diesen seinen Sohn gleich anfänglich, und bevor derselbe eine Schuld begangen, als einen verlornen Sohn, hülflos, nackt, unwissend, in das Elend hinaus ziehen lassen, und in einem Zustande, wie jetzt etwa jener der Australneger und Botokuden, der thierähnlichen Verwilderung preisgegeben? Mit schlichten Worten, in welchen die bunten Sagen und Mythen aller Völker den Schlüssel ihrer Bedeutung finden, berichtet die Schrift die Anstalten, welche die göttliche Fürsorge für den Menschen getroffen. Seine Urheimath, seine geistige Weckung und Sprache, seine gesellige Bestimmung: dieß sind die wesentlichsten Momente, die einer reiflichen Erwägung bedürfen.

2.

Den Bewohnern von Bornholm und anderen dänischen Inseln wird nachgerühmt, daß sie bei der Pflege ihrer nutzbaren Hausthiere durch große Sorgfalt sich auszeichnen. Ein Sprichwort, das seit grauer Vorzeit ihnen gebräuchlich, kann als der Grundgedanke des ältesten Hirtenlebens betrachtet werden; es lautet: Das Thier hat keinen andern Gott als den Menschen. Des übersinnlichen Denkens unfähig, lernt das Hausthier doch, mittelst sinnlicher Eindrücke, den Menschen als

seinen Pfleger und Gebieter kennen; mittelst der Ueberlegenheit seines Geistes wird der Mensch des Thieres Gott. Um so gewisser, und in absolutem Sinne ist des Menschen Gott zugleich sein Erzieher, Vater, Pfleger; im Buche Hiob wird er der Hüter der Menschen genannt*), und nach Plato hat Kronos, der Zeitengott, die Erdgebornen Menschen (Autochthonen) nicht nur erzogen, sondern auch unter Aufsicht und Obhut gehalten, und zwar ungefähr so, wie die niedrigeren Geschöpfe vom Menschen gehütet werden. Ist nun der Erdplanet seiner sittlichen Bestimmung gemäß zu einer Stätte des Lebensverkehrs der Geschöpfe mit Gott, zum Wohnsitze des Menschengeschlechtes geschaffen, wogegen ja kaum ein Zweifel sich erheben kann, so folgt daraus nothwendig, daß die schöpferische Weisheit und Vorsehung diesen Weltkörper auch seiner Bestimmung gemäß organisirt habe, damit er zu einer Heimath sich gestalte, worin alles vorbereitet sei, was die geistig leibliche Wohlfahrt des Menschen begünstigt und fördert. Diese Heimath, fürs erste auf jene Räumlichkeit des Festlandes beschränkt, die zuerst über das Weltmeer empor getreten, ist die als Landschaft Eden im Osten (gen Aufgang) bezeichnete, in welcher Jehova „den Garten der Wonne" oder das Paradies gepflanzt hatte**). Daß jenes Eden das erste und älteste Hochland gewesen, das daher auch das erste Quellen- und Stromgebiet bildete, dafür sprechen die

*) Hiob. 7, 28.

**) Den Namen Paradies leiten die Sprachforscher entweder von pára-dêsa ab, das im Sanskr. Hochland bedeutet, oder im verwandten Zend von pairi-daëza, d. h. umzäunter Platz.

Ueberlieferungen der alten Völker, die sämmtlich darin übereinstimmen, die Wohnung glückseliger (und göttlicher) Urmenschen auf die Höhe eines Gebirges zu setzen *).

Forscht man in den ältesten Sagen der Völker nach der Weltgegend, in welcher sie diese wonnige Heimath vermutheten, so zeigen jene des fernsten Osten, die Chinesen, auf das im Westen sich hinziehende Hochgebirge des Tien-schan und Kuen-lun, und die ebenfalls westliche Landschaft der Serer oder Serika, von wo die Alten die Seide bezogen. Die weiter im Norden wohnenden Mongolischen Stämme zeigen auf die Gegenden, die südlich vom Altai gelegen sind. Wiederum die Bewohner Hindostans, im Süden Asiens, suchen die Gegend ihres Goldberges Meru im Norden ihres Landes, auf den Schneegebirgen, von welchen der Indus und Ganges herab strömen. Die semitischen Völker endlich, die in den westlichen Landstrichen Vorderasiens wohnten, waren überzeugt, daß diese Gegend im Osten zu suchen sei.

*) Beispiele davon sind der Welt- und Paradiesesberg Meru der Brahmanen, auf dem der Lustgarten Nandana; der Berg Albordsch der Parsen; der Thian-schan der Chinesen; der Atlas mit dem Hesperidengarten der Griechen; der Götter- oder Asengarten Asgard der Skandinaven. Die Alten dachten sich solche Weltberge inmitten der Erde und rings vom Ocean umfluthet, so daß nicht selten die Stelle derselben von einer paradiesischen oder glückseligen Insel vertreten wird. (H. Lüken die Traditionen des Menschengeschlechts ꝛc. Münster 1856. S. 62 f.) Auch diese Sagen bestätigen die Ansicht von der Lage Edens auf einem Hochland, das zuerst vom Meere frei geworden.

Alle die genannten Richtungen treffen daher augenscheinlich in Eine gemeinsame Mitte zusammen, und zwar da, wo das Festland die mächtigste Erhebung erreichte, die von hohen Berggipfeln noch überragt wird *). Diese Höhen müssen daher auch das Quellenland der vier Ströme gebildet haben, von welchen die Schrift eine so ausführliche Kunde mittheilt.

„In der Mitte des Gartens," so beginnt diese Schilderung, „ging aus ein Strom, der sich in vier Ströme theilte **);" was wahrscheinlich soviel sagen will, als daß jener Quell, der nimmer vorhanden ist, auf einer Hochfläche seinen Ursprung hatte, welche das Quellgebiet der vier Hauptströme bildete. Und sind zwar unter

*) Von den Berggipfeln des Himalaya hat der Dhavalgiri über 25,000 Fuß Meereshöhe, der Kintschin-dschunga 26,400. Der Everest mehr als 27,000. Das Thian-schan-Gebirge steigt zu Spitzen von 20,000 Fuß empor. Ein Theil desselben ist der Belur-Tagh, und das Nebelgebirge Pamer, mit einer weiten Hochebene. Die ungeheure Wüste Gobi liegt 4000 Fuß über der Meeresfläche. Auch der Hindu-Kusch, in Verbindung mit dem Belur-Tagh, erhebt sich zu Gipfeln von 18000 Fuß.

**) Nach den Sagen der Inder entspringen vom (mythischen) Berge Meru, auf dem die Devas und Gandharvas (Götter und vergöttlichte Menschen) wohnen, vier Ströme; ebenso bei den Parsen vom Berge Elbrus oder Albordsch. Nach der chinesischen Sage entsprang von der Mitte des Kuen-lun die gelbe Quelle der Unsterblichkeit, die sich in vier Ströme theilte. Sichere geographische Anzeichen lassen sich aus diesen Traditionen nicht ermitteln; doch hat man einigen Grund, die beiden Paradiesesströme der Parsen, Arduisur und Puith, die nach Süden gehen und sich vereinigen, für den Euphrat und Tigris zu halten. Lüken Tradition S. 66.

den Namen dieser letzteren nur zwei, die keinen Zweifel zulassen, so mußten doch, nach den genauen Angaben zu schließen, auch die beiden anderen im Alterthum bekannt und berühmt gewesen sein. Vom ersten Hauptstrom nämlich, dem Pishon, wird berichtet, daß er das ganze Land Chavila (das Land des Reichthums) umfließt, wo reinstes Gold, Edelsteine und Arome sich finden; vom zweiten, Gehon oder Gihon, daß er das ganze Land Cusch umfließt, welches (in der Uebersetzung) auch Aethiopien genannt wird. Der Name des dritten, mit der Richtung gen Assyrien ist Chidekel oder Tigris; der vierte ist der Phrat oder Euphrat *).

Da der Verlauf dieser beiden Ströme bekannt ist, so hat man naturgemäß das Quellgebiet der anderen gleichfalls auf den Gebirgszügen des westlichen oder Vorderasiens aufgesucht **). Mindestens ist diese Ansicht

*) Wie der Name Chidekel von Chedek, d. h. Stachel oder Pfeil, abgeleitet wird, so der Name Tigris vom Wurzelworte tig, was soviel als spitz oder scharf bedeutet. Der Tigris wird dadurch als der reißend schnelle Strom bezeichnet, während der Name Phrat oder altparsisch Ufrata den milder fließenden, guten und fruchtbaren Strom anzeigt. Delitzsch l. c. S. 148.

**) Den geographischen Beobachtungen des englischen Colonel Chesney sich anschließend, erklärt Jul. Braun (Ausl. 1861), daß die beiden Ströme (Pishon und Gihon), die vor dem Phrat und Tigris genannt werden, keine anderen sein können, als der Araxes, der ins kaspische, und der Halys, der ins schwarze Meer geht. Alle vier haben ihre Quellen nah' genug im Alpenlande Armenien, wohin Braun das Land Eden (Hedenesch im Zendavest) versetzt. Das Land Kusch (Cossäa oder asiatisches Aethiopien) soll die vom Araxes umflossene heutige Provinz Georgien sein, südlich

wahrscheinlicher, als jene, die auf den Ganges in Hindostan, oder vollends auf den Nil hinzeigt.

Sicherer ist es jedenfalls, bei solchen Nachforschungen die sprachlichen Zeugnisse, d. h. die Namen zu beachten, die seit uralter Vorzeit dieselben geblieben. Da erscheint nun Chavila (bei Parsen und Brahmanen Kapila oder Kapischa) als das reich gesegnete Land, von welchem (nach Ritter) die Orientalen so viel Wunderhaftes zu erzählen wissen, wo der Bergbau und die künstliche Bewässerung der Gärten zuerst betrieben wurde, wo (nach Link) der Weinstock und die Getreidearten, sowie alle Hausthiere der Hirten und des Landmannes heimisch waren. Der Fluß, der vom Nebelgebirge (Pamer) herabkommt, und bevor er in den Kabul sich ergießt das Land durchströmt, heißt Pish, was mit dem Namen Pishon übereinstimmt; die Landschaft selbst, (das Gartenland Udyana der Sage) ist das heutige Afghanistan oder Kabulistan. Wie dieses ausgedehnte Bergland, so wird auch Cusch, das asiatische Aethiopien, das bis

vom Kaukasus, der turanische Namen des Stromes sei Gihon gewesen. Dem Pishon aber soll der Hauptstrom Kleinasiens, der Halys entsprechen, und dem Lande Chavila das goldreiche Colchis, wo die Griechen das goldene Vließ wußten. Jedenfalls hat bei diesen Annahmen der Halys den Vorzug vor dem Phasis, dessen Lauf zu kurz ist, um mit den drei anderen Flüssen in Vergleich zu kommen. Inzwischen ist die Identität des Halys mit dem Pishon sprachlich nicht nachgewiesen; und überdieß liegen gewichtige Gründe vor, die Lage Edens auf den Höhen Centralasiens zu suchen, und in dieser Beziehung nach dem Vorgange Eckstein's den Ansichten der französischen Orientalisten zu folgen.

hinüber zum Kaukasus sich erstreckte (auch unter dem Namen Kusha, Kossaia) als Urhandelsland des hohen Alterthums erachtet; der Strom, der vom Belur-tagh herab es umfließt, und in den Aralsee ausmündet, ist der Amu-Gihou, auch Gaihun genannt *). Die schwierige Frage, wie und wo für diese vier Ströme ein gemeinsames Quellenland zu suchen sei, da Hocharmenien und Hindukusch so fern aus einander liegen, wäre nur dann zu lösen möglich, wenn man wüßte, durch welche Katastrophe die tiefe Einsenkung des Caspischen Meeres entstanden, die den Thian-schan vom Kaukasus scheidet.

In jenem Bergland also, wohin (mit Ausnahme der ägyptischen) fast alle Traditionen der Völker zeigen, suchen wir die Lage des herrlichen Gartenlandes „in welchem" wie ein alter Mythus sich ausdrückt, „der belebende Hauch (Asurah) mit den Menschen wandelte." Dieser anmuthige, obschon verschwommene Nachhall der Urtradition ist es, der nicht unbeachtet bleiben darf. So wenig nämlich die Natur, als ein geschöpfliches und daher bedingtes Wesen, aus ihrem ursprünglich chaotischen Zustande durch selbsteigene Kraft sich wecken, aufraffen und entfalten konnte, sondern zum Beginn und zum Fortschritt ihrer bildenden Thätigkeit des schöpferi-

*) Eckstein l. c. S. 132. 157 u. desselben Abhandlung über den Sitz der Cultur in der Urwelt in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft von Dr. Lazarus und Steinthal 1. Bd. Berlin 1860, S. 290. — Der hier vertretenen Ansicht entgegen sucht J. Braun das mytische Gartenland Udianah an den Ufern des Urmiah- oder Maraghasees in der persischen Landschaft Aserbeidschan.

schen Machtgebotes oder Impulses bedurfte, ebenso wenig vermochte der geschöpfliche Menschengeist durch sich allein wahrhaft wach zu werden, zum Wissen um sein selbstständiges Dasein, zum Lichte des Selbstbewußtseins oder zum Ichgedanken vorzudringen. Nach einer merkwürdigen Lehre der Brahmanen ist das Aham (das Ich) das erstgeborne Wort der Menschheit *); und in der That liegt in demselben die Wurzel und das Geheimniß der Sprache, das jedoch nicht einseitig im Menschen allein gesucht werden darf. Indem er sein eigenes Selbst erkannte, mußte er auch seinen Urheber und Erwecker erkennen, in ein selbstbewußtes und Gottbewußtes Dasein eintreten, so daß es beim Ursprung der Sprache um ein zweifaches Moment sich handelt. Einfach und bündig ist das in den Worten ausgedrückt: „Ehe der Mensch geredet, hat Gott zu ihm geredet" **).

Verweilen wir bei der Sprache fürs erste, insofern sie die hohe Schranke zwischen Mensch und Thier darstellt, „den Rubikon, den kein Thier je überschreiten wird" ***), so ist sie allerdings die Offenbarung derselben Geistesmacht, durch welche der Mensch die Körperwelt zu beherrschen lernt, und daher (nach einem von Kurtz

*) Das persönliche Pronomen findet sich (der Wurzel nach) übereinstimmend wie in Europa, so in allen übrigen Welttheilen, auch in den Inseln der Südsee; und es ist als ob in dem Worte Ich die Menschheit wie das individuelle (persönliche) so auch das alte Stammesbewußtsein festgehalten hätte. H. Lüken die Einheit des Menschengeschlechts l. c. II. S. 101.

**) Döllinger l. c. S. 827.

***) Max Müller l. c. S. 303.

gebrauchten Ausdruck) das Scepter der Menschheit, das Zeichen der Herrschaft des Geistes über die Natur, die ihm zur Ausprägung und Verkörperung seiner Gedanken dienen muß; die wesentlichste Kundgebung des Lebensverkehrs, der zwischen der Geister- und Körperwelt im Menschen zu Stande gekommen. Wenn nun zwar die bekannte Bemerkung, daß die Sprache so gut als der aufrechte Gang dem Menschen anerschaffen sei, an sich ganz richtig ist, so läßt sich die aufrechte Stellung doch (an dem Bau des Schädels, der Halswirbel, der Fußwurzelknochen) viel anschaulicher nachweisen und erklären als die Sprache, die mit vollem Rechte ein geheiligter Boden genannt wird *).

Uebereinstimmend damit ist das Geständniß eines der vorzüglichsten Forscher in diesem Gebiete (Wilhelm v. Humboldt): „Wie sich der Mensch nicht anders vorstellen läßt als denkend, so ist er auch zugleich sprechend. Die Sprache muß unmittelbar in den Menschen gelegt sein; als Werk seines Verstandes und Bewußt-

*) Wohin wir die Sprache auch stellen mögen, (als ein Naturproduct, ein Werk menschlicher Kunst, eine Gabe Gottes), sie scheint in ihrer Sphäre unübertroffen, mit nichts anderm auch nur vergleichbar dazustehen. Ist sie ein Erzeugniß der Natur, so ist sie deren höchstes Product, welches sie dem Menschen allein aufsparte. Ist sie ein Werk der Menschenkunst, so könnte sie den menschlichen Künstler fast auf gleiche Stufe zu stellen scheinen mit dem göttlichen Schöpfer. Ist sie eine Gabe Gottes, so ist sie Gottes größtes Geschenk; denn durch sie sprach Gott zum Menschen, durch sie spricht der Mensch mit Gott, verehrend, betend, betrachtend. Max Müller l. c. S. 2.

seins ist sie durchaus unerklärbar.“ Es geht dieß schon aus den logischen Gesetzen und dem wundersamen Bau hervor, die in jeder Sprache sich kund geben, und die kein Sterblicher erfunden haben konnte, weil er sonst schon hätte sprechen müssen, noch bevor er zu sprechen vermochte. Von dieser Eigenschaft der Sprache, daß sie weder als thierischer Naturlaut, noch als bloße Erfindung des Menschen erklärbar ist, scheinen schon die alten Brahmanen gewußt zu haben, weil sie dieselbe (nach ihrer phantastischen Weise) zum Range einer Gottheit erhoben; und auch den Weltweisen der Griechen erschien die Außenwelt (die Natur) und die Innenwelt des menschlichen Geistes ebenso räthselhaft und staunenswerth als die Sprache, die das gemeinsame Abbild beider, der Natur und des Geistes ist. Sprache und Gedanken sind daher auch untrennbar; das Sprechen ist ein lautwerdendes Denken, wie das Denken ein lautloses Sprechen *). Dieses Vermögen jedoch, seinen Begriffen und Ideen durch artikulirte Töne den Ausdruck zu verleihen, wurde im Menschen von zweifacher Seite geweckt. Von Seite Gottes durch das Sprechen Jehova's zu ihm; von Seite der Natur durch die Gegenstände der Vorstellungen aus der Außenwelt, und zwar vorzüglich durch die Beobachtung der belebten Geschöpfe. Dieß ist der Anbeginn oder „Frühling“ der Sprache, von welchem in der Genesis gesagt wird, daß Gott die Thiere zu Adam brachte, „damit er sähe, wie dieser sie nannte; denn wie Adam sie nennen würde, so sollten sie heißen“**).

*) Max Müller l. c. S. 72. 330 f.

**) Genes. 2, 19. Delitzsch l. c. S. 159.

Denn diesen Namen der Geschöpfe lag die Erfassung und Anschauung (Intuition) ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit zum Grunde *). Und da sonach die Schrift ganz bestimmt lehrt, daß nicht der Schöpfer, sondern Adam es war, der den irdischen Wesen ihren Namen gegeben, so ist darin der zweifache (übernatürliche und naturgemäße) Ursprung der Sprache klar genug dargelegt **).

---

*) Die Stelle bei Hiob 15, 7. dem Eliphaz höhnisch zuruft: bist du als erster Mensch geboren? ist eine Anspielung auf die hohe Einsicht, die dem Menschen in seinem reinen Urzustande eigen gewesen.

**) Der heil. Basilius der Große wurde von Eunomius als ein Leugner der göttlichen Vorsehung angeklagt, weil er die Lehrmeinung, daß Gott die Namen aller Dinge geschaffen, nicht gebilligt, sondern die Entstehung der Sprache den Fähigkeiten zugeschrieben habe, mit welchen der Mensch von Gott ausgestattet worden. Ein anderer großer Kirchenlehrer, der h. Gregor von Nyssa (der viel mit psychologischen Fragen sich beschäftigte) vertheidigte die Ansicht des Basilius. „Obgleich, so lehrt er, Gott der Menschennatur ihre Befähigung gegeben hat, so folgt daraus doch nicht, daß er nun alle Handlungen hervorbringt, die wir verrichten. Er hat uns z. B. die Fähigkeit gegeben, ein Haus zu bauen; aber ohne Zweifel sind Wir die Erbauer, nicht Er. In derselben Weise ist die Sprachfähigkeit das Werk dessen, der unsere Natur gebildet hat, aber die Auffindung der Wörter, um mit selben die Gegenstände zu bezeichnen, ist das Werk uns'res Geistes." — Max Müller l. c. Anmerkung 3 zu S. 27. Es ergibt sich daraus, daß der Urmensch zwar allerdings von Gott inspirirt, jedoch nicht wie ein ganz passives Wesen (ohne eigene Thätigkeit) mit den Wurzelworten begabt, und in der Grammatik und Syntax unterrichtet worden sei. Eckstein Ask. S. 92.

Aber nicht bloß die Bildung der Begriffe und ihrer Tonzeichen war es, um derenwillen für Adam der Ueberblick der Thierwelt, gleichsam als Heerschau seiner Untergebenen veranstaltet wurde. Er sollte zugleich erkennen, daß unter allen diesen Geschöpfen kein ihm ebenbürtiges sich befand. Darum wird schon vor diesem Vorgang ein Ausspruch Elohims berichtet, der mit den früher gebräuchlichen im Widerspruch steht. Während sich nämlich im Verlaufe der Schöpfungswerke der Satz wiederholt: Elohim sah, daß es gut war, heißt es nun zum erstenmale: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Denn es zeigt sich zwar darin der Vorzug des Menschen, daß er, weil in seiner geistigen Würde von der Thierwelt wesenhaft unterschieden, nicht als geschlechtliches Paar oder Gattung, sondern als Person und Einer ins Dasein getreten *), in welcher Thatsache auch zugleich die vielbestrittene Einheit des Menschengeschlechtes begründet ist. Allein wie Augustinus bemerkt: als Einer erschaffen, sollte er nicht ein Einziger und Einsamer bleiben. Es wäre das „nicht gut" gewesen, weil er auf das gesellige Leben, auf den Austausch der Gedanken mit Seinesgleichen, auf gegenseitige Hülfsleistung angewiesen und zur Entwicklung in ein großes Menschengeschlecht bestimmt war, zur Bevölkerung und Cultur der ganzen Erde. Es wäre auch in anderer Beziehung nicht gut gewesen, weil für den Menschen, sofern er durch eigene Schuld den Zweck seiner Erschaffung vereitelte, in seiner einsamen Stellung kein Rettungsweg sich gefunden hätte. Daher

---

*) Delitzsch l. c. S. 160.

der göttliche Beschluß, ihm „eine Hülfe seines gleichen,“ eine persönliche, dem Leibe und Geiste nach ihm ähnliche Lebensgefährtin zu geben.

Während jedoch dieser Beschluß mit derselben feierlichen Formel: „Wir wollen“ beginnt, mit welcher die Schöpfung Adams eingeleitet wurde, um die Ebenbürtigkeit des Weibes hervor zu heben, erfolgte doch die schöpferische Bildung der letzteren nicht neuerdings aus dem Staube des Erdreichs (aus den Gesammtstoffen des Erdplaneten), sondern das Weib wurde (dem Leibe nach) aus Adams Seite heraus gebildet; ein schöpferisches Werk, das in aller irdischen Zukunft eben so gewiß ein Geheimniß sein wird, als es dem Urmenschen verborgen geblieben, an welchem diese geschlechtliche Theilung bei verschlossenen Sinnen, im Zustande des tiefsten Schlafes vollbracht wurde *).

*) Während in der hl. Urkunde nichts darauf hindeutet, was verleiten könnte, Adam als Mannweib (androgyn) zu betrachten, ist diese Ansicht bei den Heiden sogar auf die Gottheiten übertragen, wie dieß z. B. (nach materiell-pantheistischem Grundirrthum) bei den ägyptischen Gottheiten Neith und Phtha der Fall ist. (Döllinger l. c. 410.) Nach dem Zendavest entstand aus dem ersten sterblichen Menschen (Kajomords) ein Baum, aus welchem das früher vereinte erste Menschenpaar Meschia und Meschiane, hervor ging. Im indischen Mythus ist Bhavani, die Gemahlin Shivas anfänglich mit diesem vereint; ein Knochen von ihm ist der Kern ihres Wesens. Aehnlich wird auch von Saraswati, der Gemahlin Brahmas gesagt, sie sei aus dem Leibe des letztern entstanden. Auch in der germanischen Sage erscheint der Riese Ymir zweigeschlechtig; als er in tiefen Schlaf gerieth, entstanden unter seinem linken Arme (also aus einer Rippenseite) Mann und Weib. Andere

Mit einem bezeichnenden Ausdruck aber wird von diesem Schöpfungsacte gesagt, Jehova habe aus Adams Rippe das Weib gebaut, (statt gebildet oder geformt), weil der große organisch gesellige Aufbau, zu welchem die Menschenwelt gedeihen sollte, durch denselben begründet ward. Man mag sich die Wahl der Rippe, die gleichsam zum Grundstein dieses Baues diente, und von der auch in den Sagen der Völker Erwähnung geschieht *), wie immer zu erklären suchen, jedenfalls ist in diesem Geheimniß die Stellung des Weibes zum Manne, sowie die Gründung und Heiligung der Ehe (als Monogamie) dargelegt.

Je gewisser jedoch die Wahrheit, daß die Ehe nicht auf dem Naturboden allein steht, sondern in wunderbarer Weise mit der geistigen Menschenschöpfung verkettet ist **), und je höher die sittliche Würde und Bedeu-

sehr merkwürdige Sagen derart, die auf eine gemeinsame, später verkümmerte und verfälschte Urüberlieferung hinweisen, in Amerika, Afrika, Polynesien, Neuseeland rc. bei Lüken, Trad. des Menschengeschl. S. 56.

*) Die dunkle Erinnerung an die Schöpfung des Weibes hat sich nicht bloß bei manchen Negerstämmen, den alten Bewohnern von Mexiko, den Malayen rc., sondern auch bei den Griechen erhalten. Nach Plinius wurde das Schulterbein des Pelops das Wesen der Urmutter Demeter, in andern Sagen war es die Rippe des Pelops. Leda, die Mutter der Dioskuren wurde (in Sparta) Pleuronia genannt, als die vom Pleuron (dem Rippenmann) Genommene. Sprichwörtlich sagten die Griechen: Weiber sind Rippen, und das Wort Pleura (Rippe) hatte soviel als Ehefrau oder Gemahlin zu bedeuten. Lüken l. c. S. 479.

**) Daß die vernünftige Seele als unsterbliches Geistwesen, als ein Wesen für sich (als eine Monas) einzeln geschaffen, nicht

tung der Ehe, desto entschiedener ist die niedrige und geistlose Meinung zurückzuweisen, als hätte jene ursprüngliche Einsetzung der Ehe auch sofort die Pflanzung des Menschengeschlechtes zur Folge gehabt. Obwohl in voller Jugend geschaffen, waren beide Urmenschen doch dem Geiste nach insofern noch Kinder, als sie die sittliche Selbstständigkeit noch nicht erreicht, im Gebrauch ihrer Willens- und Wahlfreiheit sich noch nicht erprobt hatten. Beiden war es vorerst zur unerläßlichen Aufgabe gesetzt, durch freie Selbstentscheidung sich im Gehorsam gegen Gott zu bewähren, und dadurch in ihrer seligen Bestimmung zu befestigen.

Es war um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, da ein weltbekannter Mann, dessen Namen nicht schwer zu errathen, in den prachtvollen Gartenanlagen eines deutschen Fürsten umher ging. Mit großem Wohlgefallen hatte er eine Zeitlang die üppig grünen Rasenplätze, die bunten Blumenbeete, die künstlichen Springbrunnen, die Marmortempel und die schattigen Laubgänge sich angesehen, als er diese stille Betrachtung plötzlich mit dem Ausruf unterbrach: „Paradeises genug; wenn nur die Sünde nicht wäre!" Gewiß ein wahres Wort, das Niemand bestreiten kann. Aus dem Frieden

---

aber, wie der sogenannte Traducianismus will, durch die Generation hervor gebracht werde, war stets die Ansicht der Kirche. Der heil. Gregor v. Nyssa lehrt in dieser Beziehung: Die Fortdauer der thierischen Wesen mittelst der Fortpflanzung ist das Werk der Vorsehung; die Hervorrufung dessen was nicht ist, ist das Werk der Schöpfermacht. Gingen die menschlichen Seelen aus der natürlichen Fortpflanzung hervor, so wären sie sterblich.

des Paradieses vertrieb die ersten Menschen keine andre feindselige Macht, als die der Sünde; und selbst mit dem vergänglichen Glücke, dessen wir im jetzigen Zustande fähig, verhält es sich nicht anders. Jugendblüthe, Schönheit, Ehre, Reichthum, geniale Geisteskraft, und was man sonst nach irdischer Schätzung beneidenswerth nennt, alles das wird entweder durch Thorheit, Leichtsinn und thatsächliche (actuelle) Sünde, oder durch die Macht des Todes gestört und getilgt, welcher der Ursünde Folge und Sold ist. Wohl war der Mensch zur Unsterblichkeit geschaffen, sofern sein Geist, durch entschiedene Hinwendung zu Gott, die Herrschaft über die Natur außer und in ihm (die Körperwelt und die eigene Leiblichkeit) bewahrt, und nicht durch die Schuld verloren hätte.

Nicht umsonst aber wird Adam, als erster Mensch, das Vorbild (der Typus), des künftigen oder zweiten Menschen genannt, um diesen als Gegensatz und Gegenbild (Antitypus) des ersten zu bezeichnen *). Wie nämlich Adam, als leiblicher Stammvater, so gehört Christus als Stammvater dem Geiste nach der ganzen Menschheit an; und wie vom ersten her der sündhafte Zustand (die Erbschuld) und dadurch der Tod seinen Nachkommen sich mittheilt, so kommt vom zweiten die Rechtfertigung und das neue Leben; was der Apostel auch in den Worten ausdrückt: Der erste Mensch ward eine lebendige Seele, der zweite ein lebendig machender Geist **). Aus dem Zusammenhange wird es klar, daß hier vom Auferste-

*) Röm. 5, 14.

**) 1. Cor. 15. 45.

hungsleben die Rede ist, durch welches der Leib, von der Außennatur unabhängig, ganz in die Sphäre des Geistes erhoben und verklärt wird, um der Lebensborn aller mit Gott wieder versöhnten Menschen zu werden. Nach dieser Beziehung haben die ältesten Kirchenlehrer das eben beschriebene Gegenbild noch in anderer Weise hervorgehoben, indem sie dem Mysterium der Bildung Eva's aus einer Rippe Adams, jenes andere vom Ursprunge der Kirche entgegen setzen, die (wie Augustinus sich ausdrückt), während Christus am Kreuze, im Schlummer des Todes befangen, aus seiner Seiten- und Herzenswunde hervorging. Denn das Lebensprinzip der Kirche ist das Verdienst des Opfers Christi, seinem ganzen Umfange nach, und ihre Aufgabe ist, durch die ihr verliehenen geistig-leiblichen Heilsmittel das Menschengeschlecht wieder herzustellen, damit dasselbe ein Gottestempel werde, erbaut aus lebendigen Steinen auf dem einzigen Fundamente, auf welches seine Fortdauer und Erlösung sich gründet. Darum wird nicht minder von der Kirche wie von der Urmutter der Menschen bildlich ausgesagt, daß sie von Gott erbauet worden. Das neue Leben, das sie den Sterblichen mittheilt, soll sich kund geben, wenn wir, nachdem wir das Bild des irdischen Menschen getragen, dereinst das Bild des himmlischen tragen werden *). Damit aber dieß an uns sich erfülle, müssen wir schon hienieden uns bemühen, dieses Bild dem Geiste nach und im sittlichen Wandel in uns auszuprägen. Deßhalb eben werden wir angelegentlich ermahnt

*) 1. Cor. 15.

uns zu erneuern im Geiste unsrer Vernunft (im innersten Willen und Bestreben unseres vernünftigen Geistes), um den neuen Menschen an uns darzustellen, wie derselbe nach Gottes Idee geschaffen ist, in jener Gerechtigkeit und Heiligkeit, die da ihren einzigen Grund hat in der evangelischen Wahrheit *).

*) Ephes. 4, 25.

Fünfter Vortrag.

Die Freiheitsprobe.

„Die Schlange aber war klüger als alles Gethier des Feldes." (Genes. 3, 1.)

Wie die Wolken und Nebelgebilde der Luft bei jeder veränderten Strömung oder elektrischen Erregung andere Gestalten und Farben annehmen, ebenso wechseln die träumerischen Vorstellungen und Sagen der Urvölker, in welchen entweder die Götter und Menschen zugleich aus dem Chaos hervorgehen (so daß die Kosmogonie auch zur Theogonie wird) oder die Menschen zu Gottheiten erhoben, und diese zu Menschen und Dämonen erniedrigt werden, wie denn auch die einzelnen Götter und Heroen bald als segensreiche Lichtwesen, bald wieder als finstere und böse Mächte erscheinen. Was jedoch aus diesen verworrenen und ermüdenden Bildern deutlich zu Tage tritt, das ist erstlich die Erinnerung an eine Urzeit der Unschuld und paradiesischen Wohlfahrt, und eine folgende Zeit der Schuld und des Unheils; sodann die damit verbundene Vorstellung von der Urwelt und der ursprünglichen Menschheit unter dem Bilde eines Weltbaumes oder Menschenstammbaumes, aus welchem nach

arischem Mythus anfänglich Meschia und Meschiane hervorgegangen. Oben in der Krone des Weltbaumes wohnt der göttliche Hauch Ahurah (bei den Indern Asurah) in Gestalt eines Adlers (oder auch eines Taubers), um die Wurzel in der Tiefe windet sich die Schlange, von der sie benagt wird. Zwischen dem Geist im Wipfel und der Schlange herrscht Feindschaft. Der denkende Mensch, der am Fuße des Baumes weilt, horcht auf die Stimme beider; gibt er dem Ahurah Gehör, so rauscht über ihm der Fittig des Adlers. Ganz ähnlich erscheint die altgermanische Schilderung der Riesenesche Ygdrasil, und auch in jenen Sagen, welche dem Weltall die Gestalt eines Weltberges geben, wird auf dem Gipfel desselben der himmlische Geist unter dem Bilde eines Vogels, der Geist der Finsterniß in der Tiefe unter jenem der Schlange dargestellt.

Alle diese Mythen und Sagen handeln in ihren, bei aller Entstellung doch kenntlichen Grundzügen von der Urgeschichte der Menschen, von der Gründung der Ehe, vom Verhältniß des Menschen zu Gott und der Glückseligkeit seines ersten schuldlosen Zustandes, von seiner Verlockung zum Ungehorsam und den Folgen desselben, indem ihm zur Strafe des Hochmuths und der Begierde die Frucht der Weisheit, der Trank der Unsterblichkeit und die göttliche Lebensgemeinschaft entzogen wurden.

Zu den ältesten mythischen Schriftzeichen oder Hieroglyphen der Völker gehört, als Bild des Bösen oder des feindseligen Dämons die Schlange, es sei nun unter dem Namen Nidhöggr an der Wurzel des Weltbaumes,

oder als Typhon der Egypter, als Ahriman der Perser und Baktrer. Und dieselbe Bedeutung eines Verführers zum Bösen wird ihr auch von der heiligen Urkunde zugeschrieben, die höchst einfach und ohne Erläuterung berichtet, die Schlange sei klüger oder listiger gewesen als alles andere Gethier des Feldes. Was sie unternommen, wird so schlicht und bestimmt erzählt, daß der ganze Bericht weder mythisch noch symbolisch umzudeuten, sondern als thatsächliche Wahrheit hinzunehmen ist Doch allerdings wird durch diese Behauptung der Zweifel noch nicht beseitigt. Hat die Erzählung, wie sie vorliegt, nicht offenbar ein mythisches Gewand? Wie konnte die Schlange, die doch als Thier keine Persönlichkeit besitzt, solche tückische Lüge ersinnen? Wie vermochte sie, die Stimmlose, mit menschlicher Sprache zu reden, ja ein ganzes Gespräch zu führen? Oder wie könnte ein dämonischer Geist sie zum Organe seiner bösen Ränke verwenden? Und doch sind das Vorgänge, um welche die irdischen und ewigen Geschicke der Menschenwelt wie um ihren Angelpunkt sich drehen. Wir sind daher bemüssigt, auf dieses urgeschichtliche Ereigniß, welches die entscheidende Freiheitsprobe der Menschen umfaßt, unsere Aufmerksamkeit zu richten, indem wir die Urschuld, das Urböse, und ihm gegenüber das Urevangelium, oder das Werk der Schlange und die Verheißung des Schlangentreters betrachten.

1.

Einer der edelmüthigsten Fürsten, die je über das deutsche Reich geherrscht, König Konrad der Franke

wählte sich für eine Zeitlang das berühmte Stift Sanct Gallen zum Aufenthalt, wo ihm die ganze Hausordnung sehr wohl gefiel. Ein besonderes Vergnügen machte ihm der Anblick der kleinen Klosterschüler, so oft sie schweigsam und sittig in wohlgeordneter Reihe in die Kirche zogen. Um sie zu prüfen, oder in dieser Disciplin ihre Beharrlichkeit zu erproben, traf er eine sehr zweckmäßige Veranstaltung. Er ließ auf dem Kreuzgange, durch welchen ihr Weg zur Kirche führte, mehrere Körbe voll des besten Obstes ausschütten. Die duftigsten Birnen, die schönsten rothen Aepfel rollten auf dem Steinpflaster vor den Knaben her, aber selbst unter den Jüngsten und Kindlichsten fand sich nicht ein Einziger, der seine Hand darnach ausgestreckt hätte; sie schritten in ihrer gewohnten, sittigen und eingezogenen Weise dahin, als ob sie gar nichts Störendes bemerkt hätten; und diese gute Zucht war es, über die der König nicht minder seine Freude als seine Verwunderung äußerte. Beides wohl mit gleichem Rechte. Denn da jede wahrhafte Zucht, als richtiger Gebrauch der Willensfreiheit, ein Bewahren seiner selbst innerhalb der sittlichen Schranken, eine Selbsterziehung ist, so bildet sie nicht allein die Grundlage jeder persönlichen und geselligen Ordnung, sondern auch alles Guten und Edlen, das der Bewunderung werth.

Es sind jedoch diese Schranken, innerhalb deren das sittliche Leben sich bewahren soll, keineswegs in bloß irdischen Verhältnissen zu suchen. Es gibt vielmehr eine Macht, die, gleich der Schwerkraft in der physischen Welt, alle geistigen Wesen trägt, und, sie mögen wollen

oder nicht, ihr Denken und Thun unablässig beschäftigt, und diese ist das Bewußtsein und Gefühl ihrer allseitigen Bedingtheit, welches eine schöpferische That als Grund ihres Daseins voraussetzt. Dieses Grundverhältniß, an welches wir, als an den wahren Realismus, immer von Neuem errinnert werden müssen, während es dem Urmenschen durch unmittelbare Offenbarung eingeprägt war, ist die Beziehung des Menschen zu Gott, die von der Idee des Schöpfers ausgeht; das unverlöschliche Siegel seiner übernatürlichen Bestimmung zur Theilnahme an der Fülle des ewigen Lebens. Und da er ohne göttlichen Beistand dieses Ziel so wenig als die Herrschaft seines Geistes über die Natur zu gewinnen vermag, so gestaltet sich dadurch sein Vechältniß, in zweifacher Weise, als Gebundensein an Gott und als Streben oder freithätige Richtung zu Gott. Darin liegt sowohl das Wesen als der Name der Religion, der eben dieses Gebundensein und Sich selbst binden bezeichnet*). Das

*) Stiefelhagen l. c. S. 66, 59. Bekannt ist die Stelle bei Lactantius: Hoc vinculo pietatis obstricti Deo et religati sumus, unde ipsa religio nomen accepit. Genauer und richtiger, sowohl in Bezug auf den Wortlaut, als den jetzigen Menschenzustand, bemerkt Augustinus: Est religio vera, qua se uni Deo anima, unde se peccato velut abruperat, religione religat. Das Wort religare bedeutet nämlich ein Wiederanknüpfen, Wiederverbinden, was den Riß oder Bruch einer früheren oder ursprünglichen Verbindung voraussetzt. Da nun diese Trennung in Folge der Urschuld eingetreten, und nur durch das Urverdienst Christi wieder aufgehoben wird, so ist alles religiöse Leben der Menschheit nicht mehr blos von der Thatsache der

erste wird dem Bewußtsein offenbar als göttliches Gesetz, während das andere thatsächlich als Festhalten an dasselbe in glaubenstreuer Ehrfurcht und Liebe sich bewähren soll.

Betrachten wir nun die dem Urmenschen auferlegten Gesetze und Gebote, so haben diese offenbar keinen anderen Zweck, als ihn ohne Umgehung der Freiheit auf den Weg seiner Bestimmung zu leiten. Seinem irdischen Berufe nach ward ihm zur Pflicht gemacht, den Garten zu bauen, sich mit der Cultur desselben zu beschäftigen; denn daß ohne vernünftige Thätigkeit kein geistiges Leben denkbar, ist von jeher anerkannt; und wenn es immerhin an Thoren nicht mangelt, welche in sorgloser und genußreicher Ruhe die Glückseligkeit suchen, so wiederholt sich an ihnen nur die Gesinnung des Römers Servilius Vacia und seiner Bewunderer. Dieser Servilius, ein überaus reicher Mann, hatte sich in seine Villa bei Cumä zurückgezogen, und war durch nichts anderes berühmt geworden als durch seinen vollkommenen Müssiggang. Von Mühen und Sorgen gedrückte Leute pflegten, wenn sie an seinem Wohnsitz vorüber kamen, seufzend auszurufen: O Vacia, du allein verstehst zu leben. Seneca hingegen sagte: Hier liegt Vacia begraben. Das paradiesische Gartenland, welches dem Menschen zur Urheimath gegeben war, sollte kein Wohnsitz der Träg-

---

Schöpfung, sondern auch von jener der Erlösung als einer wieder hergestellten Verbindung abhängig. Mit Recht bemerkt daher Rudelbach (Zeitschrift, Jahrgang 1859, II.), daß die tiefere Bedeutung des Wortes religio erst durch das Christenthum aufgeschlossen werden konnte.

heit, sondern einer heiteren und erfolgreichen Beschäftigung sein. Die unbeherrschte, ungezügelte Natur ist der Verwilderung unterworfen; in der Pflanzen- wie in der Thierwelt werden die Schwächeren durch Ueberwucherung der Stärkeren verdrängt; nur unter der Aufsicht und Pflege des Menschen kann die Wildniß bewältigt, das Nutzbare veredelt, der Erdenwelt das Gepräge ihrer sittlichen Bestimmung mitgetheilt werden. Darum sind auch die Nahrungsgewächse, wie die Getreidearten (Cerealien), die Dattelpalme, die Banane, die Feige, die Fruchtbäume von allem Anfange her der Cultur des Menschen anheim gegeben, von der ihr Gedeihen abhängt.

Wenn es nun keinem Zweifel unterliegen kann, daß diese Cultur nicht auf den Raum des Gartens beschränkt bleiben, sondern über die ganze bewohnbare Erde sich ausdehnen sollte, um dieselbe dem Paradiese zu verähnlichen, so ist es eine nicht minder schöne als richtige Bemerkung, welche (im Hinblick auf die symbolische Stiftshütte) die Erde als den Vorhof, die Landschaft Eden als das Heiligthum, den Garten als das Allerheiligste bezeichnet *). In dieser Ansicht ist auch zugleich schon das Verständniß des anderen Gebotes enthalten, durch welches Adam verpflichtet ward, den Garten zu hüten. Wenn das erste auf seinen irdischen Beruf sich bezog, so dieses zweite auf sein Verhältniß zu Gott und seine übernatürliche Bestimmung. Wo es auf Hüten, Bewachen und Schirmen ankommt, da wird eine

*) Delitzsch l. c. S. 132.

Gefahr vorausgesetzt; und da diese nicht blos eine äußerliche, sondern auch eine innerliche war, und nicht so sehr den Garten, als die Bewohner desselben bedrohte, so hüteten sie den Garten nur in dem Maße, als sie darauf bedacht waren, sich selber zu hüten. Beachten wir daher vor allem die Gefahr, die in ihrem eigenen Inneren verborgen, so konnte sie einzig nur aus dem Boden ihrer Willensfreiheit entstehen, insofern mit dieser auch die unabwendbare Möglichkeit gegeben war, sich thatsächlich sowohl für als gegen Gottes heiligen Willen zu entscheiden, und ihrer Bestimmung getreu oder treulos zu werden. Auf diese, für ihre sittliche Vollendung unerläßliche Selbstentscheidung war es abgesehen mit jenem dritten beschränkenden Gebote oder Verbote: „Von allen Bäumen des Gartens darfst du essen, nur nicht von jenem der Erkenntniß des Guten und Bösen; denn am Tage deines Essens von ihm wirst du des Todes sterben."

Der Anschein des Räthselhaften, der dieses Gebot umgibt, konnte nicht verfehlen, mancherlei Fragen hervor zu rufen. Was ist das Gute und Böse, von dessen Erkenntniß hier die Rede? Wie verhält es sich mit dem so bezeichneten Baume, und wodurch soll die Frucht desselben geeignet sein, diese Erkenntniß zu vermitteln? Welche schädliche Stoffe barg sie in sich, durch die sie das Leben zu tilgen vermochte? Denn von dieser materiellen Umdeutung finden sich in nicht wenigen Völkersagen noch die Spuren. So erzählen die Bewohner von Tübet: das Antlitz des ersten Menschen habe einen himmlischen Glanz gehabt, dessen sie sammt der Glückseligkeit verlustig geworden, nachdem sie von dem süßen Schimä

gekostet, der aus der Erde hervordrang. Der innere Zusammenhang jener Fragen ist jedoch so unverkennbar, daß es vor allem um die Idee des Guten und Bösen sich handelt. Da im absoluten Sinne Niemand wesenhaft gut ist als Gott allein, so kann das Gute, das in der Schöpfungswelt sich findet, nur als das erkannt werden, was der Absicht und Idee des Schöpfers entspricht. Und da in der Körperwelt kein Widerspruch gegen Gottes Gesetz denkbar, so ist alles, was gut genannt wird, nur im sittlichen Sinne und in den geistigen Geschöpfen zu suchen, insofern sie in Gesinnung und That in den anerkannten Willen Gottes eingehen und mit demselben übereinstimmen. Das Gute ist also der freie Gehorsam gegen Gott, aus dem rein inneren Beweggrunde der Ehrfurcht und dankbaren Gegenliebe, zugleich mit allen den segensreichen Wirkungen, die jener Gehorsam mit sich bringt. Das Böse hingegen ist der innere und thatsächliche Widerspruch oder Ungehorsam gegen Gottes heiligen Willen, sammt den unausbleiblichen verderblichen Folgen, indem kein Geistwesen die ihm von Gott gesetzte Bestimmung vereiteln und verläugnen kann, ohne dadurch sein eigenes Dasein zu läugnen und zu zerrütten.

Bei allem dem bleibt jedoch die Frage stehen, was jene Erkenntniß des Guten und Bösen bedeutet, von der ja deutlich genug gesagt wird, daß der Mensch sie gar nicht verlangen und vor ihr sich verwahren sollte. Denn ward ihm nicht offenbar der Genuß von dem Baume deshalb untersagt, damit er diese Erkenntniß nicht gewinne und dem Tode nicht verfalle? Die Schwierigkeit wird dadurch nicht beseitigt, daß man (wie es manche

Naturmystiker thun) die Todeswirkung den Säften des Baumes selbst zuschreibt, als wäre dieser eine Art giftiger Upas (Strychnos) mit lockend schönen Früchten gewesen. Denn abgesehen davon, daß in der Pflanzen- und Thierwelt nichts Böses sich findet, es sei denn in ganz uneigentlichem und relativen Sinne, würde nach dieser Erklärung die Sünde nicht so sehr in der sittlichen Verkehrtheit, in der Abkehr des Willens von Gott, als vielmehr in einer (physischen) Vergiftung des Menschengeschlechtes bestehen. Aber auch in der anderen Weise wird die Schwierigkeit nicht gehoben, wenn man darauf hinweist, daß die geistige Reife, die sittliche Selbstständigkeit nicht anders als durch eine, mit vollem Bewußtsein getroffene Wahl zwischen dem Guten und Bösen zu Stande komme, wobei die Erkenntniß des einen wie des anderen schon vorausgesetzt wird. Und allerdings hat dies im dermaligen Zustande des Menschen, aber eben nur in diesem, die volle Geltung. Nicht wissen, was gut oder böse ist, den Unterschied beider nicht kennen, wird in der Schrift als Merkmal der Unmündigkeit oder ersten Kindheit angegeben*), während die freie Erwählung des Guten mit Verwerfung des Bösen das reife Alter kennzeichnet**). Allein in Bezug auf den ersten Menschen verhält es sich damit ganz anders. Nicht blos konnte bei ihm, dem die Erkenntniß dieses Unterschiedes noch gänzlich mangelte, von einer solchen Wahl nicht die Rede sein; er sollte ja das Böse, das allseitig Verderb-

*) 5. Mos. 1, 39.

**) Jesai 7, 15.

liche der Sünde gar nicht an sich erfahren, sondern mit der ganzen Energie seines Willens am göttlichen Gebote halten, und in der Gemeinschaft Gottes sich behaupten, die ihm bei dieser Selbstentscheidung ihre volle Hilfe gewährt hätte*).

In dieser Entscheidung demnach, ob für oder gegen Gottes Gebot, bestand einfach die Freiheitsprobe, die eine That der vollkommenen Selbstbestimmung erforderte, sie mochte nun als Gehorsam oder Ungehorsam sich kundgeben. Im Ungehorsam war schon das Böse, die Schuld mit ihren Folgen beschlossen; durch den Gehorsam hingegen hätte der Mensch nicht blos die volle Erkenntniß des Guten selbst gewonnen, sondern zugleich auch, im Lichte der göttlichen Huld, den Gegensatz des Bösen vollkommen erkannt; während der Ungehorsam ihn der Erfahrungskenntniß des Guten beraubte. Und darin eben liegt die Bedeutung des verhängnißvollen Baumes. Nicht das Essen von der Frucht desselben, sondern der Entschluß zum Essen war es, was ihn des Lebensverkehrs mit der göttlichen Liebe verlustig machte, während er, wenn er die Probe bestand, durch diese Selbstvollendung

*) „Daß es einen Gegensatz von gut und böse gibt, davon soll er (Adam) keine persönliche Erfahrung machen; denn er könnte dieß nur so, daß er äße und so aus Gottes Liebesgemeinschaft fiele. Es ist also im Grunde ungenau, wenn man (in hergebrachter Weise) sagt: Der Mensch sollte sich entscheiden, ob er das Böse wollte oder das Gute; gerade im Gegentheile sagt der Text, daß ihm die Erreichung des Wissens vom Guten und Bösen verboten wird.“ Th. Schott in den exeg. Beiträgen zur Genesis mit Beziehung auf den Commentar von Delitzsch l. c. S. 223.

für immer in der Gotteshuld befestigt worden wäre. Keine physische Bedeutung hat daher jener Baum, sondern blos die ethische, daß er zum Gegenstand einer unerläßlichen Prüfung ausersehen wurde *).

Soll jedoch eine Prüfung thatsächlich eintreten, so kann sie nicht durch den äußern Gegenstand allein bewirkt werden, sondern es muß ein Reiz oder Antrieb hinzu kommen, der (als subjectives Moment) im Innern des zu Prüfenden sich regt. Man nennt diese Erregung die Versuchung oder Tentation, und schildert dieselbe als einen Zug und Verlangen nach dem Unerlaubten, welchem das bessere Wissen und Wollen (das Gesetz des Geistes) widerstreitet. Da drängt sich nun neuerdings eine Frage hervor; diese nämlich: woher diese Anreizung kommen, von wem sie geweckt werden sollte? Und da werden wir uns ohne Mühe überzeugen, daß dies weder von Seite Gottes noch der Urmenschen stattfinden konnte. Das erstere versteht sich wohl von selbst, doch bestimmter noch verbreitet sich darüber die Lehre des Apostels, die zugleich geeignet ist, auch über das zweite Aufschluß zu geben.

„Heil dem Manne" so lautet diese Lehre, „der die Tentation besteht, denn wenn er erprobt worden, wird er den Ehrenkranz des Lebens empfangen. Niemand aber, wenn er versucht wird, soll sagen, er werde von Gott versucht; denn Gott hat mit dem Bösen nichts

*) Ueber den Baum des Lebens und jenen der Erkenntniß bemerkt Professor Danko (l. c. pag. 12) bündig: Prior ab effectu nomen invenit, posterior ab eventu sic appellata est.

gemein, er selbst versucht Niemanden*). Ein Jeglicher aber wird versucht, indem er von der eigenen Lust gezogen und geködert wird." Der Sinn dieser Worte ist klar. Wer die Tentation nicht besteht, sondern zur Sünde sich hinreißen läßt, der wird vergeblich darin seine Rechtfertigung suchen, daß die göttliche Fügung (oder etwa die Natur, das Schicksal) dies Temperament, diese Leidenschaften ihm gegeben. „Gott ist Licht und keine Finsterniß in ihm;" der Reiz der Tentation liegt in der eigenen Begierlichkeit, in der Lust und Neigung zu dem Unerlaubten und durch das geistige Gesetz Verpönten. Wer diese Lust nicht bezähmt, der wird durch irgend eine Lockung so mächtig gezogen, daß er den Standpunkt der sittlichen Ordnung verläßt, und durch die sündhafte That in die Bande des Unheils sich verstrickt.

Beruht nun der Angelpunkt für das Verständniß in der Frage, ob eine Neigung dieser Art schon im ersten Menschen vorhanden gewesen, so hat es nie an Urtheilen gemangelt, die dies bejahen und sogar in der Ordnung finden. Der Bruch zwischen Gott und dem Menschen sei durch den Gegensatz des Geistigen und Sinnlichen begründet; er sei ganz einfach ein Ergebniß der Willensfreiheit, die Bedingung für den Anfang des moralischen Daseins. Nach diesen und ähnlichen Ansichten hätte der

---

*) Nach der Vulg. „Deus intentator malorum est," was wegen des unmittelbar folgenden: „ipse autem neminem tentat" pleonastisch scheinen würde. Das griechische Wort statt intentator (apeirastos) gibt den Sinn, daß Gottes Heiligkeit an dem Bösen keinen Antheil hat, daß es Ihm gänzlich fremd, von seinem Wesen ausgeschlossen ist, und daß sonach Er Niemanden versucht.

innere Widerspruch und Zwiespalt, den der Apostel das Gesetz der Sünde nennt, und somit die sündhafte Lust schon den Urmenschen beherrscht; vom Anblick des Baumes gelockt hätte er aus eigenem innern Antrieb über den Grund des Verbotes nachgesonnen, und am Unerlaubten ein Wohlgefallen gefunden. Der Mensch wäre demnach schon sündhaft und von den Folgen der Sünde befangen gewesen, bevor er noch eine schuldvolle That begangen; was nicht allein widersinnig, sondern so lautet, als wäre der Mensch schon in diesem sündhaften Zustand erschaffen worden; eine Voraussetzung, die mit der Güte und Heiligkeit des Schöpfers durchaus unvereinbar ist. Der Zustand des Menschen (als ursprüngliche Schuldlosigkeit oder Gerechtigkeit) konnte zu Folge seiner Bestimmung und Weltstellung kein anderer als ein übernatürlicher sein, in vollkommener Harmonie seines Geistes mit Gott sowie mit der Natur an ihm und außer ihm, daher auch kein innerer Antrieb rege ward, der diesen Frieden zu stören vermocht hätte.

Da sonach die Tentation weder von Gott ausgehen, noch aus dem Herzen des Menschen entspringen konnte, so erübrigt nichts anders, als daß sie von außen kam und zwar nicht durch einen Gegenstand der ihn umgebenden unpersönlichen Natur, sondern durch ein böswilliges Geistwesen, das sich bereits, im Streben nach Selbstverherrlichung, von der Liebe Gottes losgerissen. „Der Mensch ward von Gott zur Unvergänglichkeit geschaffen, aber durch den Neid des Satans trat der Tod in die Welt herein"*). Mit dieser Lehre der Schrift

*) Weish. 2, 23.

stehen wir vor einer Thatsache, die vor allem die übernatürliche Welt der erschaffenen Geister, sodann die Freiheitsprobe derselben, endlich das Einwirken der abgefallenen Engel auf die Menschenwelt zur Voraussetzung hat.

Wenn die Erschaffung der rein übersinnlichen, und darum unserer Anschauung unzugänglichen Geister*) in der Genesis nicht ausdrücklich berichtet wird, so ist die Ursache davon in wichtigen (pädagogischen) Rücksichten zu suchen; weil es sich darum handelte, vom Grundgedanken aller wahren Religion, vom Glauben an den Einigen, unendlichen Gott jede Verirrung zur heidnischen Vielgötterei abzuwehren. Angedeutet jedoch finden wir die Geisterwelt gleich im Anfang der Schöpfungsgeschichte, in welchem die Worte Himmel und Erde noch nicht die Atmosphäre und den Planeten, von denen später die Rede ist, sondern den Gegensatz der spirituellen und der Körperwelt bezeichnen. Die letztere, die aus einer einzigen erschaffenen Substanz, durch stete Selbstentzweiung und Veräußerung, zu einer unermeßlichen Mannigfaltigkeit sich entwickelt hat, erreicht in den organischen und sinnbegabten Gebilden keine höhere Lebensstufe als die der sinnlichen Vorstellungen und der Triebe. Die erschaffenen Geister hingegen sind sittlich freie, von der Sinnenwelt unabhängige, für sich bestehende Wesen, die nämlich den (realen) Grund ihres Daseins nicht in

*) „Geister, gute und böse Dämonen lassen sich wissenschaftlich nicht abläugnen. Die Naturwissenschaft kennt nur Sichtbares (durch die Sinne Erkennbares). Läugnen (Negiren) ist bloße Dreistigkeit. Eckstein l. c. S. 103.

der allgemeinen Natur, sondern in sich selber besitzen, und daß ihre Zahl unermeßlich, ist den Gläubigen aus den Zeugnissen der Schrift bekannt genug. Sie werden als die starken und gewaltigen Helden gepriesen, welche die göttlichen Befehle vollführen, als die dienenden Geister, welche die Vorsehung den Menschen zur Hilfe sendet, als himmlische Mächte, welche die Herrlichkeit Gottes schauen; und von ihnen auch redet der Prophet in dem Bekenntnisse: „Du allein, o Jehova, hast die Himmel geschaffen und ihr ganzes Heer; die Erde, das Meer sammt allen Wesen darin, und das Heer des Himmels betet dich an.“*) Daß aber die Kunde vom Dasein dieser geistigen Geschöpfe auch unter den Heiden nicht verloren gegangen, wird aus den meisten Völkersagen unzweifelhaft ersichtlich.**)

*) Ps. 102, 148. Hebr. 1, 14.—2. Esdr. 9. Daniel 7, 10.

**) Die Babylonier verehrten in den Gestirnen eigentlich die dieselben beherrschenden Dämonen. Auch die Götter der persischen Lehre sind dem Ormuzd und Ahriman untergeordnete Dämonen; unter den Lichtgeistern die höchsten die sieben Amschaspands, dann die Izeds oder die Schutzengel des reinen Volkes. Bei den Brahminen steht an der Spitze der guten Geister Indra. Bei den Völkern, die das nördliche Asien, China und das östliche Indien bewohnen, ist der Geister- und Dämonendienst (das Schamanenthum) von Alters her üblich. Nach dem Glauben der Chinesen umgeben die guten Geister den Thron des Schang-ti (des höchsten Wesens) und eine merkwürdige Stelle im Buche der „rechten Mitte“ lautet: „O ihr unzähligen Reigen der Geister! ihr umgebet ohne Unterlaß den ewigen Thron des Schang-ti, und euer Wohlwollen bewegt euch immerfort, herabzusteigen zu dem mächtigen Schutze, mit dem ihr uns umfasset.“ — Bei den Griechen endlich nennt Hesiod die unsterblichen Geister des Zeus die Wächter der sterblichen Menschen,

Die zweite Thatsache, vor und jenseits der Menschengeschichte ist die an den Geistern vollzogene Freiheitsprobe, und das Ergebniß derselben. Mit hoher Intelligenz und Macht ausgestattet, mußten doch auch sie, durch freies Eingehen in ihre Bestimmung, sich selbst vollenden, und die Wahl zwischen dem Gottesgehorsam und dem selbstischen, eigenmächtigen Streben nach Unabhängigkeit mußte auch ihr Geschick für immer entscheiden, weil eben in dieser freien Wendung ihre Selbstvollendung besteht. Hat daher ein erschaffener Geist, durch Selbstsucht irre geführt, sein Verhältniß zu Gott verleugnet, und von der göttlichen Liebe sich abgewendet, so bleibt seine Trennung von dieser eine beharrliche und unwiederbringlich befestigte; er vermag nicht mehr umzukehren, weil er nicht will, und er will nicht, weil er diesen Willen nimmer in sich zu wecken vermag; er kann es nicht wollen, und will nicht können. Darin wesentlich bestehen jene „ewigen Ketten, mit welchen (wie die Apostel lehren) die gefallenen Geister unter der Finsterniß festgehalten werden", also solche Bande, mit welchen die Finsterniß selbst (die Verläugnung des Lichtes, der Wahrheit und Liebe) sie gefesselt hat, nachdem sie „in hochmüthiger Selbsterhebung die Würde ihrer ursprünglichen Lebensstellung treulos verscherzten, und dadurch ihr eigenthümliches Lebensgebiet und die Stätte ihres Berufes verließen."*) Von diesem Sturz oder Abfall

die Bewacher des Rechts, und bestimmt ihre Zahl auf dreimal Zehntausend. — Ausführliches bei Lücken l. c. S. 455.

*) 2. Petr. 2, 4. Juda 6. — Prof. C. F. Keil: der Fall der Engel; eine exeget. Abhandlung über diese beiden Stellen. l. c. Jahrg. 1856, I. S. 21.

einer Anzahl der Geister, welche, durch den Hervorragendsten unter ihnen verführt, ohne Gott und wider Gott zu herrschen verlangten, wissen auch die vielgestaltigen Völkersagen, und zwar nicht selten in Ausdrücken zu erzählen, die mit jenen der Schrift fast wörtlich übereinstimmen *).

Dieselbe Uebereinstimmung zeigt sich, wie allbekannt, auch an dem Bilde (oder der Hieroglyphe), welches den Verführer und Anführer der gefallenen Geister zu bezeichnen dient. Der böse Dämon der Aegypter, Typhon, bei den Griechen Python, bei den Chinesen der schwarze Drache, sind Schlangengestalten. Ahriman, auch Drucks (Trug) und Peiniger genannt, erhebt sich aus dem Abgrund in Gestalt einer Schlange, er nahet sich den ersten Menschen in Gestalt einer Viper oder Natter **). Bei den Indern ist der böse Geist Mahisasurah das Haupt der Schlangen; mit welchen auch in der griechischen Mythologie die Furien sich schmücken.

---

*) So z. B. tritt Ahriman, der mit Ormuzd denselben Ursprung aus dem Urzeitengott Zervan hat, dem Ormuzd stolz und neidisch entgegen, will zum höchsten Thron des Lichtes sich erheben, und wird sammt seinem Anhang, den Dews, in den Abgrund (Duzakh) verstoßen. Aehnlich wird bei den Indern Mahisasura, der vor der Weltschöpfung dem Brahma sich widersetzte, sammt den von ihm zum Aufruhr verleiteten Geistern in die Tiefe der Hölle (Onderah) gestürzt. Aehnliche Kämpfe zwischen Göttern, Dämonen, Titanen u. s. f. sind auch aus der griechischen und altgermanischen Mythologie bekannt. Ausführlich bei Lücken l. c.

**) Der indische Name der Schlange ist Uraga, Naya, wie noch jetzt die Brillenschlange Naja heißt (Naja tripudians oder Cobra-Capello), semitisch Nachasch.

Eben so ist der böse Dämon Nidhöggr der Germanen, der an den Wurzeln des Weltbaumes nagt, die alte Schlange, ähnlich wie in japanischen Schriftzeichen ein Baum, um den eine furchtbare Schlange sich windet, die Welt bedeutet. Die Himmelstürmer, die Zeus besiegt und in den Tartarus (das Reich der ewigen Unruhe) gestürzt, heißen nach ihrem Anführer Ophioneus (Schlangenwesen) die Ophioniden*). Und selbst bei den Mexicanern war der Abgott Huitzli-pochtli, dessen Cult so viele Menschenopfer forderte, eine von Schlangen umwundene Gestalt. An diesen und vielen anderen Zügen ergibt es sich, wie tief die Erinnerung an die alte Schlange der Urzeit dem Gedächtnisse der Völker sich eingeprägt habe**).

Was jedoch bei diesen Völkern sich zum Mythus gestaltet hat, ist in der heil. Urkunde bloß Bild und Symbol. Das sinnlich Vorstellbare, das im Mythus als ganze Wirklichkeit (reale Wahrheit) festgehalten wird, dient im Symbol nur als bezeichnende Hülle. So tritt zwar im Berichte der Schrift nur die Schlange in den Vordergrund, nicht aber der lügenhafte Geist, dem sie als Werkzeug dienen muß; die ganze Haltung der Schlange jedoch ist eine Symbolik, durch deren Hülle das Wesen und Thun eines arglistigen, versuchenden Geistes hin-

*) Wie bei den Egyptern Typhon, der Vater der Echidna oder der alten Schlange, den Osiris tödtet, so nennt auch die germanische Sage den Anstifter alles Unheils, Loki, der den Baldur umbringt, den Vater der Mitgardschlange.

**) Lücken l. c. S. 472.

durchschimmert *). Erst im späteren Verlaufe der Heilsgeschichte, und insbesondere zur Zeit ihrer Vollendung wird dieses Wesen mehr und mehr enthüllt; der Feindselige wird ohne bildliche Verkleidung geradezu der Arge oder Böse (Poneros), der Verläumder und Zwiespaltstifter (Diabolus) genannt, der uranfängliche Mörder, der Vater oder Urheber der Lüge, der (weil die Lüge gleichsam sein Element ist) in der Wahrheit nicht steht, im Gebiete der Wahrheit, des Lichtes seinen Standort nicht besitzt **). Alle diese unseligen Eigenschaften sind es, die er als Versucher entwickelt, insbesondere eine Schlangenklugheit, zu deren Organ oder Hülle die Schlange, als das klügste aller Thiere des Feldes von ihm erwählt wird.

Den Grund dieser eigenthümlichen Wahl aufzufinden, ist nichts Leichtes. Zu der Aeußerung: „nicht unbekannt sind uns des Satans Gedanken" war im vollen Maße wohl nur der Apostel berechtigt. ***) Im Allge-

---

*) Döllinger l. c. S. 826.

**) Joh. 8, 44. Wer ungeachtet der klaren Zeugnisse Christi die persönliche Existenz des Satans läugnet, der verläugnet dadurch auch Christum selbst. Mag er sich immerhin damit beschönigen, daß er sich einen Rationalisten (Vernunftbold) nennt; die caustische Bemerkung Ströbel's bleibt immer wahr, daß der Rationalismus eine verzagte Species des Atheismus ist.

***) 2. Korinth. 2, 11. Der Text lautet: „Um deßwillen bin ich vor dem Angesichte Christi begnadigt, damit wir (ich und ihr) nicht vom Satan betrogen würden zu seinem Gewinne; denn nicht unbekannt sind uns seine Gedanken." Der Apostel redet von der Gesinnung verzeihender Liebe, die er den Korinthern einschärft.

meinen aber dürfen auch wir sagen, daß diese Gedanken uns bekannt sind; es sind die Gedanken der Finsterniß, der Läugnung, des Hasses, des Mordes. Wir können mit Sicherheit voraussetzen, daß ein ursprünglich mit so hoher Intelligenz begabter Geist, dem sogar, wie zum Hohne, der Titel eines Lichtträgers, Lichtbringers, Aufklärers (Lucifer) geblieben, die wunderbare Weltstellung des Menschen zu würdigen gewußt habe, durch dessen Gottestreue die sittliche Bestimmung der Erde sich vollenden sollte. Ließ dieser sich locken und verleiten, aus seiner, von der Gnade Gottes bedingten Mittelstellung zwischen der Geister- und Naturwelt heraus zu treten, so rechnete der Feindselige in seinem Wahne darauf, daß er auf diesem Wege nicht bloß den Menschen ins Verderben stürzen, sondern sogar auch den Schöpfungsplan Gottes vereiteln werde. Um dieß zu bewirken, kam es darauf an, den Menschen zunächst von der Naturseite des Lebens zu erfassen, damit er mit seinem geistigen Willen vorwaltend der Sinnenwelt sich zuneige, und die von Gott gesetzte Ordnung verkehrend zur Thierheit herabsinke. Zu dieser Absicht benützte er das Thier, und zwar dasjenige, welches (seinem organischen Baue nach)

Ihr sollt nicht vergessen, ermahnt er, daß die Begnadigung, die mir, dem früheren Feinde und Verfolger, von Christo zu Theil geworden, nicht blos um meinetwillen, sondern vorzüglich um euretwillen geschehen sei. Diese Erinnerung soll euch gegen die Ränke und Schliche des Satans wachsam erhalten, der euch hintergehen und zu einer Gesinnung und Handlungsweise verführen will, welche (wie z. B. die Hartherzigkeit eines vermeintlich gerechten Eifers) dem göttlichen Willen widerspricht.

als ein Mittelwesen der gesammten Thierwelt, und in den vielfachen Windungen seiner Wirbelsäule und Ringe als ein bezeichnendes Symbol trügerischer Dialektik betrachtet werden kann*).

Immerhin ließe dagegen sich einwenden, die verlockende Einflüsterung wäre auch in anderer Weise möglich gewesen. Allein innerlich kann der Geist nur zum Geiste reden, was hier erfolglos geblieben wäre. Um mit dem Menschen ein Gespräch anzuknüpfen, mußte er sich demselben in seiner Persönlichkeit auch äußerlich gegenüberstellen, wozu ihm in der den Menschen umgebenden unpersönlichen Welt nur ein seelisch belebtes (animalisches) Wesen, also ein Thier zu Gebote stand, welches auf den Menschen den Eindruck machen konnte, als ob es persönlich oder geistbesessen wäre. Ganz unnöthig aber wäre es, erklären zu wollen, wie es möglich geworden, daß die Schlange, deren Stimme nur ein Zischen sein kann, mit menschlicher Sprache redete. Der gefallene Geist vermag eben so wenig irgend ein schöpferisches Werk zu vollführen, als in irgend ein vorhandenes Geschöpf ein neues Organ hinein zu bilden; wie sollte er erst im Stande gewesen sein, das Wunder der Sprache da hervorzubringen, wo weder die körperliche

*) „In der Schlange culminirt alles niedere und nächtliche Gewürm; daher ihre dämonische Bedeutung. Sie schreckt nicht wie der Scorpion, sondern verführt und gleißt durch Schönheit." Menzel l. c. III. 289. Aus der geheimnißvollen Lebensweise und Verborgenheit, um derenwillen die Egypter selbst dem Agathodämon die Schlangengestalt gaben, läßt sich diese dämonische Symbolik noch anders nachweisen.

Organisation, noch der denkende Geist vorhanden, welche gemeinsam die Menschensprache bedingen?

Nur der Geist ist es, der wieder zu einem Geiste reden, d. h. demselben seine Gedanken mittheilen kann; dem Menschen aber werden diese, zufolge seiner geistig-leiblichen Wesenheit nur mittelst der Worte vernehmlich, die er selber bildet; so daß selbst die unmittelbare göttliche Belehrung oder Mahnung (wie z. B. die Stimme des Gewissens) vom Menschen innerlich in seiner eigenen Sprache und Mundart vernommen wird. Daß also die Schlange redete, oder vielmehr zu reden schien, war ein Gaukelspiel des Böswilligen, der durch sie die Aufmerksamkeit Eva's erregte; was er aber redete, war von so abgründlicher Bosheit und so folgenschwer, daß wir uns der Mühe einer näheren Betrachtung des ganzen Vorgangs nicht entziehen dürfen.

2.

Drei Grundzüge sind es, die in den Sagen vom Sündenfalle so vielfach zum Vorschein kommen, daß sie, im Verein mit den bereits erwähnten, unverkennbar auf eine Urtradition als ihre gemeinsame Quelle hinweisen. Der erste bezieht sich auf den Versucher selbst und den Beweggrund seiner Feindschaft; der zweite auf den Umstand, daß er mit seinem Trug zunächst an die Urmutter der Menschen sich wandte; der dritte endlich auf die Erkenntniß oder Erfahrung des Guten und Bösen, oder bestimmter auf den Irrthum, der mit diesem Wissen zugleich schon die Fülle der Macht und Glückseligkeit verbunden wähnte.

Was nun den ersten dieser Grundzüge anbelangt, so findet sich derselbe nirgends schroffer ausgeprägt und gemißbraucht als bei den älteren Griechen und selbst noch bei Homer und Hesiod. Die herben Leiden und Geschicke, welche die Menschen, und zwar vorzüglich die durch Heldenmuth und Weisheit ausgezeichneten treffen, schrieben sie dem Neide und der Eifersucht der Götter zu, welche ihrer Meinung nach das Glück und die Vorzüge der Sterblichen mit Mißgunst ansahen, weil sie nicht dulden mochten, daß die Abhängigkeit der Irdischen von ihnen sich minderte *). Vom Hasse und Neide Ahrimans gegen den Lichtgott Ormuzd und dessen Geschöpfe weiß die dualistische Religionslehre der Perser viel zu erzählen, und Aehnliches kommt unter andern Namen auch in jener der Inder und Germanen vor.

Während aber die persisch-baktrische Sage das erste Menschenpaar (Meschia und Meschiane) gemeinsam von Ahriman betrogen werden läßt, wird von anderen Mythen als Ueberlistete und Verführte mehr das Weib hervorgehoben. So erscheint den Indern Bhavani (die

*) „Diese Vorstellung findet sich schon bei Homer, ohne dort mit irgend einem ernsteren Schuldgefühle verknüpft zu sein, das sich doch sonst da aufzudrängen pflegt, wo der Mensch sein Verhältniß zu einer zürnenden Gottheit näher bestimmt. Bei Herodot ist die Ansicht vom Neide der Gottheit, welcher großem Glücke auf dem Fuße folgt, als ein aus allgemeiner Erfahrung gezogenes Axiom hingestellt. Wenn später Platon behauptete, daß der Neid im Chore der Götter keine Stätte finde, so trat er damit einer noch immer sehr verbreiteten Ansicht entgegen.“ Döllinger l. c. S. 263.

Gebärerin) die als glückselige Beherrscherin des Berges Meru (des Paradieses) auch Parvadi heißt, nach dem Abfalle als die von Schlangen umwundene Kali, die Herrscherin über das Kali-jugam, d. h. über das Zeitalter der Sünde, des Elends und des Todes *). Verwandt damit ist die allbekannte griechische Mythe vom ersten Weibe Pandora, durch deren Fürwitz alle Uebel des Lebens sich über die Welt verbreitet haben. Als Urheberin aller Uebel wird auch von den Chinesen das vom Drachen betrogene Weib angeklagt. Die Urmutter der griechischen Sage, Demeter, welche (ähnlich der Bhavani) als gute Göttin auf dem Olymp wohnt, heißt als Gefallene Persephone (später als die Tochter der Demeter verehrt); die der Unterwelt angehört, weil sie von dem Apfel aß, den der Herrscher der Unterwelt ihr reichte. Selbst bei den Mexicanern (Azteken) trägt die Mutter des Menschengeschlechtes den Namen der Frau mit der Schlange, und erscheint in einem (von Humboldt beschriebenen) hieroglyphischen Gemälde im Gespräch mit der Schlange begriffen. Vom Ausgangspunkte jedoch und Ziele dieser Unterredung wird nirgends Bestimmteres angegeben, als in den alten Lehrbüchern der Chinesen. Als den Anlaß zur Sünde, die dem Menschengeschlechte verderblich ward, bezeichnen sie die Begierde nach Erkenntniß, oder, wie sie sich ausdrücken, nach Wissenschaft, eine Begierde, die soviel als Fürwitz zu

---

*) Merkwürdig ist es, daß sie, als eben Erschaffene, auch dargestellt wird im Gespräche mit ihrem vor ihr dagewesenen Manne. Lüken l. c. S. 85.

bedeuten scheint. Diese Wissenschaft sei den ersten Menschen (den Beherrschern der Erde) von einem Drachen aus der Tiefe mitgetheilt worden; und kaum (wie Lo-pi lehrt) hatten sie dieselbe erlangt, als schon alle Geschöpfe ihrer Umgebung ihnen fremd und unbotmäßig wurden, der Himmel sich veränderte und sie selbst nimmer dieselben waren, indem sie nämlich in den Zustand der Noth und der Sterblichkeit herabsanken. Die Ansicht jedoch, die sie vom eigentlichen Gegenstand oder Inhalt jener sogenannten Wissenschaft aufstellen, gehört in die Reihe jener groben Irrthümer, die den heidnischen Naturreligionen eigen sind *).

Alle diese durch träumerische und mährchenhafte Beigaben enstellten Grundzüge finden sich, einfach und

---

*) Ueberhaupt ist es in den heidnischen Sagen gewöhnlich, den Fall der ersten Menschen in der geschlechtlichen Lust zu suchen. Auch der Paradiesesapfel wird darin zum Symbol der sinnlichen Liebe. Durch ihn wird Persephone (Proserpina) verführt; ihn erhält Thetis zum Geschenk bei der Vermählung mit Peleus, dem sterblichen Erdenmanne; so auch die germanische Freya. Lüken l. c. S. 77. — Diese heidnische Exposition des Sündenfalles mag den Heiden verzeihlich sein; leider wird sie noch häufig von Leuten wiederholt, „die weder was sie reden, noch den Sinn der Beweise verstehen, die sie für ihre Behauptungen vorbringen.“ (1. Timoth. 1, 7). Sie bedenken nicht, oder wollen nicht bedenken, daß die vom Schöpfer im Paradiese eingesetzte Ehe als Pflanzstätte des Menschengeschlechtes, nicht früher zu dieser letzteren sich gestalten konnte, als bis die Urmenschen die sittliche Selbstständigkeit oder Mündigkeit erreicht hatten, und daß dieses Mündigwerden von der Freiheitsprobe bedingt war, die demnach nicht im geschlechtlichen Verhältnisse beruhen konnte.

klar gezeichnet, in der heiligen Urkunde wieder. Der unendlichen Macht und Heiligkeit seines Schöpfers wohlbewußt, jedoch in lügenhafter Unabhängigkeit ihr trotzend, strebt der unselige Geist die Menschen zu verderben, deren Glückseligkeit und erhabene Bestimmung seinen giftigen Neid erregt. Er vermag, wie Chrysostomus sich ausdrückt, die Flammen der göttlichen Liebe nicht zu ertragen. Indem er nun aus den Finsternissen hervor ging, um mit den Schlangenwindungen betrüglicher Rede die Menschen in sein eigenes Elend zu verstricken, erwählte er sich noch einen andern krummen Weg, indem er nicht geradezu an Adam, auf dessen Abfall es eigentlich ankam, sondern an Eva sich wendete. Wahrscheinlich wußte er dabei den Umstand zu benützen, daß Eva als die Zweitgeschaffene das göttliche Gebot nicht durch unmittelbare Offenbarung, sondern aus Adam's Munde vernommen. Auf beides beruft sich der Apostel, indem er als Thatsachen anführt, daß Adam früher gebildet wurde und dann erst Eva; und daß nicht Adam betrogen worden sei, sondern das Weib, die „als Betrogene" d. h. in Folge des ihr gespielten Betruges das Gebot übertrat, was von Adam nicht ausgesagt werden kann, dessen Uebertretung keineswegs eine Folge der Täuschung, sondern lediglich der Ueberredung war *).

---

*) 1. Timotheus 2, 9—15. Der Apostel begründet damit die Vorschrift, daß die Frauen nur im Familienkreise, nicht aber öffentlich (in gottesdienstlicher Versammlung) lehren dürfen, und daß es ihnen nicht zusteht, über ihre Männer zu herrschen. Daß jedoch Eva, unbeschadet ihrer ursprünglichen fleckenlosen Reinheit, der Täuschung zugänglicher war als Adam, kann vielleicht psychologisch

Die Mittel und Wege dieser Täuschung konnten dem Versucher nicht fremd bleiben. Mitten im Garten stand der verhängnißvolle Baum mit seinen lockenden Früchten, und während dem Menschen in der ihn umgebenden Welt alles gehörte, war nur dieser Baum davon ausgenommen; ja die übrigen Güter waren ihm nur unter der Bedingung zu eigen gegeben, daß er die Früchte desselben unberührt ließ. An diesem Gegenstande der Prüfung sollte er durch freien Gehorsam in seiner Weltstellung sich befestigen, indem er das höchste Gut, nämlich den Besitz der göttlichen Huld, den Gütern der Sinnenwelt und der eigenmächtigen Willkür vorzog, und so in gläubig ehrfürchtiger Treue sich erprobte. Eben nun dieser Baum war es, welchen in bunten Farben schillernd, und mit ihren klugen und feurigen Augen das Weib anblickend, die Schlange mit ihren Ringen umwand, um die Aufmerksamkeit Eva's zu wecken.

Es kam darauf an, die Einfalt und den Frieden ihres Herzens zu stören, ihre Einsicht zu trüben, ihre Gedanken und Wünsche irre zu leiten. Aehnlich wie die Schlange, nachdem sie im Dunkel gelauert, plötzlich und pfeilschnell auf ihre Beute losfährt, sendet nun auch der Versucher seinen vergifteten Pfeil ab, indem er an Eva

erklärt werden, wenn man darauf achten will, daß im Menschen das organisch leibliche Leben zwar von der persönlichen Einigung mit dem Geiste bedingt wird, daß jedoch hinwiederum auch der Geist an die sinnbegabte Leiblichkeit als sein Organ angewiesen ist. Steht der Organismus des Weibes der plastischen Natur näher, so wird dadurch auch eine lebhaftere Affection durch die Erscheinungen der Sinnenwelt vermittelt.

die verfängliche Frage richtet, worin er etwas Wahrheit mit arger Lüge verfälschte. „Hat Elohim etwa gar gesagt, daß ihr nicht essen sollt von allen Bäumen des Gartens?" Hat er euch von allen diesen den Genuß untersagt? Die tückische Frage war schlau genug angelegt, um eine Erwiederung zu veranlassen, wie der Arglistige sie erwartete *). „Von der Frucht der Bäume des Gartens dürfen wir essen; von der Frucht des Baumes hingegen inmitten des Gartens hat Elohim gesagt, ihr sollt davon nicht essen und sie auch nicht berühren, auf daß ihr nicht sterbet **)."

Mit dieser Entgegnung jedoch ist dem Versucher schon der Anlaß gegeben, nicht bloß das Gesagte frech zu läugnen, sondern auch auf dem Boden dieser Negation eine lügenhafte, mit dem Scheine des Wohlwollens (der Humanität) geschmückte Belehrung zu bauen. Er läugnet nicht bloß die Folge und Strafe, mit welcher das Essen von dem Baume, oder eigentlich der Ungehorsam bedroht

*) Die Dialektik des Satans hat vielleich Niemand treffender geschildert als Byron im Kain. Nachdem Lucifer, als ein hoher und vornehmer Geist, ihm die Wunder des Weltalls gezeigt, ohne jedoch des Schöpfers zu erwähnen, wird Kain argwöhnisch und stellt an Lucifer die Frage: liebst du Gott? Dieser aber wendet die Frage um, indem er entgegnet: liebt Gott dich? Und da Kain das bejaht, demonstrirt ihm Satan das Gegentheil aus den Uebeln und Gefahren, die den Menschen allseitig umdrängen und elend machen.

**) In Uebersetzungen liest man oft das Wörtchen etwan eingeschoben (auf daß ihr nicht etwa sterbet), als ob das Weib selber schon daran gezweifelt hätte. Diese Folgerung ist schon deshalb grundlos, weil ein solcher Ausdruck gar nicht vorkommt.

ward, sondern behauptet überdieß, daß dieses Essen, anstatt den Tod zu bewirken, vielmehr jene Macht und Glückseligkeit vermitteln und mit sich bringen werde, die mit der Erkenntniß des Guten und Bösen verbunden und durch dieselbe zu gewinnen sei. Um aber seine Versicherung „einigermaßen" glaubwürdig zu machen, unterstützt er sie mit einer noch tiefer aus seiner eigenen Finsterniß heraufgeholten, infernalischen Lüge, indem er die Absicht des Gebotes zu verdächtigen, die Reinheit der göttlichen Liebe zu verleumden sich erdreistet. So sprach dann die alte Schlange: so ist es nicht; keineswegs werdet ihr sterben. Der Grund des Verbotes ist ein ganz anderer; er liegt darin, daß ihr die ganze Herrlichkeit, die ihr, dem eigenen Willen folgend, zu erreichen vermöchtet, nicht erlangen sollt, weil sie euch von oben nicht gegönnt wird. „Denn Elohim weiß, daß am Tage da ihr davon esset, eröffnet werden eure Augen, und ihr werdet sein wie Elohim, wissend Gutes und Böses" *).

Im Bewußtsein und Gefühl der freien Selbstbestimmung besitzt der Mensch, der gesammten unfreien Natur gegenüber, ein so großes und unvergleichliches Gut, daß er im Wohlgefallen daran gar leicht seine

---

*) Die Schlange will sagen, daß nicht der Tod, sondern im Gegentheil das höchste die Welt beherrschende Leben mit dem Zustande des Erkennens von Gut und Böse unmittelbar gesetzt sei. Es folgt daraus nicht, daß dieses Erkennen von Gott selbst ausgesagt werden könne (da ihm ja, wie oben aus Jak. 1, 13 nachgewiesen, das Böse völlig fern und fremd ist) — der Lügengeist behauptet nur, daß es zu einem, dem göttlichen gleichenden, mächtigen Leben verhelfe. — Th. Schott l. c. S. 226.

Bedingtheit und Abhängigkeit von Gott vergißt, dem allein die unbedingte (absolute) Macht und Herrlichkeit zukommt. Es findet dann leicht die Lüge den Zugang, daß nicht so sehr der Mensch Gott ähnlich, als vielmehr Gott dem Menschen ähnlich, und darum auch mit der Selbstsucht des letzteren behaftet sei. Diese satanische Lüge, die im ganzen Heidenthume herrschend geblieben, hat Eva nun vernommen. Lucifer hat sie belehrt, daß nur die Mißgunst und Eifersucht Elohims sie von der Fülle der Selbstmacht fern zu halten strebe, und daß es, um diese zu erreichen, von ihrer Seite nur eines freien Entschlusses, einer kühnen That bedürfe. Und jetzt betrachtet sie den Baum gleichsam mit andern Augen. Jetzt erst wird sie gewahr, „wie angenehm der Baum (die Frucht desselben) zum Genusse, und daß er eine Lust sei für die Augen, und lieblich zu betrachten.“ Durch diesen Anblick immer mehr angezogen *) meinte sie nun erst klärlich einzusehen, wie unwohl und hart durch das abwehrende Gebot ihr geschah. So entschloß sie sich rasch. „Sie nahm von der Frucht und aß, und gab auch ihrem Manne mit ihr, der (gleichfalls) davon aß.“

Daß er „mit ihr“ war, bedeutet wohl soviel, als daß er in ihrer Gesellschaft sich befand, mit ihr vor dem Baume stand. Die Einflüsterung des Versuchers hat wahrscheinlich nur das Weib allein vernommen, denn er

---

*) Prof. Delitzsch (Comm. S. 172) schreibt dem Baume einen „magischen Hintergrund“ zu, wogegen wohl nichts einzuwenden ist, da keine Verlockung zur Sünde ohne Täuschung und ohne jenen im Hintergrunde lauernden Lügengeist ihr Ziel erreicht.

selbst hätte die Lüge mit Entrüstung zurück gewiesen. Vom Satan also ward er nicht getäuscht, und dennoch verfing er sich in den Fallstrick, indem er von den süßen Worten seiner Gefährtin sich überreden ließ. Und dadurch erst konnte es dem Feinde gelingen, durch gänzliche Umkehrung der von Gott gesetzten Ordnung den Zustand des Menschen und der ihn umgebenden Welt zu zerrütten. Der Erstgeschaffene sieht zu, wie die nach ihm in's Dasein getretene Gehülfin, die er doch selbst über die göttlichen Gebote belehrt hat, die That des Ungehorsams vollbringt, ohne sie zu warnen oder davon abzuhalten; er läßt überdieß von der Getäuschten und Verführten sich selber zum Treubruch bewegen, und ein Schmeichelwort derjenigen, deren Stütze er sein sollte, ist mächtig genug, ihn zu stürzen. Beide verhalten und benehmen sich so, als sei Jehova ihnen plötzlich ein harter und ungerechter Despot, der Satan hingegen ein gütiger und weiser Rathgeber geworden; so daß den Verblendeten Elohim in einen finstern lieblosen Geist, der Verräther in eine liebreiche wohlthätige Gottheit sich verkehrte *).

Man könnte versucht sein, an der Möglichkeit eines so ungeheuren Irrthums zu zweifeln, hätte nicht die Herrschaft desselben durch alle folgenden Zeiten sich fortgesetzt. Wie gleich in den Morgenstunden der Menschenwelt der Satan es verstand, sich in einen Engel des Lichtes umzugestalten **), so sind von jeher auch die zahlreichen Anhänger des Hedonismus und Sensualis-

*) Delitzsch l. c. S. 173.

**) 2. Cor. 11. 14.

mus*) unter der gleißenden Hülle der Beglücker und Befreier aufgetreten, wiewohl nur die Wahrheit den Geist befreit, nie aber die Lüge. Wer von den Blumengewinden ihrer poetischen Prosa sich bestricken und ziehen läßt, den Bund mit Gott, die Würde des Geistes für nichts zu achten, und sich ganz der Sinnenwelt hinzugeben, wird eben so wenig sich rechtfertigen können, als dieß den Urmenschen möglich war. Nachdem sie die reichste Fülle göttlicher Wohlthaten gleichsam aus erster Hand empfangen, nachdem sie im wunderbaren Lebensverkehr die unendliche Macht und Vaterhuld ihres Schöpfers kennen gelernt, und das so leicht zu haltende Gebot, woran ihre Treue sich erproben sollte, freudig angenommen, war der Frevel ihres Ungehorsams und Undanks so empörend, ihre Schuld so unermeßlich, ja selbst (im Verhältniß zur Unendlichkeit Gottes) so unendlich groß, daß mit dem Risse, mit der abgründlichen Kluft, die zwischen ihnen und der Gotteshuld entstand, kein noch so schreckliches Naturereigniß sich in Vergleich bringen läßt.

*) Der Hedonismus, dessen Urheber Aristipp, ist die Lehre, welche die (vernünftig gemäßigte) Hingebung an die Lust als das höchste Gut betrachtet. (Döllinger l. c. S. 276.) Die Hedonisten (Sensualisten, Rationalisten, Humanitarier) der Neuzeit, die sämmtlich als die einzig echten Licht- und Menschenfreunde sich illustriren, entwickeln nie glänzender ihre Beredsamkeit, als wenn sie gegen den alt- neutestamentlichen Gott eifern, der jeden Natur- und Lebensgenuß angeblich mit ewigen Strafen bedrohe. Daß ihre Sprache, die das Böse in ästhetischen Schmuck verhüllt, keineswegs neu ist, kann aus vielen Stellen in den Psalmen, bei Hiob, Jesaias, im Buche der Weisheit rc. nachgewiesen werden.

Die Folgen des Abfalls konnten nicht zögern. Zum erstenmale erfüllte sich hier das große Mahnwort: „Durch deine Bosheit wirst du gestraft, durch deine Treulosigkeit gezüchtigt, damit du wissest und erkennest, wie böse und wie bitter es sei, daß du Jehova deinen Gott verlassen, und die Ehrfurcht vor ihm nicht bewahrt hast" *).

Darin bestand das Wissen und die Erkenntniß, zu der nach Satans Anleitung die Menschen gelangten. Anstatt der Gottgleichen Macht, nach der sie gestrebt, hatten sie Elend und Ohnmacht gefunden. Von der Höhe ihrer Weltstellung herabgestürzt, fühlten sie sich plötzlich machtlos, vereinsamt, von Gott entfernt; die umgebende Natur war ihnen fremd und feindlich geworden; scheu und widerspenstig wichen aus ihrer Nähe die Thiere; der Garten Edens hatte für sie die Anmuth einer seligen Heimat verloren, seitdem aus ihrem Innern der Frieden gewichen. Denn schon war die harmonische Einheit ihres geistig leiblichen Lebens gebrochen, die innere Entzweiung, die Empörung der Naturkräfte gegen die Herrschaft des Geistes hatte so entschieden begonnen, daß sich die Verwandtschaft mit dem Thierleben ihnen bemerklich machte. Nun erst erkannten sie ihre Nacktheit; sie schämten sich vor sich selber und vor einander, und flochten Blätter zur Hülle; aber noch größer war ihre Beschämung und Angst vor dem Angesichte Gottes. Darum, als sie die Stimme (den Hall) Elohims ver-

---

*) Jerem. 2, 19.

nahmen, suchten sie die Dunkelheit auf, und bargen sich im Waldesdickicht, zwischen den Bäumen des Gartens.

Noch war es kein klares Schuldbewußtsein, kein echtes Gefühl der Reue, was ihren Geist bewegte, und doch hatte das Walten der erbarmenden, rettenden Liebe schon an ihnen begonnen. Die Drohung des Todes, welcher der Uebertretung auf dem Fuße folgen sollte, war in dieser Beziehung nicht in Erfüllung gegangen; in seiner Versicherung: ihr werdet keineswegs sterben, hat der Versucher wider seinen Willen dießmal nicht gelogen. Soviel nämlich konnte er aus eigener Erfahrung wissen, daß kein Geistwesen (als ein Wesen für sich) völlig vergeht und in Nichts verschwindet, da der ewige Tod der Zustand eines unseligen ewigen Daseins ist. Mit dem Tode des Menschen hingegen verhält es sich anders; er wird von einer gänzlichen Trennung und Scheidung des geistigen vom leiblichen Menschen bedingt, wodurch die organische (einzig zum Dienste des Geistes bestimmte) Leiblichkeit ihren Halt verliert, und als solche zu sein aufhört, indem sie in die irdischen Urstoffe sich auflöst. Daß nun in den ersten Menschen, ungeachtet des Abfalls ihres Geistes von Gott, dieser Zerfall nicht eintrat, ist nur durch die wunderbare Wirksamkeit der göttlichen Gnade erklärbar, welche dieselben über dem Verderben empor hielt, und zwar im Hinblick auf das Werk der Erlösung, das ohne Zweifel, in der Voraussicht eines möglichen Abfalls, schon im Schöpfungswerke vorbedacht war.

Durch diese Fristung des irdischen Lebens ward es den Gesunkenen möglich, sich auf sich selbst zu besinnen,

und ihren jetzigen Zustand mit dem früheren zu vergleichen. Im Schamgefühl über ihre Erniedrigung und in ihrer, wiewohl noch knechtischen Furcht zeigte es sich schon, daß sie für die Gnade wieder empfänglich geworden. Nachdem der göttliche Geist der Liebe, der den sittlichen Wesen sich mittheilt und sie mit Gott vereinigt hält, durch ihre Schuld von ihnen gewichen, war es nun das ewige Wort, der schöpferische Logos, der in's Mittel trat, um die Lebensverbindung der Menschen mit Gott wieder anzuknüpfen. Sein fortwährendes Eingehen in die Menschenwelt, das im Erscheinen des Gottmenschen sich vollendete, offenbarte sich von nun an, das Heil vorbereitend, innerlich als das Licht, das alle Menschen erleuchtet, äußerlich aber in jenen Gotteserscheinungen (Theophanien), durch welche der Unsichtbare in geheimnißvoller (uns nicht bekannter) Weise den Sterblichen äußerlich erkennbar entgegen trat. So geschah es zum ersten mal, als es wieder Abend geworden, und die Menschen die Stimme Jehoha Elohims vernahmen, da er im Paradiese wandelte. Es war dieß zum erstenmale die Stimme des Rufenden in der Wüste, da der Garten aufgehört hatte ihre Heimat zu sein; die mahnende und weckende Stimme: Adam, wo bist du? *) in welcher

*) Dieses „wo bist du?", wie Delitzsch bemerkt, klingt in der ganzen Menschenwelt nach. Dieses Suchen und Tasten nach dem unbekannten Gott, „ob es ihnen vielleicht gelinge, ihn zu berühren oder zu finden" (Apostelg. 17, 27) ist die Folge davon. (Del. l. c. S. 178.) Eigentlich ist es (nach dieser Rede des Apostels) auch wiederum Adam, der seinerseits fragt: Herr, wo

Finsterniß und Ferne verweilst du jetzt? wohin bist du gerathen? Noch ist sich Adam seines Elends lebhafter bewußt als der Schuld, die ihn in diese Tiefe gestürzt; nicht diese, sondern seine Entwürdigung und Nacktheit soll der Grund seiner Furcht sein, die ihn zur Flucht bewegte.

Allein auch aus diesem Schlupfwinkel muß er ans Licht hervor. „Wer hat es dir kund gethan, daß du nackt bist? Hast du etwa von dem Baume gegessen, der dir verboten? Im Anschluß an die zweite Hälfte dieser Frage würde die erste lauten: „wieso, wodurch ist es dir kund geworden?" wenn nicht der Ausdruck: wer hat es dir kund gethan? absichtlich gewählt wäre, als Hinweis auf die Person des Versuchers. So entschieden jedoch die Form dieses richterlichen Verhöres auf das Bekenntniß der Thatsache dringt, zeigt es sich doch neuerdings, welchen Einfluß der Lügengeist schon gewonnen, und wie nahe die Verwandtschaft der Sünde mit der Schlange. Immer noch will Adam dem offenen Bekenntniß seiner Schuld sich entwinden; er sucht diese von sich abzuwälzen, indem er sie theils dem Weibe, theils (als dem ersten und eigentlichsten Urheber) dem Schöpfer selbst zur Last legt. „Das Weib, das Du mir beigesellt, hat mir von dem Baume gegeben." Und wie vorauszusehen, bleibt auch das Weib, zur Verantwortung aufgefordert, auf diesem Schlangenpfade nicht zurück. Nicht an ihr ist die Schuld; „die Schlange, so erwiedert sie, hat mich berückt, und da aß ich."

---

bist du? Der verirrte Sohn sucht den Vater erst auf, nachdem er von diesem heimgesucht worden durch die Gnade.

In allen diesen Antworten ward, wie es seitdem noch immer bei Kindern und Erwachsenen der Brauch ist*), die Schuld soviel möglich verhüllt und umgangen. Weil es jedoch immerhin thatsächlich blieb, daß es die Schlange war, welche den Anlaß gegeben, so traf auch das Strafurtheil diese zuerst. Vor allem Gethier des Feldes, d. h. ausnahmsweise und über sie allein, wird der Fluch verhängt; auf dem Bauche soll sie gehen (nur kriechend sich fortbewegen) und Staub essen (im Staube sich winden) alle Tage ihres Lebens**). Der Lügengeist selbst, der sie zum Werkzeug seines Gaukelspiels, gleichsam zum Darsteller (Figuranten) seiner unsichtbaren

*) „Weil dieß alles so menschlich wahr, und wir uns darin Alle wieder erkennen, deßhalb meint die neuere, der Erbsünde feinde (rationalistische und monistische) Theologie, der Hergang der Sünde der Urmenschen sei von dem Hergang der Sünde der Menschen überhaupt abstrahirt, während es sich vielmehr umgekehrt verhält. Diese Sünde nämlich (die der Urmenschen) ist die Original- oder uranfängliche Sünde, und jede spätere menschliche Sünde sieht ihr deßhalb so ähnlich, weil mit der sündigen Art unserer Stammeltern auch diese Art ihrer Sünde auf uns vererbt ist.“ Delitzsch l. c. S. 179.

**) Der Name der Schlange im Sanskrit ist Uraga, was den auf der Brust Gehenden, also ebenfalls den Kriechenden bedeutet. Daß mit dem „Staub essen“ nicht gesagt werden soll, der Staub sei der Stoff, welcher den Schlangen zum Nahrungsmittel, zur Speise dient, versteht sich wohl von selbst; es ist nur ein Nebenumstand des Kriechens im Staube; ähnlich wie es noch jetzt Sprachgebrauch ist, mit dem Ausdruck „Staub schlucken“ anzuzeigen, daß man dem Staube ausgesetzt sei und sich seines Eindringens in den Mund nicht erwehren könne.

Persönlichkeit benützt hatte, wurde nicht in's Verhör genommen, auch nicht gerichtet, weil er bereits gerichtet war; die Schlange nur ward gestraft, weil sie dem Heimtückischen zur seelisch belebten Hülle gedient. Ihr Aufenthalt im Dunkel, ihre geräuschlose Bewegung, ihr unheimliches Zischen, das tödtliche Gift, das unter ihren beweglichen Zähnen angesammelt, und die Eigenthümlichkeit, daß sie, obwohl ein Land- und Wirbelthier, dem Wurm gleich im Staube kriecht, alles das hat sie (mit Ausnahme der giftlosen unschädlichen Arten) zum Symbol des Bösen, der Sünde, des Todes, und daher auch des Satans gemacht, der aus den höchsten Regionen des Lichtes verwiesen, und unter alle Geschöpfe erniedrigt worden; und so ist sie stets ein Gegenstand des Abscheus und Entsetzens geblieben.

Auch von dieser wechselseitigen, unversöhnlichen Feindschaft ist im göttlichen Strafurtheil die Rede, jedoch in der besondern Form, daß im Gegensatze zur Schlange nicht zunächst Adam, sondern, als die erste Uebertreterin und als Urmutter des Menschengeschlechtes, das Weib genannt wird. „Ich werde Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem und ihrem Samen; er wird dir das Haupt zermalmen, und du wirst (mit deinem Bisse) seine Ferse verwunden." Mit vollem Rechte kann dieser Satz auch so umschrieben werden: während du seiner Ferse heimtückisch nachstellst, um durch deinen Biß ihn zu tödten, wird er dir das Haupt zerschellen oder zertreten *). Unverkennbar ist hier der Sieg in Aus-

*) Bekanntlich ist die Uebersetzung dieser Stellen deßhalb schwierig, weil darüber, ob in jedem der beiden Theile des Satzes

sicht gestellt, der den Menschen in diesem Kampfe zugesichert wird, und es gestaltet sich sonach der über die Schlange verhängte Fluch zu einer Heilsverheißung an die Menschen; wobei der Umstand nicht übersehen werden darf, daß diese Verheißung der Gnade ihnen gegeben ward, bevor noch die göttlichen Strafurtheile über sie ergangen waren. Indem wir daher auch diese Urtheile, als die secundären Strafen (und üblen Folgen) ihrer Verschuldung, einer spätern Erwägung vorbehalten, verweilen wir bei jener Sieges- und Segensverheißung, welche, als Grundlage der gesammten Heilsgeschichte, und nach ihrer allumfassenden Bedeutung, als die uranfängliche Heilsbotschaft oder das Protevangelium bezeichnet wird.

Der Kampf der Nachkommenschaft des Weibes gegen die Schlange ist ein Symbol, welches in der Er-

das nämliche oder ein anderes ähnliches Zeitwort vorkommt, die Meinungen getheilt sind. Die Bedeutung „mit dem Fuße zertreten, zermalmen" (wie Röm. 16, 20) ist unzweifelhaft; sie paßt aber nicht für das Folgende, wenn man übersetzen wollte: „und du wirst seine Ferse zermalmen," was offenbar gezwungen ist und keinen rechten Sinn gibt, indem ja die Schlange nicht darauf eingerichtet ist, um an den Fußwurzelknochen eine solche mechanisch zerstörende Gewalt ausüben zu können. Die Bedeutung des hinterlistigen, meuchelmörderischen Nachstellens läßt sich aus einigen anderen Stellen der Schrift rechtfertigen, hängt aber auch mit der Art zusammen, wie die Schlange von ihrer tödtlichen Waffe Gebrauch macht. Delitzsch (l. c. S. 181) beruft sich zu Gunsten des Zermalmens der Ferse darauf, daß der Biß der Schlange zugleich eine Zerquetschung (Contusion) bewirke, was sich jedoch von den beweglichen Giftzähnen nicht füglich behaupten läßt.

innerung der Völker so tiefe Wurzel gefaßt hat, daß es in den meisten mythischen Ueberlieferungen sich aufbehalten zeigt*). Belege dafür sind jene Götter, Riesen und Helden oder Heroen der Vorzeit, die als Schlangentreter, Drachenbezwinger, Bekämpfer einer bösen Macht gerühmt, und mehrentheils als Söhne eines schuldlos und rein gebliebenen, ebenfalls vergöttlichten Urweibes angesehen werden. Nach dem Mythus der Perser sieht Ahriman, nachdem er den Kajomords getödtet, voraus, daß Zerduscht (Zoroaster) durch seinen Abkömmling Sosiosch (den Messias) ihn unter die Füße treten

*) In dem Aufsatze über die ältesten Paradiessagen (Ausl. 1861 Nr. 41—45) sucht J. Braun mit nicht geringem Aufwand von Gelehrtheit und Scharfsinn nachzuweisen, daß diese Sagen mit der Cultur von Westen nach Osten (von Egypten nach Babylon und von da gen Medien oder Iran 2c.) den Weg gefunden. Bei den Hebräern sei die Mythengeschichte bei Seite geschoben, und die Schlange zur Vertreterin aller bösen Neigung in der Welt geworden. Der Verf. gibt selber zu, daß damit in die fremde Form eine tiefere Antwort gelegt sei; allein er kehrt den Sachverhalt um, indem er den Bericht der Genesis zu einer Abstraction aus früheren Mythen verflüchtigt, während diese als vielfach entstellte Trümmer einer (in der Genesis aufbehaltenen) Urtradition zu beurtheilen sind. Sehr beachtenswerth und für den ästhetischen Sinn des Verf. ehrenvoll ist das Zeugniß, das er der „hebräischen" Schöpfungsgeschichte im Vergleich mit der egyptischen u. a. gibt. „Alle die phantastische Beseelung der einzelnen Kräfte und Weltstücke zu eigenen Göttern ist (in jenem Berichte) verschwunden, und das Ganze, wenn es auch an Gehalt (soll heißen: fantastischer Buntheit) verloren hat, ist einfach, edel, anmuthig geworden." (l. c. S. 1075.)

werde*). In den Sagen der Inder weissagt der erste Mensch der jetzigen Weltzeit, Kassiapa, der tugendhaften und reinen Aditi: Vischnu selbst solle einst ihr Sohn werden. Als dieser Sohn ward vorzüglich Krishna verehrt, der den Drachen Kaliga tödtete, selbst aber von einem tödtlichen Pfeile in die Ferse getroffen ward. Der griechische Apollo bezwingt die Schlange Python, von welcher seine Mutter Leto oder Latona verfolgt ward; und Herakles, der Obsieger der Hydra, wird der Erlöser des gefesselten Prometheus. Bei den Germanen wird vorzüglich den Söhnen Odins eine messianische Wirksamkeit zugeschrieben; Thor ist Besieger der bösen Mitgardschlange in der Tiefe; ähnliches wird auch von Baldr und Sigurd (Sigfrid) gesagt; und der am Ende der Zeiten erwartete Vidar soll dem bösen Dämon Fenriswolf den Kopf und Rachen zertreten **).

In der heil. Urkunde, die allein das Verständniß dieser Sagen vermittelt, hat der dem Weibessamen geweissagte Kampf und Sieg eine zweifache Bedeutung, indem er eben sowohl auf eine bestimmte einzelne Persönlichkeit, als auf eine allgemeine Nachkommenschaft, und

*) Bekanntlich ist damit auch die merkwürdige Weissagung verbunden, daß zur Zeit der Ankunft des Sosiosch ein eigenes Gestirn (der Komet Gurzscher) erscheinen werde.

**) Um dem Fuße des Vidar dazu die erforderliche Rüstung und Stärke zu verschaffen, bekleidet ihn die Mythe mit einem gewaltigen schweren Schuh, zu dessen Verfertigung alle Lederstreifen gesammelt werden, die jemals von den Sohlen als Abfälle übrig geblieben. — Auch Thraetaono, Indra, Feridun sind Schlangenbekämpfer.

zwar auf eine solche sich bezieht, welche dem verheißenen Sieger in Gesinnung und Wandel sich anschließt, und so ihm angehört. Denn gleichwie diejenigen Menschen, welche ihre entschiedene Falschheit und Bosheit als Schlangensamen oder Schlangenbrut kennzeichnet, in der Person des Lügengeistes ihr Haupt und ihren Führer haben, so müssen auch jene, die mit ganzer Willenskraft der Unsitte und dem Unheil widerstreben, in einem Vorkämpfer und Obsieger ihre Einheit besitzen, und dieser ist es, von dem gesagt wird, daß er gekommen sei, die Werke des Teufels zu zerstören, und wieder herzustellen und zu retten was verloren war *).

Auch in Ansehung der Herkunft oder Abstammung dieses menschlichen und doch überirdischen Retters finden sich in den Völkersagen mancherlei Nachklänge, die, so verworren sie lauten, doch merkwürdig genug sind, um einige Beachtung zu verdienen **). Für's erste ist bemerkenswerth, daß die Weissagungen von einem künftigen Ueberwinder des Bösen immer nur an die erste Frau, nicht an den Mann ergehen. Was ferner diesen Wiederbringer einer glücklichen Weltzeit betrifft, so wird er zwar als ein dem ersten sterblichen Weibe Entsprossener, niemals aber als ein Sohn oder Erzeugter eines Mannes, sondern als Sohn eines der höchsten Götter geschildert. Von seiner eigentlichen Mutter endlich, oder seiner Gebärerin wird ausgesagt, sie werde

*) 1. Joh. 3, 8. Hebr. 2, 14.

**) Was hier, des Raumes wegen, nur in gedrängter Kürze zusammengefaßt wird, findet sich sehr ausführlich bei Lüken l. c. S. 300—348.

im Kampfe mit der Schlange als Theilnehmerin mitwirken; auch tritt hier eine dem Heidenthum eigenthümliche (dualistische) Scheidung und Verdopplung der Persönlichkeit hervor, die ihren Grund darin hat, daß der erste Mensch ein Gerechter und ein Sünder, ein Gefallener und Erlöster, ein Todter und wieder Lebendiger war; wie denn auch der Schlangentreter, als neuer und himmlischer Mensch zu ihm den Gegensatz bildet. So erscheint dann auch in den Mythen die Mutter des Heilsbringers; sie ist mit der gefallenen und sterblichen Urmutter (mit der Eva) nicht eine und dieselbe Person, sondern eine Jungfräuliche und Gerechte, wie jene es ursprünglich gewesen *).

Wie unverkennbar stimmt dieß alles mit der großen Heilsthat überein, durch welche, als sie ins Leben trat, die symbolische Hülle der Verheißung vollends sich erschloß! „Als die Fülle der Zeiten (und mit ihr die Zeit der Erfüllung) gekommen, sendete Gott seinen Sohn, geboren aus dem Weibe, geboren unter dem Gesetze" **),

*) So verhält es sich in der Brahminischen Lehre mit dem Gegensatz zwischen der Diti und Aditi; die erstere ist die sündhafte, die andere die sündlose Urmutter, die göttliche erste Frau Bhavani, die als Beherrscherin der Berge, unter dem Namen Durga Parvati, auf dem Paradiesesberge Meru wohnt. Von ihr wird gesagt, sie werde als die Tugend selbst auf Erden wiederum erscheinen und den bösen Geist Mahisasura (die Schlange Ahirbudhnyah) bekämpfen. Aus einem ähnlichen Gegensatze gestaltete sich bei den Griechen die Tochter der Themis, die Sternenjungfrau Asträa; und jede Mythologie hat dergleichen Doppelgänger aufzuweisen.

**) Galat. 4, 4.

nähmlich unter dem Joche des alten Bundesvolkes, dem jenes Weib aus der Davidischen Familie entsprossen war. Als ewiger Logos ist er wesenhafter Gottessohn, Licht vom Lichte, Ausstrahlung und Ebenbild der göttlichen Herrlichkeit; als wirklicher Mensch oder Menschensohn ist er zwar aus dem Boden der Menschheit hervor gegangen, aber nicht vom Manne erzeugt, sondern als neuer himmlischer Adam, als Gebilde einer erneuerten Schöpfung, aus dem jungfräulichen Weibe geboren, die demnach in ihrem Gottgehorsam, ihrer Demuth und Reinheit, und als Urmutter der Menschen im Reiche der Gnade, zur ersten Eva den entschiedenen Gegensatz bildet. Einzig und allein demnach Ihr als Sohn angehörig, von der Schuld und Zerrüttung der Menschennatur unberührt, trat der Gerechte und Heilige in die Erdenwelt ein, der dem Fürsten der Finsterniß das Haupt zermalmte und seine Macht vernichtete, während er selbst den Fersenstich der Leiden und des leiblichen Todes erduldete, als er sich dahin gab, für Alle diesen Tod zu verkosten *). Nur „verkostet" aber hat er den Tod, weil er zwar die ganze Bitterkeit, nicht aber die volle zerstörende Gewalt desselben, die Verwesung, an sich erfuhr, sondern durch die Kraft des neuen Lebens sie überwand.

So wandelte sich der vermeintliche Sieg des finsteren Geistes, der dießmahl nimmer in der Schlange, sondern in dem Schlangengezüchte mordsüchtiger Heuchler seine willigen Werkzeuge fand, in seine eigene Niederlage, indem seine Macht gebrochen, und er sonach aus

---

*) Hebr. 2, 9.

der Menschenwelt hinausgestoßen wurde. Ueber die Art und Weise, wie dieß geschah, belehren uns die Boten des Herrn, daß der göttliche Logos an unserm Fleisch und Blute theilgenommen, um durch seinen Tod denjenigen zunichte zu machen, der (vermittelst der Sünde) die Herrschaft des Todes besaß*); daß er, seiner (göttlichen und menschlichen) Herrlichkeit sich entäußernd, die Knechtsgestalt angenommen und gehorsam geworden bis zum Kreuzestode, um der ungeheuren Schuld des Ungehorsams und der Nichtachtung Gottes das ausgleichende und überwiegende Verdienst (Aequivalent) seines unbegränzten, sühnenden Gehorsams entgegen zu setzen**); und daß der ewige Vater Ihn, der Sünde nicht kannte, (dem die Sünde ganz fremd war) für uns zur Sünde gemacht habe, damit wir von Gott Gerechtfertigte würden in Ihm***). Ob jedoch die Einzelnen die Rechtfertigung sich aneignen, das ist wieder von ihrem freien Entschlusse abhängig. Denn „nachdem er zur Vollendung gelangt (nachdem sein Opfer durch die Wiederbelebung,

*) Hebr. 2, 14.

**) Phil. 2, 7.

***) 2. Cor. 5, 21. Indem hier gesagt wird, daß Gott Christum als den Vertreter der sündigen Menschheit, im Zustande der Sünde dargestellt hat, und zwar dadurch, daß derselbe in der Knechtsgestalt die Todesstrafe auf sich genommen und erduldet, liegt darin die Erklärung zu jener symbolischen ehernen Schlange in der Wüste, die Moses aufgestellt, damit durch den Aufblick zu derselben die von den Schlangen Gebissenen geheilt würden. Daß darin ein Vorbild der Erhöhung oder des Opfertodes Christi am Kreuze enthalten, wird von ihm selbst, Joh. 3, 14, ausdrücklich bezeugt.

Verklärung und Erhöhung vollendet war) ist er Allen, die ihm gehorchen, der Urheber des ewigen Heiles geworden*).

Je nachdem daher die Einzelnen sich für oder wider den Erlöser entscheiden, theilen sie sich in zwei, ihrer Gesinnung nach einander entgegen gesetzte Partheien, und diese sind es, auf welche die Weissagung von der Feindschaft zwischen dem Weibes- und dem Schlangensamen ebenfalls Bezug hat. Den Einen ist Christus das Prinzip des gerechten, Gottgenehmen so wie des unsterblichen Lebens, und sonach der Lebenskeim ihres Glaubens und Strebens. Diejenigen hingegen, die sich vom Sinnenreiz und Unglauben gänzlich beherrschen lassen, und durch Tücke und Falschheit ihre selbstischen Zwecke zu erreichen suchen, hegen und pflegen in ihren Herzen den Todeskeim des Hochmuths, der Lüge, des satanischen Neides, und gehören daher, so lange sie ihre Bosheit nicht erkennen und verabscheuen, zur zahlreichen Sippschaft des Schlangensamens, und zwar um so gewisser, je mehr sie, es sei durch Scheinheiligkeit oder geheuchelte Philanthropie, jenen Zeloten es nachthun, denen gegenüber der Herold Christi kein Bedenken trug, sie als Vipern und giftige Schlangenbrut anzureden.

Diese Geschiedenheit der Menschen, nach der in ihnen vorwaltenden Gesinnung, wird vom Apostel Johannes sehr nachdrücklich betont, um die Gläubigen zu warnen, damit Niemand durch falsche Vorspiege-

*) Hebr. 5, 9.

lungen sie verführe*). „Wer die Gerechtigkeit übt, ist gerecht, wie jener (der Erlöser) gerecht ist.“ Nicht also in einzelnen Werken beruht dieses Gerechtsein, sondern in der Bethätigung des Glaubens an Ihn, der nicht umsonst gesagt hat „wer nicht mit Mir ist, der ist wider mich“ so daß es bei dieser Wahl kein Drittes gibt. Nur wer mit Christus in Lebensgemeinschaft bleibt, kann gerecht sein; wer hingegen sein Leben dem Dienste der Sünde hingibt, so daß Falschheit, Selbstsucht, Wollust, Neid, Rachsucht das Prinzip seiner Handlungen bilden, der wird von einer Gesinnung beseelt und getrieben, die aus dem Geiste des Satans ist. „Wer Sünde übt, ist aus dem Diabolus, der von Anfang an sündigt.“ Der Satan ist der Sünder von Anfang an, weil er in die Lüge und Sünde, die aus seinem eigenen Innern entstanden, auch die Menschen verstrickt hat, weßhalb er als Verleiter zum Bösen auch der Vater der Lüge genannt, und wer ihm gehorcht zum Schlangensamen gezählt wird. In diesem Sinne wies auch der Herr die Verläumder zurecht, die sich rühmten, Abrahams Söhne zu sein: „Aus der Vaterschaft des Satans seid ihr, und das Begehren eures Vaters strebt ihr zu vollführen.“ Und da sonach alle Laster und Frevel der Menschenwelt mit dem anfänglichen und fortwährenden satanischen Trug in Verbindung stehen, so werden sie Werke des Bösen genannt, von welchen der Apostel ferner sagt: „Dazu ist

*) 1. Joh. 3, 7—10. Ausführlich und umsichtig, mit Bezugnahme auf alle alten und modernen Mißdeutungen, ist diese Stelle erörtert in Prof. G. K. Mayer's Commentar über die Briefe Joh. Wien 1851.

der Sohn Gottes erschienen, daß er die Werke des Teufels zerstöre."

In welcher Weise aber dieß geschieht, das wird von ihm in der weiteren Durchführung des Gegensatzes nachgewiesen. Im Eingange des Evangeliums hat er gelehrt, daß der Menschgewordene Logos Allen, die ihn aufnehmen, Macht gegeben habe, Kinder Gottes zu werden. Von diesen, durch den göttlichen Geist in die Kindschaft Gottes Erhobenen heißt es nun hier: „Wer aus Gott gezeugt, begeht nicht Sünde, weil sein (Gottes) Same in ihm bleibt, und er kann nicht sündigen, weil er aus Gott gezeugt ist." Dieser Same oder Lebenskeim ist die erweckende und lenkende Gnade des heiligen Geistes, die jedoch weder die Freiheit aufhebt, noch die ererbte Neigung zum Bösen tilgt, so daß der Erlösete, zwischen seinem natürlichen und geistigen Stammvater (Adam und Christus) schwankend, der Gnade allerdings zu widerstehen vermag, und „wer fest zu stehen meint, wohl zusehen muß, daß er nicht falle." Der Kampf zwischen dem Weibes- und Schlangensamen wird nicht bloß äußerlich zwischen verschiedenen Partheien geführt, sondern dauert auch im Innern jedes Einzelnen fort, der die Glaubenstreue bewahren will. Wenn nun der Apostel dennoch lehrt: der aus Gott Gezeugte könne nicht Sünde begehen, so ist doch damit keineswegs die Unmöglichkeit einer Sünde gemeint, und zwar um so gewisser, da er ja selber vor Verführung warnt. Er will aber nur erinnern, daß der Baum an seinen Früchten erkannt werde Wer dem Zuge der Gnade und dem Gesetze des Geistes frei gehorcht, der kann nicht sündigen, weil aus einem

solchen Keim oder Lebensprinzip nichts Böses erwachsen kann. Eben deßhalb aber, so warnt der Apostel, möge Niemand sich selbst betrügen, als ob er Gott angehören und in der Lebensgemeinschaft Christi beharren könne, ohne nöthig zu haben, sich vor Irrthum, Falschheit und Sünde zu hüten. Denn „daran sind die Kinder Gottes und jene des Diabolus erkennbar: wer nicht Gerechtigkeit übt, ist nicht aus Gott, und der seinen Bruder nicht liebt." Die Bruderliebe wird hier mit der Gerechtigkeit in Verbindung gesetzt, weil sie das allumfassende Gebot ist, durch welches jede Art von Selbstüberhebung, Egoismus, Neid und unlautern Gelüsten, und somit alles ausgeschlossen wird, was dem Geiste des Verderbens verwandt und willkommen ist.

In einer Gegend des Reiches Siam sind die weißen Ameisen (Termiten) sehr zahlreich. Sobald sie ihre großen kegelförmigen Hügel aufgebaut, und bevor noch dieselben an der Sonne hart geworden, geschieht es (wie Neale berichtet) nicht selten, daß die furchtbare Cobraschlange hinein bricht, die Ameisen verscheucht, und darin ihre Wohnung nimmt. Bemerkt nun ein Hindu einen solchen Wohnort in der Nähe seiner Behausung oder Hütte, so beeilt er sich, mit Hülfe seiner Nachbarn um den Hügel herum einen starken Zaun zu befestigen, der mit Dornenbüschen so dicht verflochten wird, daß die Schlange sich nicht hindurch winden kann, ohne sich zu spießen. Sie müßte also in diesem Kerker Hungers sterben, würde nicht der Aberglaube der Leute für ihre Nahrung sorgen. Sie halten es für eine religiöse Pflicht, das giftige Reptil jeden Morgen mit Eiern, Milch u. dgl. zu füttern, und

die Cobra gewöhnt sich gar bald an die regelmäßig eingehaltene Stunde, so daß sie in der bestimmten Minute aus ihrem Erdhügel den Kopf herausstreckt. — Wer sollte in diesem Brauch, den Todfeind einzuschließen und doch sorgfältig zu verpflegen, nicht etwas Seltsames und Thörichtes sehen? Und dennoch unterlassen wir nicht, in sittlicher Beziehung Aehnliches zu thun. Wir umzäunen die böse Neigung, die in unserm Herzen sich birgt, durch Gebet, fromme Uebungen und vereinzelte gute Werke; allein zugleich hegen und pflegen wir doch dieselbe, indem wir gegen Hochmuth, Eitelkeit, Neid, Unlauterkeit nicht mit voller Entschiedenheit ankämpfen, als ob es Schade wäre, wenn der alte Mensch sammt seiner Verkehrtheit in uns abstürbe.

„Die Schlange war klüger als alles Gethier des Feldes", und auch der Herr gab seinen Jüngern diese Klugheit zum Vorbild; allein er gebot ihnen, die Schlangenklugheit mit der harmlosen Lauterkeit der Taube zu verbinden, damit sie ausschließlich im Dienste der wohlwollenden, uneigennützigen Liebe zur echten Weisheit sich gestalte, die, wie der Apostel lehrt, nicht irdisch, thierisch dämonisch, sondern himmlisch ist, und Gerechtigkeit, Frieden und Freude wirkt im heiligen Geiste.

Sechster Vortrag.

Die Schuld und die Gnade.

„Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen, bis du wiederkehrst in die Erde, von der du genommen." (Genes. 3, 19.)

Kein Lehrwort scheint allgemeiner bekannt und gebräuchlich in der christlichen Welt, als das aus dem Munde des Apostel Johannes: Gott ist die Liebe. Es gibt aber auch kaum ein Lehrwort, das öfter als dieses dem Mißverständniß, der oberflächlichen Auffassung und dem Mißbrauche unterliegt; und dieß ergibt sich schon aus der Ungenauigkeit der Uebersetzung. So wenig als der Apostel je gesagt hat: Gott ist das Licht, die Wahrheit was sich ja in die Behauptung „das Licht ist Gott" verkehren ließe, sondern „Gott ist Licht", ebenso wenig wollte er sagen: Gott ist die Liebe, sondern: Gott ist Liebe. Gleichwie er Licht ohne Schatten oder ohne Wechsel mit Dunkel genannt wird, ebenso ist er lautere Liebe, die von Selbstsucht oder Eigennutz rein, aus unerschöpflicher Fülle nur geben und beseligen will, ohne von ihren Geschöpfen etwas empfangen zu können; die aber eben deßhalb als Willensheiligkeit sich offenbart, weil sie nur jene

ihrer geistigen Geschöpfe beseligen kann, welche die Befähigung für ihre Gabe nicht verscherzen.

Dieß vorausgesetzt, ist jenes Verhalten Gottes zu den letzteren, welches als Gegensatz zur Gnade der göttliche Zorn genannt wird, sein Mißfallen an solchen Bestrebungen und Lebenszuständen, die seiner Idee widersprechen, und die Mittheilung seiner beseligenden Liebe hemmen. Sein Zorn ist also nur Abwehr der Lüge; seine Züchtigung ein kräftiges Mahnwort an den menschlichen Willen, sich von der Verkehrtheit und Knechtung loszuringen; die Uebel und Drangsale, die er als zeitliche Strafen sendet, sind, wie Gregor der Große so schön sich ausdrückt, „herbe Pfeile aus der süßen Hand Gottes." Und wird zwar der sündhafte und noch unerlösete Sterbliche vom Apostel ein Sohn des Zornes genannt*), so fügt der heil. Bernhard doch die Bemerkung hinzu: ein Sohn des Zornes ist der Mensch, doch nicht ein Sohn des Grimmes**).

Ein Kind des Zornes, d. h. dem göttlichen Zorn verfallen, wird (abgesehen vom Erlösungswerke) der sterbliche Mensch genannt, insofern er, als Abkömmling Adams, naturgemäß die Zerrüttung und den inneren Zwiespalt in sich trägt, die zumal als Folgen der Schuld der Idee Gottes widersprechen, und wie alles Sündhafte und Böse von Ihm mit unendlichem Mißfallen betrachtet werden. Aber die Lichtseite dieses Mißfallens ist die absolute Heiligkeit der göttlichen Liebe, die nur strafen will

*) Ephes. 2, 3.

**) „Filius irae, non filius furoris."

um zu heilen, und die unausbleiblichen üblen Folgen der Schuld in Mittel der rettenden Gnade verwandelt. Dieß ist der Grundzug der erbarmenden Liebe, der aus den Strafurtheilen hervorleuchtet, die über die erstgeschaffenen Menschen gefällt wurden, und die sämmtlich, da die Verheißung des Ueberwinders und Heilbringers, und somit des Segens ihnen vorausging, schon unter dem Einflusse dieses Segens gestellt sind, und die Wege desselben anbahnen *).

Das erste Urtheil, dem Hergang des Abfalls entsprechend, traf das Weib. Weil sie den Mann zum Ungehorsam verleitet hatte, ward sie seiner Herrschaft unterworfen; und als Mutter des Menschengeschlechtes sollte sie vielfache Beschwerde und Schmerz erdulden. Aber eben durch diese Mutterschaft war in der Zukunft der jungfräulichen Mutter, der Gesegneten unter den Frauen, das Heil der Menschheit besiegelt. Aehnlich verhält es sich mit dem richterlichen Urtheil über Adam. Anstatt des Gartens in Eden wird nun die unwirthliche Erde seine Heimath, statt der Baumfrüchte des Gartens sind jene des Feldes (die Getreidearten) ihm zur Nahrung angewiesen, die er im Schweiße seines Angesichtes gewinnen und zu Brod bereiten muß, weil aus dem Erdreich, unter dem Fluche der Verödung nur Disteln und

*) „Schon dieß, daß eine Verheißung gegeben wird, bevor noch die äußeren Strafübel dem Menschen angekündigt werden, ist gleichsam der Anschlag der Tonart, aus der die ganze folgende Geschichte gehen wird, die Tonart der Gnade, zu welcher sich die Drohungen nur verhalten wie modulirende, ihrer Auflösung zustrebende Dissonanzen.“ Th. Schott l. c. S. 227.

Dornen sprossen *). In engster Verbindung mit diesen feindlichen Verhältnissen der Außennatur steht auch die Abhängigkeit seines eigenen Naturgebildes, oder seiner Leiblichkeit vom Gesetze der Vergänglichkeit. Der Tod, der ihm angedroht worden, wird ihm nun feierlich angekündet; sein irdisches Leben soll ein stetes Ringen mit den Mächten des Todes sein, bis sein Leib zurückfällt in den Staub des Erdreichs, aus dem er organisch geformt ward. Nachdem er in schuldloser, paradiesischer Glückseligkeit das Opfer des schlichten Gehorsams, der kindlichen Ehrfurcht, der dankbaren Gegenliebe verweigert hat, ist nunmehr kein anderes Heil für ihn, als in der demüthigen Hingabe an die von Gott ihm auferlegte Strafe, in der freiwilligen Ertragung der Mühe und Noth, im Streben nach der Versöhnung, also in einem Opferleben der Reue und der Buße. Doch abgesehen von dem unaufhörlichen Kummer über die eigene Verschuldung und Entwürdigung, so wie von den furchtbaren Katastrophen der Natur, die ihn mit Schrecken erfüllten, mußte er überdieß zu seinem bittersten Leide den Fluch der Sünde in ihrem verderblichen Fortwirken an den Erstlingen seiner Nachkommenschaft erfahren. Der schroffe

*) Diese Stelle wird sehr verschieden übersetzt, z. B. Verflucht sei die Erde um deinetwillen, um deiner That willen. Genauer die Vulg. nach dem Urtext, und in Rückbeziehung auf Gen. 2, 15: maledicta terra in opere tuo. Der Fluch, der das Erdreich um des Menschen willen und in Folge seines Abfalls trifft, wird diesem am fühlbarsten in der mühevollen Urbarmachung des Bodens und den vielen Mißständen, mit denen der Feldbau zu kämpfen hat.

Gegensatz, der hier sich herausstellt, zeigt sich so bestimmt als Anbeginn des Kampfes zwischen dem Weibes- und Schlangensamen, daß er durch die ganze Menschengeschichte sich fortsetzt. Und so kann es am Opferleben Adams ersichtlich werden, wie unter dem Walten der Gnade der Fluch in Segen sich wandelt; hinwieder am Opfer der Söhne Adams, wie durch menschliche und dämonische Bosheit der Segen in Fluch verkehrt wird.

1.

Der Süden Arabiens hat in der Provinz Yemen eine Landschaft aufzuweisen, die ihrer Unsicherheit wegen sehr übel berüchtigt ist. Unter den Leuten, die hier wohnen, weiß Jeder, der seinen Widersacher aus der Welt schaffen möchte, einen Mörder zu finden, der um einen mäßigen Preis zu diesem Dienste sich verpflichtet. Mit dem Worte Marhabba, „so geschehe es," schließt der Bandit den Handel ab, geht aber dann unverweilt zu jenem Gegner hin, um demselben die Mittheilung zu machen: Dein Todfeind hat um einen Silberthaler mich gedungen, Dich umzubringen; gibst Du mir das Doppelte, so räume ich Ihn aus dem Wege. Da demnach in dieser Landschaft Niemand seines Lebens sicher ist, soll davon ihr Namen Hadramaut sich herleiten, der soviel bedeutet, als die Bereitschaft des Todes, die Gegend, worin man jeden Augenblick in Lebensgefahr schwebt. Genauer betrachtet, ist dieses Hadramaut nicht auf das südliche Arabien beschränkt, sondern über alle Lande der Erde ausgedehnt, da allerwärts die Mächte wirken, die das Strafurtheil vollstrecken: Staub bist du, und wieder

in den Staub wirst du zurückkehren. Dasselbe Erdreich, das nur die Keime dorniger und zur Nahrung untauglicher Gewächse hegt, während es, um den edlen Getreidearten günstig zu werden, so mühevolle Arbeit fordert, dasselbe ist es auch, in welches der Menschenleib (als Humus) zurückfällt. Diesen steten Wechsel und Umtausch der Stoffe, der die Macht der Vergänglichkeit (der Verwesung) kundgibt, hat die alten Völker veranlaßt, ihre mythische Erdgöttin, die Herrscherin über das Todtenreich, zugleich als Demeter und Ceres, oder als Spenderin der Saat- und Kornfrüchte (Cerealien) zu verehren, die das Leben erhalten *).

So besteht demnach die Mühe und Sorge, die dem Sterblichen aufgebürdet, in einem steten Kampfe gegen die Mächte des Todes, die von allen Seiten an ihn herandringen. Es wäre jedoch sehr überflüssig, umständlich beweisen zu wollen, daß der Mensch kein Recht habe, über dieses Geschick Klage zu führen, sowie ferner, daß der Fluch, der über das Erdreich ergangen, den Segen der Arbeit in sich beschließt, die das heilvollste Zucht- und Bildungsmittel des Menschen ist, seinen Uebermuth bändigt, seine geistigen Kräfte weckt und schärft, und seine ursprüngliche Herrschaft über die Natur theilweise wie-

*) Eckstein l. c. S. 107. Nachdem den Menschen „die Frucht der Weisheit" entzogen, wurden sie auf den Kornbau angewiesen, in den Vedas mit dem Worte Annam bezeichnet. — Die indische Lakschmi, Göttin der Fruchtbarkeit, heißt auch Sri, was etymologisch mit Ceres, dem lateinischen serere (säen), dem semitischen Sera (Samen) übereinstimmt.

der vermittelt *). Eine ganz andere schwerer lösbare Frage ist es, die uns hier sich aufdrängt. Die Trennung des menschlichen Geistwesens von Gott, und des zerfallenden organischen Leibes vom Geiste, oder der ewige und zeitliche Tod war die angedrohte Strafe und Folge der Uebertretung. Dem geistigen Tode kam die Gnade zuvor, die um der Heilsverheißung willen die Menschen auch im leiblichen Dasein erhielt. Die Todesdrohung ward dennoch erfüllt, indem der Tod keinen Augenblick seine Macht zu üben zögerte. Aehnlich wie der emporgeschleuderte Stein, in welchem die mitgetheilte Bewegung vom Zuge zur Erde bald überwunden wird, schon während des Aufsteigens zu fallen beginnt, ähnlich wird auch das organische Leben, das sich selbstständig behaupten will, im Kampfe gegen die Außennatur zuletzt von dieser überwunden. Die Mühen und Leiden, die Noth und der Tod sind also Folgen des Abfalls von Gott, des Ungehorsams, der Sünde. Allein was hat der Fluch, den diese auf sich zieht, mit dem Fluche gemein, der um ihrer willen die Erde trifft? In welch' einem Verhältnisse steht der geistig sittliche Zustand des Menschen zum physischen Zustande der Erde? Wodurch erklärt sich der angebliche Zusammenhang zwischen der Verschuldung des Menschen, und der Zerrüttung der ihn umgebenden Natur, die nun feindselig gegen ihn sich wendet?

So fremd dieser Zusammenhang den Ansichten der Neuzeit scheinen mag, so zahlreich sind doch die Zeugnisse aus uralter Zeit, die übereinstimmend dafür einstehen;

*) Delitzsch l. c. S. 188.

so daß die Sagen der Brahmanen sowohl, als der übrigen Arier (Iranier), der finnischen Stämme im Osten und Norden Asiens, der Völker Armeniens und Vorderasiens, ja selbst Nordamerika's von diesen Angaben und Berichten förmlich wimmeln. Ueberall ist von einer plötzlichen Veränderung der Temperatur die Rede, die zur Zeit der Auswanderung aus einer paradiesischen Urheimath sich ereignete, von einer Erkältung der Luft und des Bodens, von einer Winter- und Sommerschlange, die (als Ahriman's Geschöpfe) der Erde bald Erstarrung bald Verdorrung brachten, von zehn Wintermonaten, die im Gartenlande Airyana vaeja herrschten. In Verbindung damit stehen die Hindeutungen auf eine Reihe von schrecklichen, von Ahriman oder Typhon hervorgebrachten (plutonischen) Katastrophen, vulkanischen Ausbrüchen, Hebungen und Senkungen des Bodens, vom chinesischen Hochgebirge Kuenlun bis hinüber zum Taurus und schwarzen Meere, von den Höhen des Himalaya bis nach Medien und Armenien, und vom Imaus (Belur) bis an das indische, persische, arabische Meer. Alle diese, von Mittelasien ausgehenden Ereignisse, die in die Urzeit der Menschenwelt hinauf reichen, werden mit irgend einer Verschuldung des Menschen in Verbindung gebracht, wodurch dieser unter die Thierwelt erniedrigt ward, und dem Drucke des Weltalls erlag *).

*) Eckstein l. c. S. 109, 117, 172. Es wird erlaubt sein, bei dieser Tradition von der Winterschlange an die vielbesprochene geologische Eis- und Gletscherperiode, und bei der Erkältung Centralasiens an die Emporhebung des Himalaya zu denken, von der bei einem späteren Anlaß das Nähere in Betracht zu nehmen ist.

Von diesem ursächlichen Zusammenhang gewaltiger Zerrüttungen der Erdnatur mit der sittlichen Unordnung der Menschen wird nirgends ausdrücklicher gehandelt, als in jenen Ueberresten der ältesten Sagen, die in dem angesehensten Reichsbuche der Chinesen (dem Schu-king) aufbehalten sind. Unter dem Namen des Himmelssohns, des großen Herrschers, oder (wie man gewöhnlich übersetzt) des Kaisers wird nicht bloß das jeweilige Reichsoberhaupt, sondern auch der Stammvater der Völker (Adam oder Noah) verstanden. Da heißt es nun: mit der erhabenen Person des Kaisers ist die ganze Natur im Bunde, sofern sein Geist sie versteht. Sie wendet sich aber „seufzend" von ihm ab, wenn er den Willen des Himmels in ihr nicht einsieht, oder demselben trotzt. Der Himmel ist es, der durch sie den Segen und die Freude gibt, oder mahnt, warnt und straft. Uebereinstimmend damit sagt ein anderer Meister der (abstracten) chinesischen Lehrweisheit: Im Zustande des ersten Himmels war der Mensch in seinem Innern mit der höchsten Vernunft, (d. h. mit der Gottheit) einig, und nach außen übte er alle Werke der Gerechtigkeit; allgemeine Harmonie herrschte in der ganzen Natur. Aber die Säulen des Himmels brachen, die Erde ward bis in ihre Grundfesten erschüttert. Nachdem der Mensch sich gegen den Himmel empört hatte, wurde die Ordnung des Weltalls verwirrt und die allgemeine Harmonie gestört. Uebel und Laster bedeckten die Oberfläche der Erde *).

---

*) Windischmann, die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte. 1. Theil. S. 73. Westermayer l. c. I. S. 75.

Solchen Erinnerungen der Völker, die auf die Urzeit zurückführen, ist mindestens eben so viel Gewicht beizumessen, als den versteinerten Thierresten der Paläontologen, so daß es eigentlich nur um eine Vereinbarung geschichtlicher und geologischer Thatsachen sich handelt. Unsere Erde, wie ein großer Gewährsmann lehrt, ist kein mechanisches Uhrwerk, sondern ein fortschreitender Organismus *). Da ihr keine blos kosmische, sondern eine sittliche Bestimmung gegeben, so ist sie in ihrer Entwicklung und Fortbildung nicht minder vom Menschen abhängig, als dieser von ihr. Dem Schuldlosen und Reinen entsprach das Frühlings- und Gartenland in Eden, dem Schuldbeladenen und Zerrütteten das unwirthliche Gebiet einer noch öden, durch wilde Naturgewalten verwüsteten Erde.

Dem rastlosen Streben und Ringen der Natur, dem steten Wechsel ihrer Gegensätze und Gebilde war es bestimmt gewesen, im Menschen den Abschluß, die Vollendung und Sabbathruhe zu erreichen; zu der Persönlichkeit des erschaffenen Geistes heran gehoben, und an derselben theilnehmend, sollte sie dem Geiste dienstbar, durch ihn geordnet und veredelt werden. Mit dem Abfall des Menschen von seiner Gottgesetzten Bestimmung fiel auch die irdische Körperwelt (die vom Apostel als Creatur oder Ktisis bezeichnet wird) in die Unruhe des steten Werdens und Vergehens, in die Knechtschaft der Verwesung zurück, so daß auch sie (wiewohl unwillkürlich und ohne sich dessen bewußt zu sein) immer noch erseufzt und wie in Geburtswehen befangen ist, nach der Frei-

*) C. Ritter l. c. S. 75.

heit der Kinder Gottes sich sehnend*). In diese Unruhe, diesen Unfrieden hinab gestürzt, derselben schauerlichen Macht der Verwesung unterworfen, ist ungeachtet seiner Einigung mit einer unsterblichen Seele, auch der organische Leib des Menschen, dessen irdisches Erscheinen daher gar bald bis auf die letzte Spur verschwindet.

So herb demnach und so furchtbar das Urtheil des Todes, so bleibt doch der Segen unverkennbar, den auch dieses große Strafgericht für den Einzelnen wie für die Gesammtheit in sich trägt. Der Einzelne wird täglich, ja in jedem wachen Augenblick an das Gesetz und die Thatsache gemahnt: „es ist dem Menschen bestimmt, einmal zu sterben, und nachher das Gericht" **). Das erste ist Ergebniß der Erfahrung, das andere Gegenstand des Glaubens. Von der Unausbleiblichkeit des Todes wird, wenn seine Stunde gekommen, auch der Leichtsinnigste überführt; von dem Gerichte nach dem Hinscheiden gibt das Gewissen Zeugniß und die Todesfurcht. So übt der Tod das segenreiche Werk, den Hochmuth des Menschen zu beugen, seinen Uebermuth zu zügeln, den Ausschreitungen seiner Willkür Grenzen zu setzen, und im Hinblicke auf das, was ihn jenseits erwartet, der Stimme seines Gewissens gehorchen zu machen. Im engen Zusammenhange damit steht die Segenswirkung des Todes in Bezug auf die Gesammtheit. Zwar kann der Gegensatz, der in der Thierwelt zwischen Geburt und Tod, zwischen Gattung und Individuen stattfindet, in der

*) Röm. 8, 18—22.

**) Hebr. 9, 27.

Menschenwelt nicht zur vollständigen Anwendung kommen, weil die Menschen nicht bloß Individuen (animalische Einzelwesen ihrer Gattung) sondern zugleich auch Geistwesen oder Personen sind, die als solche nicht untergehen, sondern nach dem zeitlichen Tode fortdauern. Wohl aber wird im gegenwärtigen Zustande die Entwicklung der Menschheit, so wie ihre Ausbreitung über das (verhältnißmäßig beschränkte) Gebiet der bewohnbaren Lande davon bedingt, daß ein Geschlecht vorübergeht, um den folgenden Raum zu machen. Darin liegt der Grund, daß Adam erst jetzt, nachdem das Todesurtheil über ihn ergangen, seiner Lebensgefährtin einen eigenen bezeichnenden Namen gab, indem er sie nimmer (nach ihrer Ebenbürtigkeit) Männin (Ischah) sondern Eva (Heva, Chava), d. h. die Mutter der Lebendigen nannte. Er that dies im prophetischen Geiste, weil er in ihr die Bürgschaft für den künftigen Sieg über die Schlange, und somit auch für den Fortbestand seines Geschlechtes erkannte. Erst jetzt, nachdem der Tod in die Welt eingetreten, begann auch die geschlechtliche Wirksamkeit der Ehe, die (wie der heil. Amphilochus sagt) die Bestimmung hat, den Feldzug gegen den Tod zu führen*), weil aus derselben zum Ersatze für die Hingeschiedenen immer neue Geschlechter sprossen.

In der paradiesischen Heimath fanden sich nicht bloß die mannigfachen Baumfrüchte, die den Menschen Nahrung gewährten, sondern es wuchs auch in der Mitte des Gartens der Baum des Lebens, dessen Frucht die

*) Citirt von Delitzsch l. c. S. 191.

(allerdings wundersame) Kraft besaß, die Erstgeschaffenen, sofern sie in der Prüfung die Treue bewährten, in steter Gesundheit und jugendlicher Kraft zu erhalten **). Nach ihrem Abfalle konnte im Garten Eden ihres Bleibens nicht mehr sein; die glückselige Region der lautern Unschuld und des Friedens konnte den Strafbaren und Gesunkenen keine Heimath bieten. Die Frucht vom Baume des Lebens, deren Genuß ihnen nicht verboten worden, und die ihre Kraft nicht verloren hatte, wäre zwar geeignet gewesen, den Tod von ihnen abzuwehren, ohne ihnen jedoch einen anderen als einen innerlich entzweiten, unheilvollen Lebenszustand zu fristen. Diesen Versuch sollten sie nicht wagen; darum, wie die Genesis berichtet, sprach Jehova Elohim: „Siehe, der Mensch ist geworden, wie einer von Uns, zu wissen Gutes und Böses", und so könnte er sich unterfangen und „seine Hände ausstrecken und nehmen auch vom Baume des Lebens, und leben ewiglich." Der Ausdruck „wie einer von Uns", ist nicht sowohl auf die wesenseinige Dreizahl der göttlichen Personen, als vielmehr auf die seligen himmlischen Geister zu beziehen. Gleichwie diese nur mittelst der Freiheitsprobe zur Selbstvollendung gelangten, so war auch der Mensch durch seine freie Wahl zur Kenntniß seiner Willensfreiheit und zur Selbstständigkeit, jedoch in unseliger, gottwidriger Richtung vorgedrungen. Das Böse,

*) Von diesem Baume des Lebens, der bei den Parsen und Brahmanen zum Mythus vom Baume Hom (Haomo) und zum religiösen Genusse des Homa oder Soma Anlaß gegeben, bei einer späteren Gelegenheit das Nähere.

die thatsächliche Verachtung des göttlichen Willens, die kühne Selbstsucht sammt ihren Folgen, hatte er in bitterer Erfahrung kennen gelernt; das Gute, dessen er sich selbst beraubt, das unsterbliche Leben, hätte er nun eigenmächtig wieder zu gewinnen versucht. Allein der Genuß jener Frucht vermochte nicht, seine sittliche Verkehrtheit zu heilen, sie konnte nur sein inneres Elend verlängern, und für Frevel jeder Art ihm Zeit gewähren. Längst schon hat ein weiser Mann (der ehrw. Abt Rupertus von Deuz) das ausgesprochen: „Wäre es uns zugelassen worden, auch nach dem Sündenfall unsterblich zu bleiben, so würden wir den Dämonen ähnlich sein; eine elende Ewigkeit, ein ewiges Elend wäre unser Loos geworden."

Solchem Unheil abzuwehren, verbannte der Herr den Menschen aus dem Garten Edens, damit er (von nun an) für seinen Lebensunterhalt das Erdreich bebaue, von dem er genommen worden. An die äußerste Grenze des Paradieses aber, an der Ostseite, stellte er die Cherubim, mit der Flamme des sich im Kreise drehenden Schwertes, um den Weg zum Baume des Lebens zu bewachen.

Je geheimnißvoller diese himmlischen Geschöpfe, die den Namen der Cherube führen, und je eigenthümlicher ihr Erscheinen mit dem Gange der Heilsgeschichte verflochten, desto weniger würde es sich geziemen, die Frage nach ihrer Bedeutung und Bestimmung stillschweigend zu umgehen. Vor Allem also ist festzuhalten, daß uns hier keine bloße Symbolik, sondern die volle Wirklichkeit (Realität) einer übersinnlichen Welt entgegen tritt, daher

sich auch, freilich nur wie in einem trüben und gebrochenen Spiegel, in den ältesten Mythen manch' ein Nachbild davon erhalten hat. Die Bücher der Parsen (Iranier) wissen sogar von einer ungeheuern Anzahl untergeordneter Geister (Ferwers), die rings um den Baum des unsterblichen Lebens aufgestellt sind, um ihn gegen den Angriff Ahrimans zu beschützen *). Zu dem nämlichen Sagenkreise gehören auch die bei neuerlichen Aufgrabungen im Palaste zu Ninive, an den Eingängen des Hauptsaals gefundenen geflügelten Stiere, sammt den zahlreichen Abbildungen, die den Baum des Lebens vorstellen. Andere, hieher bezügliche Vorstellungen sind der Adler, der im Gegensatze zur Schlange den Wipfel des Weltbaums hütet, der „geheimnißvolle Vogel" der (nach der chinesischen Lehre der Tao-sse) den paradiesischen Garten bewacht; im brahmanischen Mythus der Vogel Garuda, auf welchem der Gott Indra (oder Wischnu) reitet; der geflügelte Dschamrosch auf dem Paradiesberge Albordsch, der Phönix der Aegypter, dessen Fittige aus Sonnenstrahlen gewebt sind **).

In der Stiftshütte des alten Bundes, dessen Gesetz aus pädagogischen Gründen alle Abbildungen lebendiger Wesen untersagte, waren dennoch Nachbilder der Cherubim aufgestellt, welche die Bundeslade mit ihren ausgebreiteten Fittigen deckten, und welche im Hebräer-

*) Nach dem Brauche der babylonischen, arischen und brahmanischen Mythen, die sich mit mäßigen Ziffern und Dimensionen nie begnügen, ist diese Zahl auf 999.000 + 999 angegeben.

**) Lücken l. c. S. 73, 93.

briefe Cherube der göttlichen Glorie genannt werden. In der Geschichte des ersten Tempelbaues ist von einem Heerwagen oder Viergespann der Cherube die Rede, die mit ausgebreiteten Flügeln die Arche des Bundes verhüllten *). In den Psalmen wird die Allmacht Jehova's angerufen, der da thronet über den Cherubim, und hinab blickt in die abgründlichen Tiefen; der auf den Cherubim einherfährt, um Gericht zu halten über die Völker. Sie werden also wie ein Gotteswagen betrachtet, die Weltgegenwart, oder gleichsam die Ankunft des Allgebietenden in der irdischen Welt kundgebend und für die Gläubigen der Vorzeit vermittelnd. In der Vision Ezechiels erschien dieser Wagen, in welchem die Glorie Gottes ihm sich offenbarte, mit lebendigen Rädern **), wodurch (nach menschlicher Auffassung) das Kommen oder Herannahen des Allgegenwärtigen, durch eine Kundgebung seiner Allmacht, noch anschaulicher wird ***). Es ist jedoch im Zusammenhang mit dieser, noch eine zweite Bedeutung der Cherube anzunehmen, auf welche

*) Hebr. 9, 5. — 1. Chron. 28, 18.

**) Ezech. Cap. 1, 10, 11. Syr. 49, 10.

***) Delitzsch l. c. S. 195 erklärt mit Recht die geflügelten Löwen- und Adlergestaltigen Greife (gryphes) so wie die Sphynx der Assyrer, Aegypter ꝛc. als Hüter der Metallschätze und Denkmale, sowie als Träger der Götter, als mythologische Entartungen der traditionellen Vorstellung von den Cheruben. Die Verwandtschaft dieses Namens mit dem sanskr. Worte „gribh (persisch „giriften“, gothisch „gripan“, ergreifen, festhalten, daher hüten, ist minder wahrscheinlich als die Herleitung aus der hebr. Wurzel, in der auch die Bezeichnung des Fahrens und des Wagens enthalten ist.

die Schilderung des Sehers zu schließen erlaubt. Aus der Erscheinung der vier Lebendigen, in den vierfach geflügelten Gestalten des Löwen, des Stiers, des Adlers und Menschen wird es wahrscheinlich, daß die Cherube in ganz eigenthümlicher Beziehung sowohl zu dem Schöpfer der gesammten Natur- oder Körperwelt, als auch zum Erdplaneten stehen, unter dessen organischen Gestaltungen jene vier eben genannten die hervorragendsten sind *).

Kehren wir nun, nach dieser Vorbetrachtung, zur Erscheinung der Cherubim an der Grenze des Gartens zurück, so ist fürs erste dabei zu beachten, daß durch sie

*) Ed. Engelhardt, in dem schätzbaren „Beitrag zur Frage über die Cherubin" (Rudelbach Zeitschrift 1861. II.) nennt diese Gestalten das Bild der vier Könige der irdischen lebendigen Wesen. Wie man gewohnt ist, den Adler den König der Vögel, den Löwen den König der warmblütigen Vierfüßer (eigentlich der Raubthiere) zu nennen, so steht der mächtige Stier an der Spitze der großen Gruppe der Antilopen und der übrigen Wiederkäuer. — Die allegorische Deutung (nach S. Hieronymus) auf die Einheit der Vierzahl in den vier Evangelien ist bekannt genug. Die Gestalt des Menschen wird auf Matthäus bezogen, dessen Evang. mit dem menschlichen Stammbaum Christi beginnt, die des Löwen auf das Evangelium nach S. Marcus, das mit der Stimme des Rufenden in der Wüste den Anfang nimmt, in Bezug auf den Täufer, den Muthvollsten und Furchtlosesten aller vom Weibe Gebornen; die Gestalt des Stieres auf das Evang. nach Lucas, weil dasselbe von Zacharias und dem Opfercult des alten Bundes den Ausgang nimmt; endlich jene des Adlers auf das Evangelium des Johannes, das gleich in den Eingangsworten zur überweltlichen Höhe der unendlichen Gottheit und des schöpferischen Logos sich empor schwingt.

die göttliche Weltregierung in der Erdenwelt in anderer Weise vermittelt wird, als durch die übrigen himmlischen Geister, die als Boten und Vollzieher göttlicher Befehle bezeichnet werden. Des Weitern unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß sie, zugleich mit dem Umschwung des flammenden Schwertes, den Menschen nicht früher als zur Zeit ihrer Austreibung oder Verbannung erschienen sind, zum unverkennbaren Zeichen, daß sich das Verhalten Jehovas zu ihnen eben so entschieden geändert habe, als ihr Verhalten zu Ihm; daß er mit ihnen, den abtrünnigen Kindern, nicht mehr wie ein gütiger Vater sich benehme, sondern als beleidigter Gebieter und Richter seine strafende Gerechtigkeit ihnen offenbare, was durch die furchtbare Erscheinung der zürnenden Cherube vermittelt wurde, die von jetzt an den Zugang zum Paradiese bewachten *).

Nun setzt aber diese Bewachung, wie es sich von selbst versteht, wenigstens für eine Zeitlang, den Fortbestand des Paradieses auf Erden voraus; und da dasselbe der ursprünglichen Bestimmung, als Urheimat der

*) Nach der Ansicht des Prof. Hofmann (in Erlangen) die auch Delitzsch billigt, war „das Wandeln Jehova's" im Paradiese durch die Erscheinung der Cherubim, und als Schweben auf denselben, schon vor dem Sündenfalle vermittelt. Allein, wie Engelhardt mit Recht dagegen einwendet, da diese Erscheinung, als eine schreckende, mit der zürnenden und strafenden Willensheiligkeit Gottes in Verbindung steht (wie das auch bei späteren Erscheinungen der Cherube der Fall ist), so ist es nicht glaubwürdig, das die Menschen im Stande der Unschuld ihrer ansichtig wurden.

Menschen entfremdet worden, so kann die Ursache seines Fortbestehens nur in der erziehenden Absicht und Fürsorge Gottes gesucht werden. Es sollte in seiner Wirklichkeit den ersten, noch in Eden wohnenden Menschen und Familien nahe bleiben, um denselben, ihrem jetzigen Elend gegenüber, das Andenken an die verlorene Glückseligkeit und die Sehnsucht nach derselben für alle Folgezeit lebendig einzuprägen. Allerdings konnte dieser erziehende (pädagogische) Zweck nur so lange erreicht werden, als die Ureltern und ihre Nachkommen noch im Lande Eden, in der Nähe des Gartens verweilten. Wenn die späteren Geschlechter sich immer weiter entfernten, so geschah dies nicht bloß in Folge der rasch anwachsenden Menschenzahl, oder (wie bei den Kainiten) aus feindseligen Beweggründen, sondern diese Zerstreuung und Versprengung der Familien ward durch eine Schreckenszeit herbeigeführt, von der die ältesten Sagen der Völker Zeugniß geben. Zugleich mit gewaltigen Feuerausbrüchen und Erschütterungen, wobei große vom Meere bedeckte Tieflande trocken gelegt, Gebirge empor gehoben wurden, traten Einstürze und Einsenkungen in anderen Erdstrecken ein, wie eine solche in sehr großer Ausdehnung an der weiten Niederung des caspischen Meeres beobachtet wurde *). Diese und ähnliche zerstörende Vorgänge,

*) Durch Eichwald's Untersuchungen ist es sehr wahrscheinlich geworden, daß die große Emporhebung des Ararat und der armenischen Hochebene das Kaspische Meer bis gegen die Steppe am untern Arares zurückgetrieben habe. Vor jener Erhebung reichte es bis gegen den Ararat hin, und hinterließ beim Rückzuge viele ganz reine Salzniederschläge. C. Ritter l. c. S. 151.

sowie die Erkältung der Hochebene Pamer, und der ungeheuern (jetzigen) Wüste Gobi waren es, die nicht blos die Menschen weiter zu wandern zwangen, sondern auch das Hochland Eden verwüsteten, wobei dann wahrscheinlich auch der Garten des Paradieses, nachdem er aus Mangel einer bauenden Menschenhand öde geworden, gänzlich von der Erde verschwinden mußte.

Bevor jedoch jene Wanderungen in die Ferne stattfanden, hatte die Lagerung der Cherube an der Ostgrenze des Paradieses noch einen andern sittlich religiösen Zweck. Der Ort ihres Erscheinens ward für die Menschen zur Stätte ihres Gebetes (und Opferdienstes), indem sie anbetend ihr Antlitz dorthin wendeten, wo ihnen in jenen Himmlischen die Gegenwart Gottes sich kundgab *).

Wie schmerzlich sie, dieser Kundgebung gegenüber, ihr jetziges Verhältniß zu Gott erkennen und fühlen mußten, darüber können die Zeichen und Symbole, die das Erscheinen der Cherube begleiteten, das Schwert und die Flamme uns belehren. Indem der Apostel die Gläubigen ermahnt, sich dadurch Gott dankbar zu bezeigen, daß sie in wohlgefälliger Weise mit Zucht und Ehrfurcht ihm dienen, setzt er begründend hinzu: „denn der Herr unser Gott ist ein verzehrendes Feuer" **). Dieses Feuer ist die Willensheiligkeit Gottes, welche der Lüge und dem Widerspruch gegenüber ihre absolute Geltung behauptet; daher auch jede Prüfung, die dazu auffordert, dem Gesetze Gottes oder der eigenen Lust und Willkür zu folgen,

*) Engelhardt l. c. S. 214.

**) 5. Mos. 4, 24. Hebr. 12, 29.

eine Feuerprobe, oder eine Gluth genannt wird, welche die Schlacken verzehrt, und die Gesinnungen des Herzens läutert. Weil aber dieses Scheiden und Lostrennen den Eigenwillen schmerzlich verwundet, und weil es die Kenntniß des Guten und Rechten voraussetzt, die durch keine Lüge vertilgt wird, so erscheint in Begleitung der Cherubim die Flamme nicht ohne Schwert, und das blitzende Schwert nicht ohne Flamme. Es ist dieses „das lebendige und unfehlbar wirksame Gotteswort; schärfer als jedes zweischneidige Schwert dringt es hindurch bis zur Scheidung von Seele und Geist, Gelenken und Mark, Gericht haltend über Gesinnung und Gedanken der Herzen, und keine Creatur bleibt ihm unsichtbar *)".

Dieses mit unbedingter Macht begabte Wort, welches in das innerste Gefüge des geistig sinnlichen Menschen eindringt, das Gesetz des Geistes, die sittliche Pflicht dem leidenschaftlichen Eigenwillen gegenüber hält, gerechte und sündhafte Beweggründe scheidet, böse Absichten und Thaten unbestechlich richtet und straft, und welchem nichts verborgen bleibt, ist wesenhaft der per-

*) Hebr. 4, 12, 13. Diese Stelle, die sehr verschiedenartig erörtert wird, berechtigt weder zur (pseudomistischen) Meinung, daß der Geist des Menschen wesenhaft göttlich, die Seele creatürlich sei, noch zur Annahme von zwei geistigen Prinzipien. Es ist hier derselbe Gegensatz, der anderwärts durch geistige und animalische Lebensrichtung, oder durch Geist und Fleisch bezeichnet wird, wobei die Ausdrücke „Gelenke und Mark" die geheimnißvolle, organisch einheitliche Verbindung des Geistigen und Leiblichen, sowie das Innerste der Willensbestrebung und Gesinnung andeuten, deren sich der Mensch nicht immer klar bewußt ist.

sönliche Logos selbst, der den Verkehr Gottes mit den Abtrünnigen wieder angeknüpft hat, und daher jeden Menschen, der in diese Welt eintritt, innerlich erleuchtet. Dies geschieht in jenem innersten Denken und Bewußtsein, welches das Gewissen genannt wird, indem dasselbe nicht blos im Wissen des Menschen von seinem Streben und Thun besteht, dessen Rechtmäßigkeit und sittlichen Werth er selbst zu beurtheilen weiß, sondern (nach seiner objectiven und absoluten Bedeutung) ein Mitwissen und ein richterliches Urtheil Gottes ist *). Was jedoch jedem Sterblichen im Gewissen als Gottes Gesetz bezeugt und so gleichsam mit lebendiger Schrift in das Herz geschrieben ist **), das wurde in der Folgezeit als Dekalog in die steinernen Tafeln eingegraben. Aehnlich daher, wie die Cherube, als Herolde und Vermittler der strafenden Gerechtigkeit Gottes, den Zugang des Paradieses bewachten, waren sie auch, wiewohl nur abbildlich, über der

*) „Durch das Christenthum ist das sittlich religiöse Bewußtsein des Menschen unauflöslich zu einem Ganzen verschmolzen, und dieses durch die Religion gebildete und bestimmte Sittlichkeitsprinzip in ihm, dieses Bewußtsein der innersten Verantwortlichkeit für jede seiner Thaten, einem allwissenden Schöpfer gegenüber heißt sein Gewissen, welches im Grunde allein der Herrscher und Gesetzgeber für alles Thun und Lassen des Einzelnen ist oder sein soll.“ Döllinger l. c. S. 667.

**) Vergl. Röm. 2, 14, 15 wo der Apostel zeigt, daß den Heiden (die das objectiv geoffenbarte Gesetz des Dekalogs nicht besitzen) dieß Gesetz doch in ihre Herzen eingeschrieben ist, und wozu Augustinus bemerkt, daß keine frevelhafte Verkehrtheit diese Schrift zu tilgen vermöge.

Bundeslade aufgestellt, welche das göttliche Gesetz der zehn Gebote verwahrte. An der Gegenwart der Cherubim erkannten die Menschen der Urzeit, daß sie zwar von Elohim verbannt, aber nicht verstoßen und verlassen worden; mit dem Bewußtsein der Schuld erhielt sich in ihnen auch die Hoffnung auf den verheißenen Sieg über die Schlange. An beides mahnten auch die Bilder der beiden Cherube in der Stiftshütte und im Tempel. Auf der Arche des Bundes stehend dienten sie als Sinnbilder der Gegenwart Jehova's, (daher sie auch die Cherube der Glorie genannt wurden), insbesondere aber seiner Willensheiligkeit und Gerechtigkeit, welche die Uebertretung des Gesetzes nicht ungeahndet läßt. Dieses letztere ist zwar, an und für sich, so wenig erlösend als das Gewissen; allein da es das Gesetz des Bundes ist, den die Gnade Gottes mit den Menschen wieder angeknüpft, so enthält es die Bürgschaft für das verheißene Heil der Erlösung, weßhalb auch die Decke der Bundeslade, auf welcher die Cherube standen, zugleich zur geheiligten Stelle diente, die mit dem Blute des vorbildlichen Versöhnungsopfers besprengt wurde *).

---

*) Hebr. 9, 5. Die Goldplatte, welche die Bundeslade deckte, hatte den Zweck, diese letztere symbolisch als den Thron (den Wohnort, oder auch Fußschemel) Jehova's darzustellen, der von dieser Stelle aus, zwischen den beiden Cherubim, dem Moses seine Befehle kund gab (2. Mos. 25, 22.). Weil das Blut des Sühnopfers durch den Hohepriester, der ins innerste Heiligthum einging, an diese Stelle, als gleichsam an Gottes Thron gesprengt und dargebracht wurde, so ward jene deckende Platte als Sühnungsdecke (propitiatorium) betrachtet. Durch die Cherubim, die das

Was aus diesen Erwägungen folgt, läßt sich in Kürze zusammenfassen. Das mahnende und strafende Gewissen, das erst in den Finsternissen der Sünde zu leuchten begann, das Bewußtsein der Schuld und Entwürdigung mit dem Bedürfniß der Sühne und Reinigung (Katharsis), das verzehrende Feuer der Reue mit dem Unvermögen sich selbst zu rechtfertigen, und die Sehnsucht nach der Wiederaufnahme in Gottes Huld — alles das ist untrennbar mitsammen verflochten; und wie lebhaft es von den Menschen der Urzeit gefühlt worden, davon gibt ihr Opferdienst Zeugniß, wobei es aber auch zu Tage tritt, welche Gesinnung diesen Cult begleiten müsse, damit das Heil, das er erstrebt, nicht vereitelt werde.

2.

„Das Erste, was das Leben des Menschen bedingt, ist Wasser, Brod und Gewand, und eine Hütte, die ihn schützt." So lehrt der Syracide; doch versäumt er nicht, diese allzu einfachen Angaben in einer späteren Aufzählung zu bereichern. „Die ersten Bedürfnisse des Lebens, sagt er hier, sind Wasser, Feuer und Eisen, Salz, Milch und Weizenbrod, Honig, Traubensaft, Oel und Kleidung" *). Das klingt viel besser, indem es nicht bloß die unentbehrlichsten Erfordernisse für den Unter-

---

Antlitz zu Boden neigen, wird hier die Anbetung der Majestät des Unendlichen versinnbildlicht. Delitzsch Commentar zum Briefe an die Hebräer. Leipz. 1857. S. 362.

*) Syr. 29, 28. — 39, 35.

halt des Lebens und den Ersatz der Kräfte, sondern auch die Mittel zur Gewinnung derselben angibt. Gehen wir nun auf die Urzeit zurück, da die Erstgeschaffenen aus dem Garten Edens verbannt wurden, so berichtet die Genesis, daß Jehova Elohim ihnen Gewänder aus Thierfellen gab, und daß er sie anwies, das Erdreich zu bebauen, um dadurch ihr Brod zu gewinnen, das anstatt der Baumfrüchte jenes Gartens nunmehr zu ihrer Nahrung bestimmt war. Es wird dadurch manches Andere vorausgesetzt, was wir beim Syraciden aufgezählt finden. Sie mußten das Eisen kennen und als Werkzeug benützen, um den öden und starren Boden zu lockern*), sie mußten das Feuer zu wecken und zu unterhalten wissen, weil sie widrigenfalls weder das Eisen bearbeiten, noch Brod bereiten konnten, und die göttliche Fürsorge, die in's Exil sie begleitete, hat ihnen wohl auch die Getreidesamen und die Hausthiere (Schafe und Ziegen) mit auf den Weg gegeben.

Daß nun außerdem auch die Bekleidung der Verbannten ein Gegenstand dieser Fürsorge war, das wird nicht bloß angedeutet, sondern ausdrücklich berichtet. Den verlorenen Sohn, der aus der Fremde und Ferne in die Heimath zurückkehrt, schmückt sein Vater mit einem glänzenden Ehrengewand; den aus der Heimath Verwiesenen bekleidet er mit der ärmlichen, aus Thierfellen

*) Man könnte dagegen allerdings einwenden, daß auch harte Hölzer und die berühmten Kiesel- oder Feuersteinwerkzeuge dazu sich eigneten; was jedoch zur beliebten Theorie der ursprünglichen Rohheit gehört.

verfertigten Hülle. Da dieß jedoch, was kaum zu bemerken nöthig, mancherlei Vorarbeiten, wie das Schlachten der Thiere, die Zurichtung und Zusammenheftung ihrer Felle voraussetzt, so konnten es nur die Menschen selbst sein, die nach unmittel- oder mittelbar empfangener Weisung Gottes die frühere unzulängliche Hülle von Baumblättern mit der aus Fellen von Ziegen oder Schafen vertauschten*). Und da sie nur an Pflanzennahrung angewiesen waren, so konnte der Zweck, um deßwillen sie die Thiere schlachteten, nur die Darbringung eines blutigen Opfers sein, wobei dann die Felle der getödteten Thiere zu einer Bekleidung verwendet wurden, die der Absicht jener Darbringung entsprach. Gleichwie nämlich das Opfer selbst dem Schuldbewußtsein und dem Verlangen nach Sühnung den Ausdruck gab, so ward auch das aus den Fellen zurecht gemachte Kleid, als ein Buß- und Opfergewand betrachtet**). Wie das Bedürfniß einer Umhüllung aus der Schuld

---

*) So ist es die Ansicht katholischen Gelehrten „misericordia Dei, cum videret protoplastes pudori subjacere, corruptibiles ac debiles, velatos esse voluit, ideoque tunicas pelliceas vere et proprie tales, priusquam ejecti sunt, jussu suo praeparare fecit. (Prof. Danko l. c. pag. 17). Dieser Erklärung stimmt auch Delitzsch bei, und eben so Eckstein, der auf analoge Chamitische und Arische Traditionen hinzeigend bemerkt: „Der Grundzug ist der des Schöpfers, der die Sünde straft und das Opfer einsetzt. (l. c. S. 148).

**) Das Verhältniß der Thierfellbekleidung zum Opferritus der heidnischen Urvölker kann erst bei einem spätern Anlaß erörtert werden.

des Abfalls und ihren Folgen entstand, so war auch die erste eigentliche Bekleidung im engen Zusammenhang mit dem Bedürfnisse eines Opfers, welches geeignet schien, die Wiederkehr in den Gehorsam Gottes, die schmerzliche Reue, die erneuerte Hingabe des Willens darzustellen und so die Sühnung der Schuld, den Wiedergewinn der göttlichen Huld zu bewirken*).

Die Frage, wie der Ursprung des blutigen Opfers zu erklären sei, hat demnach eine zweifache Lösung. Daß die Anregung dazu von Gott ausgegangen, oder, was dasselbe bedeutet, daß es von Gott eingesetzt worden, ist selbstverständlich, weil jeder Lebensverkehr mit seinen Geschöpfen nur von Ihm den Ausgang (die Initiative nehmen kann; es ist aber auch anläßlich der Bekleidung mit Thierfellen bestimmt genug angedeutet. Denn so wenig wie bei anderen göttlichen Gaben (z. B. des Brodes) ward hier die menschliche Thätigkeit und Mitwirkung umgangen. Als ein zugleich geistiges und sinnliches Wesen, dessen Gedanken sich zur Sprache verkörpern, muß der Mensch auch seinem übersinnlichen Verkehr mit Gott, es sei nun Huldigung, Danksagung oder Bitte, einen sinnlichen Ausdruck geben, der in irgend einem Opfer, als der Hingabe eines persönlichen Eigenthums besteht. Allein jedem solchen Versuche, dem Heiligthum der göttlichen Liebe sich ohne Selbstprüfung zu nähern,

*) Die Frage, wie die Menschen auf den Gedanken kamen, durch blutige Opfer sich von der Schuld zu befreien, ist ausführlich behandelt in Prof. J. N. Ehrlich's apologet. Ergänzungen zur Fundamental-Theologie. Prag. 1863. S. 75. f.

treten die Cherube mit dem Schwert und der Flamme entgegen. Das Gewissen oder Schuldbewußtsein, wodurch der Mensch seiner Gottentfremdung inne wird, die Reue, von der sein Herz entbrennt, erwecken in ihm die Erkenntniß, daß er vor allem der Versöhnung bedürfe, und daß daher jedem andern Opfer ein solches vorangehen müsse, das die Sühnung der Schuld zu bewirken, oder mindestens bildlich darzustellen vermöchte. Anerkennend, daß er selbst den Tod verschuldet, opfert er das Leben eines Hausthieres, das seine Stelle vertritt. Indem er das Blut desselben vergießt, welches als Quell des thierischen Lebens zum Symbol seiner Seele dient, und indem er das Opferthier als Brandopfer darbringt, ist er selber mit den Symbolen der Gerechtigkeit und der Läuterung, mit der Handhabung des Schwertes und des Feuers beschäftigt; und wenn er mit dem Felle des Opferthieres sich bekleidet, so geschieht dieß, damit er zugleich als Opferer und Geopferter vor Gott erscheine*)

*) Wie Stiefelhagen bemerkt, ist das Opfer, dem Begriffe nach, das Gegentheil von dem, was dogmatisch Gnade genannt wird. Die Gnade kommt von oben herab, oder steigt hernieder (daher im Althochd. das Wort ginada oder gnada mit nidar verwandt ist, was nach unten hin bedeutet); das Opfer hingegen hat die Richtung von unten nach oben (ascendit precatio, descendit miseratio) und heißt deßhalb im Sansk. Yagna, als eine Handlung, die das Obere und Niedere einigt (l. c. S. 115). Von der gänzlichen Verkehrung dieser Idee, welche die Gottheit selbst zum Opferer und Schlächter (Twaschtar) macht, wird weiterhin die Rede sein. — Die ausführlichste Erörterung über die Symbolik des Opferritus findet sich in dem Werke von Prof.

Daß dieser symbolische und vorbildliche Opferritus, der auf das reale Sühnungswerk der Verheißung hinwies, schon für die Erstgeschaffenen angeordnet worden, ist noch aus einem anderen Grunde ersichtlich. Es wird nämlich berichtet, daß ihre Söhne den Opfercult kannten und übten, was zu dem Schlusse berechtigt, daß sie die Anleitung dazu von Adam empfangen haben mußten*). Wenn Eva den Erstgebornen dieser beiden mit dem Freudenrufe begrüßte: „ich habe einen Mann (einen männlichen Sohn) erlangt mit der Hilfe Jehova's", so geschah dieß wahrscheinlich, weil sie denselben schon für den verheißenen Schlangentreter hielt, weßhalb sie ihn Kain, d. h. den Erworbenen nannte. Allein an der körperlichen Hilflosigkeit des Säuglings, sowie an dem Trotz und der Bosheit des heranwachsenden Kindes wurde sie gar bald ihres Irrthums inne, so daß sie in der Betrübniß darüber ihrem zweitgebornen Sohne den Namen Abel, der soviel als Nichtigkeit bedeutet, beilegte, wiewohl ohne vorauszusehen, wie schauderhaft diese Bedeutung sich erfüllen würde**). Kain hatte sich, nach dem Beispiele Adams, vorzugsweise dem Ackerbau, Abel hingegen dem Hirtenstande gewidmet***). Was die

---

J. H. Kurtz: Das Mosaische Opfer und der alttestamentliche Opfercultus. Mitau 1862; dann auch in des Verf. „Eucharistia" 2. Aufl. Wien 1852.

*) Danko l. c. S. 20.

**) Delitzsch l. c. S. 196.

***) In den ältesten Völkersagen werden diese Brüder, der Thieropferer und der Menschenopferer, als Zwillinge, und Seth, der den Gemordeten ersetzt, als Drilling, oder auch als aufer-

Schrift von ihrer Opferhandlung und ihren Geschicken berichtet, die dem Gedächtnisse der Urvölker für Jahrtausende sich eingeprägt, das kann nicht früher, als nahe vor der Geburt des Seth, also hundert und zwanzig Jahre nach der Verbannung sich ereignet haben, binnen welcher Zeit die ersten Familien schon zu einer namhaften Anzahl gediehen sein konnten. Und damit stimmen auch die Eingangsworte der Erzählung.

„Nach Ablauf einer geraumen Zeit (so lautet diese) brachte Kain dem Herrn eine Opfergabe dar von der Frucht des Erdreichs, und auch Abel brachte ein Opfer von den Erstlingen seiner Heerde und ihren Fettstücken. Und Jehova blickte auf Abel und auf seine Opfergabe; auf Kain aber und seine Opfergabe blickte er nicht." Abels Opfer ward also huldvoll angenommen, und zwar, der herrschenden Ansicht nach, indem eine Flamme (viel-

standener Abel aufgefaßt: diese drei finden sich in allen heidnischen Culten aufs mannigfachste combinirt. (Eckstein l. c. S. 113). Die phönicische Sage weiß von zwei Söhnen des ersten Menschen, von denen der eine (Kewan oder Keiwan) gegen den andern die Hand erhebt. Nach der Lehre der Parsen hat der erste sterbliche Mensch (Kajomords) zwei Söhne, Nathek und Siamek, von denen der eine getödtet ward, der andere der Macht der bösen Riesen (Dämonen) anheim fiel. Im ägyptischen Mythus wird Osiris von seinem Bruder Typhon erschlagen; nicht minder deutlich erscheinen die Spuren der Urgeschichte bei den Indern an den beiden Söhnen des Brahma und der Saraswati, an den Brüdern Rama (dem indischen Herkules) und dem Hirten Krischna (dem indischen Apollo); in der Edda an Odias und Erigga's Söhnen, Baldr und Tyr. Die ausführliche Erörterung dieser und anderer verwandter Mythen bei Lüken l. c. §. 35.

leicht von der Stätte her, wo die Cherube lagerten) auf das Opfer herabfiel und es verzehrte, um dadurch, wie späterhin im Ritus der Brandopfer, die Empornahme desselben zu versinnlichen*). Daß dem Opferdienste Kains kein solches Zeichen der Genehmigung folgte, davon kann der Grund nur in der Verschiedenheit der Gesinnung gesucht werden, wiewohl diese auch in der Wahl der Opfergaben sich kenntlich machte. Wenn zwar Abels Absicht vorzüglich die der Huldigung und Danksagung war, so vergaß er darüber doch nicht, daß er in einem Zustande verschuldeter Unordnung vor Gott erschien; sein blutiges Opfer hatte vor allem den Zweck der Sühnung, im demuthvollen Aufblick zur ewigen Liebe. Kain hingegen beherzigte oder glaubte nicht, daß er weder sich selbst, noch irgend etwas von dem Seinen als eine wohlgefällige Gabe darzubringen vermochte, und daß er daher im Bewußtsein dieser Unwürdigkeit, reumüthig vor Jehova erscheinen und als Sünder die göttliche Huld erflehen mußte.

Darin also lag der Grund, daß, wie der Apostel lehrt, Abel in Kraft des Glaubens ein größeres, werthvolleres Opfer darbrachte als Kain, wodurch ihm auch das Zeugniß zu Theil ward, ein Gerechter zu sein**). Mit aufrichtigem Herzen zu Gott gewendet, von keiner Selbsttäuschung befangen, setzte er seine Hoffnung auf

*) „Abelis munus Deo acceptum ignis de coelo delapsus victimas consumens testabatur.“ Danko l. c. pag. 19 mit Hinweisung auf Genes. 15, 17. Levit. 9, 24 und andere Stellen.

**) Hebr. 11, 4 mit dem Zusatze, daß Gott dieß Zeugniß gegeben, indem er am Opfer selbst sein Wohlgefallen offenbarte.

das verheißene Heil. Kain hingegen, durch irdische Gesinnung und Eigenliebe dem Glauben und der Buße entfremdet, gab sich dem Wahne der Selbstgerechtigkeit hin, darum er auch seine Opfergabe wie ein Geschenk darbrachte, das er ganz seiner eigenen Mühewaltung verdankte. Diese hochmüthige Sinnesrichtung, die nicht geeignet war, das göttliche Wohlgefallen auf sein Opfer zu lenken, verrieth sich alsbald durch die verzehrende Glut des Neides und Grimmes, den die Bevorzugung Abels in seinem Herzen anfachte. Er sollte jedoch nicht ungewarnt bleiben. Dieselbe Stimme, durch die Adam zur Selbsterkenntniß geweckt worden, tönte nun auch mächtig durch den Sturm der Leidenschaft in seinem Innern. „Warum ist es entbrannt in dir, und warum ist dein Angesicht verstört und eingefallen? Wenn du gut gesinnt bist, folgt dann nicht die Annahme (die göttliche An- und Aufnahme des Opfers)? Bist du hingegen nicht gut gesinnt (sinnst du Böses), so lauert vor der Thüre die Sünde und auf dich gerichtet ist ihre Gier; du jedoch sollst über sie herrschen.“ *)

*) Nach der Vulg. kann man übersetzen: „wenn dein Verhalten gut ist, empfängst du nicht Vergeltung?“ Allein da Kain über die Nichtannahme seines Opfers zürnte, so kann diese Vergeltung eben nur in der Annahme bestehen. Delitzsch übersetzt die vorhergehende Frage: „warum ist niedergefallen dein Antlitz“ d. h. warum gesenkt, zur Erde geneigt? Daran fügt sich dann richtig die folgende: „Ist nicht, wenn du dich wohl verhältst, Erhebung?“ d. h. kannst du dann nicht frei und offen und heiter dein Antlitz empor heben? — Da es sich jedoch hier um den Grund der Annahme oder Abweisung der Opfergaben handelt,

Mit diesen nachdrücklichen Worten wurde der Unglückselige daran gemahnt, daß in Folge der sündhaften Gedanken, denen er nachhing, die thatsächliche Sünde ihm so nahe lag, als ob sie vor der Thüre seines Herzens sich auf der Lauer befände, um sich alsbald seiner ganz zu bemächtigen, und ihn mit satanischer Gewalt von einer bösen That zur anderen in den Abgrund zu ziehen. Diese drohende Tentation in seinem Innern sollte er muthig bekämpfen und überwinden, wozu ihm der göttliche Beistand verbürgt war. Allein schon war er verstockt genug, um die liebevolle Mahnung zurückzuweisen, und dem Zuge des finsteren Versuchers zu folgen, der ihn gar bald, auf dem Wege planmäßiger Lüge, zum Brudermorde fortriß. Schon in den Tücken der Schlangenklugheit bewandert, wußte Kain mit geheuchelter Freundlichkeit seinen Bruder in's freie Feld zu locken; dort erhob er sich plötzlich gegen den Harmlosen und streckte ihn (mit einem gewichtigen Keulenschlag) leblos zu Boden. So fiel hier das erste, dem Geiste des Hasses, dem Mörder von Anfang an dargebrachte Menschenopfer; der unversöhnliche Kampf des Schlangensamens gegen den Weibessamen hatte, und zwar dem Anschein nach mit dem Siege des erstern, begonnen. Allein da Abel im Stande jener Gerechtigkeit dahinschied, die aus dem

---

und daher das gute oder nicht gute Verhalten, von dem die Rede ist, auf die Gesinnung, die das Opfer begleitete, zurück bezogen werden muß, so verdient die von Th. Schott (l. c. S. 228) aufgestellte, einfache und klare Uebersetzung, die hier benützt ist, jedenfalls den Vorzug.

Glauben ist, da er wegen dieser Glaubenstreue und gottgefälligen Gesinnung, die den Neid des Bruders entzündete, den Tod erlitt, so war er als der erste Blutzeuge auf Erden, vielmehr der Obsieger in diesem Kampfe und zugleich der Erste, in welchem ein persönliches Vorbild des verheißenen Schlangentreters sich darstellte. Durch die vollbrachte Gräuelthat hingegen war der Mörder derjenige, der vom Fürsten der Finsterniß besiegt und gefesselt wurde, denn schon zeigte er sich entschieden im Dienste der Lüge geknechtet. Auf die Frage an den Erstgeschaffenen: Adam, wo bist du? hatte dieser noch mit Furcht und Beschämung geantwortet; die Frage: wo ist Abel, dein Bruder? erwiederte Kain mit der frechen Behauptung, daß er es nicht wisse, und mit der trotzigen Gegenfrage, ob er zum Hüter seines Bruders bestellt sei?

Es ist jedoch, abgesehen von Gottes Allwissenheit, noch ein Zeuge der That vorhanden: die Stimme des gewaltthätig vergossenen, zu Jehova von der Erde empor schreienden Blutes; ja es ist Abel selbst, „welcher durch die Kraft seines Glaubens, auch gestorben noch redet" *), der nämlich auch nach dem Tode ein geistig Lebendiger und Gottgeliebter bleibt. So erging dann über den Unbußfertigen das Strafurtheil, den Fluch verhängend über das Erdreich, das sich aufgethan, um das von seiner Hand vergossene Bruderblut aufzunehmen **). Das Erdreich, das

*) Hebr. 11, 4.

**) Anstatt daß Kain aus gläubig demüthigem Herzen ein Sühnopfer dargebracht hätte, dessen Blut (als Ausdruck des rechten Verhaltens) von Gott wäre angenommen worden, hat er jetzt aus Bosheit ein Blut verströmen lassen, welches gleichfalls hinau

er bebauen wird, soll ihm die rechte Fruchtbarkeit nicht gewähren*), und dieser Unsegen seiner Arbeit nicht minder als der Unfrieden seines Herzens werden ihn zwingen, von einer Stätte zur andern zu ziehen, ohne irgendwo Ruhe zu finden; unstät und flüchtig soll er von nun an auf Erden sein.

Da erfüllte sich an dem Unseligen der furchtbare Wahrspruch: Drangsal und Angst über die Seele eines jeglichen Menschen, der das Böse verübt**). Vom titanischen Trotze zur tiefsten Verzagtheit herabsinkend, rief er: „Zu groß ist meine Schuld, als daß sie zu ertragen (und zu vergeben) wäre" ***).

---

kommt zu Gott, aber verklagend und verurtheilend. Der Boden den der Fluch trifft, ist derselbe, den Kain bebaut hat, aber ohne rechtes Verhalten zu Gott; was der Boden gab, betrachtete er nicht als unverdienten Segen! Sein Thun war Gott widrige Selbstsucht, die sich so weit steigerte, daß er die Erde, von der das Leben ernährt wird, mit dem Todesblute eines Menschen tränkte. (Schott l. c.)

*) Nach dem Urtext heißt es: so seiest du verflucht von dem Erdreich hinweg; was nicht bloß die Vertreibung aus Eden, sondern auch vom Erdboden überhaupt bezeichnet, insofern Kain durch die Unfruchtbarkeit des Bodens, den er bebaut, von einer Gegend in die andere zu ziehen gezwungen werden soll.

**) Röm. 2, 9.

***) Delitzsch übersetzt: „größer ist meine Schuld über Hinnahme und Tragen hinaus." Gott nämlich nimmt die Sünde hin (hinweg) und trägt sie, indem er sie vergibt (wie in 2. Mos. 34, 7.) der Mensch hingegen, indem er die dadurch verwirkte Strafe erduldet. Im erstgenannten Sinne drückt es die Vulg. aus: „Größer ist meine Schuld, als daß ich Verzeihung verdiente." Der letztere Sinn ist mehr dem Urtext entsprechend. Beide Arten

Daß in diesem Ausruf weder eine wahrhafte Reue, noch ein Vertrauen zur Gnade Gottes, sondern nur niedrige Furcht und Angst vor der irdischen Strafe sich kund gab, wird aus seiner ferneren Rede ersichtlich. „Siehe, Du hast von der Oberfläche der Erde mich vertrieben; vor Deinem Antlitz muß ich mich bergen, und unstät und flüchtig sein auf Erden; und so wird es geschehen, daß Jeder, der mich antrifft, mich tödten wird.“ Die Greuelthat, die er verübt, läßt ihn fortan in der Nähe seiner Eltern und der ihm verschwisterten Familien nimmer verweilen. Der Fluch der Sünde hat ihn von dem Angesichte Jehova's, d. h. von der Stätte, wo Gottes Weltgegenwart in der Erscheinung der Cherube sich offenbart, hinweggetrieben; er ist von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschieden und hat sich selber von ihr getrennt. Und eben dieses Gefühl der Vereinsamung war es, das ihn erbangen machte, als ob er überall nur Feinden und Todesschrecken entgegen ginge. Zwar konnten die Gegenden, die an die Landschaft Eden grenzten, noch nicht bewohnt sein, so daß seine Furcht, einem Rächer zu begegnen, als grundlos erscheint. Allein, da Adams Söhne, Töchter und Enkel schon eine sehr zahlreiche Familie bildeten, war es bei der großen Verehrung und Liebe, die Abel sich erworben, mit Gewißheit voraus zu sehen, daß unter den Brüdern nicht wenige sich aufmachen würden, den Mörder zu verfolgen, um an ihm die Blutrache zu vollziehen.

---

der Auslegung scheinen gleichberechtigt. Kain glaubt weder an die Möglichkeit der Vergebung seiner Schuld, noch hält er es für möglich, die ihm auferlegte Strafe zu ertragen.

Von dieser Furcht ward er durch den göttlichen Ausspruch befreit, der ihm die Fristung seines Lebens verbürgte. Ein Jeglicher, der Kain tödtet, soll siebenfache Genugthuung geben, oder siebenfach härteren Strafen unterzogen werden. Und um diese Bürgschaft gleichsam zu besiegeln, setzte ihm der Herr ein Zeichen, damit ihn nicht erschlage, wer immer ihn finden würde*).

Unter dem Schutze dieser geheimnißvollen Signatur wanderte Kain, von der Familie Adams und von Jehova's Opferstätte hinweg in die öde Ferne. Adam, aus dem Garten der Wonne verbannt, hatte sich in der Nähe desselben, in Eden, niedergelassen; Kain, aus Eden verbannt, vor der Erscheinung der Cherube und des flammenden Schwertes erbangend, das Angesicht der gebeugten Eltern, der zürnenden Brüder fliehend, zog in das Land Nod, im Osten von Eden, wahrscheinlich also dasselbe, das im Alterthum unter dem Namen Serika bekannt war**). Beide demnach, Adam wie sein Erstgeborner,

---

*) Nach der Meinung des heil. Hieronymus bestand dieses Zeichen in einem steten, durch Verstörung des Gemüthes erregten Zittern der Glieder. Andere suchen es in einem verstörten Ausdruck der Gesichtszüge, in einem Gepräge des Grimmes und der Raserei. Lüken bezieht auf Kain die Sagen von jenen herkulesartigen, brudermörderischen Riesen, denen weder Götter, noch Menschen, noch Ungeheuer beizukommen vermochten. Es läßt sich hier so wenig Zuverlässiges bestimmen, als über die Gestalt der schirmenden Zeichen, von denen bei Jesaias 6, 19, Ezech. 9, 4 und in der Apokal. Erwähnung geschieht.

**) Eckstein l. c. S. 158. Der Name Nod bedeutet soviel als Flucht oder Verbannung.

lebten im Exil, was jedoch ihre Zustände wesentlich unterschied, war ihr sittliches Verhalten, ihre Gesinnung.

Im dürftigen Gewande zog einstmals ein Mann, der früher durch hohen Rang und Namen geglänzt, einsam und zu Fuße seinen Weg, als ein Grand von Spanien, mit einem großen Gefolge reisend, ihm entgegen kam, und in ihm den Herzog von Gandia erkannte. Sogleich stieg er vom Pferde, um den Standesgenossen zu begrüßen und ihm freundschaftliche Vorwürfe zu machen. Welch' ein kümmerliches Loos, rief er, das Ihr erwählt habt! Wie mögt Ihr Euch so arg vernachlässigen? Warum habt Ihr nicht einmal einen Diener zur Seite, auf den Ihr Euch verlassen könnt? Der ehemalige Herzog (Franziskus Borgia) erwiederte: Seid diesfalls unbekümmert, da ich Euch versichern kann, daß ich es an der Sorgfalt für mich nicht fehlen lasse. Ich reise nicht einsam, sondern sende gewöhnlich meine Boten voraus, um auf jeder Station, wo ich zu verweilen gedenke, die Wohnung und die Tafel für mich zu bestellen. — Und diese Boten, fragte der Grande, wer sind sie? — Es sind ihrer zwei, erwiederte Borgia: die Kenntniß meiner selbst, und die Erwägung der Uebel, die ich für meine Sünden verdient habe. — Und in der That, wer diese Erkenntnisse der Schuld und der Strafbarkeit, beide als untrügliche Voraussetzungen, lebendig vor Augen hat, der wird die Leiden und Geschicke, die ihm die Vorsehung nicht sparen will, in gottergebener Gesinnung hinnehmen, und sie nicht als allzu groß überschätzen.

Ohne Zweifel war der Stammvater der Menschen der erste, der, als er aus dem Garten Edens auswan-

derte, jene beiden Boten vor sich her sendete, die ihn, den frühern König der Erde, den Beherrscher der Natur, nun befähigten und lehrten, Erniedrigung, Beschwerden und Leiden im Geiste der Buße hinzunehmen, und im Frieden zu tragen. Und da wir Alle, als Nachkommen Adams, das Loos seiner Verbannung theilen, und noch fern von der himmlischen Heimath sind, so ist es unsere Aufgabe, dieselbe Gesinnung zu bewahren, vertrauend auf jenes Blut, das mit einer mächtigeren und besseren Stimme zum Himmel ruft, als das Blut Abels *); da es nicht die Strafe der Vergeltung fordert, sondern die Gnade der Versöhnung.

*) Hebr. 12, 24.

Siebenter Vortrag.

Der Gottes- und der Götterdienst.

„Enos fing an, den Namen Jehova's zu verkündigen." (Genes. 4, 26.)

Dem Herrscher über das weit ausgedehnte Reich im Osten, der nach uraltem Brauch als Sohn des Himmels geehrt wird, sind (wie Barrow berichtet) zwei Mandarinen beigegeben, deren Geschäft es ist, seine Beschlüsse und Thaten sorgfältig aufzuzeichnen, und was an denselben zu loben oder zu tadeln ist, als reiflich erwogenes Urtheil beizufügen. Dem Gebieter selbst werden diese Jahrbücher oder Annalen nicht mitgetheilt; sie bleiben seiner Einsicht nicht minder als jener der Zeitgenossen entzogen, und kommen erst dann an's Licht, wenn, nach dem Dafürhalten der Weisen, aus dieser Veröffentlichung kein Schaden mehr entstehen kann. Auch die Menschenwelt im Ganzen und Großen hat zweierlei Historiker, die jedoch die Thatsachen, so viel sie davon wissen, sehr verschieden aufzufassen und zu beurtheilen pflegen. Denn obschon diese gesammte Welt der Geistbegabten Erdenbewohner, von einem einzigen absoluten Gebieter, dem Könige der Ewigkeit, beherrscht wird, so geht sie doch,

je nach dem Verhalten zu diesem, fortwährend in zwei Reiche auseinander, daher auch ihre Historie in die profane oder weltliche und die Heilsgeschichte sich scheidet. Beide sind, sowohl ihrer wechselseitigen Verflechtung nach, als in ihrem Anbeginne und endlichen Abschlusse, geheimnißvoll und verborgen, und werden erst in spätester Zeit an's Licht des Tages treten; denn so viel Beifall auch der Ausspruch gefunden, das Weltgericht sei die Weltgeschichte, so bleibt doch die volle Wahrheit diese: Der Schlüssel der Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Beide jene Reiche nun erstrecken sich mit ihrer Geschichte bis in die Urzeit hinauf. Das Gottesreich und das Reich dieser Welt, insofern sie durch entgegengesetzte Richtungen sich scheiden, gehen gleich in den ersten (namentlich bezeichneten) Söhnen Adams, in der Geschlechtsfolge des Kain und des Seth auseinander, welcher letztere die Stelle Abels zu ersetzen bestimmt war, und von dessen Sohne Enos mit besonderer Auszeichnung berichtet wird, daß er angefangen habe, den Namen Jehova's zu verkündigen. Unter den Nachkommen Kains (den Kainiten) entwickelte sich, während des großen Zeitraums von nahezu zwei Jahrtausenden, ein wechselvolles leidenschaftlich bewegtes, der Sinnenwelt zugewendetes Leben; so daß sie im Gebiete der Künste und gewerblichen Erfindungen nicht geringe Fortschritte machten, im sittlich religiösen Verhalten aber immer weiter von der Wahrheit abirrten, und in ihren Riesengeschlechtern jeder Art von Greuel- oder Gewaltthat ohne Scheu sich überließen. Unter den Nachkommen des Seth (den Sethiten) hingegen wurde, durch die Wachsamkeit ihrer

Familienhäupter oder Patriarchen, die Uroffenbarung in ihrer reinen Gestalt bewahrt, und viele Jahrhunderte hindurch Glaube und Sitte, Gottesfurcht und gemeinsamer Gottesdienst aufrecht erhalten. Um diesen uralten und doch immer neuen Gegensatz, der hier in den einfachsten aber wesentlichsten Grundzügen gezeichnet erscheint, gehörig zu beurtheilen, liegt uns die Aufgabe vor, für's erste die Geschichte der Kainiten und Sethiten bis zum Zeitalter des Enos und Henoch, sodann den Jehova- und den Göttercult, oder die echte Religion und jene des Heidenthums in's Auge zu fassen.

1.

Der edle Kirchenfürst Petrus Damiani hat einen, in der Stadt Fano heimischen Mann aus dem Ritterstande, Namens Hugo gekannt, der einst, während der Nacht eines Charfreitags, von bewaffneten Reisigen begleitet, in das Gotteshaus eingedrungen war, und seinen dort weilenden Gegner zu Boden geschlagen hatte, den er dann fesseln und fortschleppen ließ. Diese doppelte Frevelthat erregte einen so allgemeinen Unwillen und Abscheu, daß nicht allein die Edelleute und Bürger der Stadt, sowie seine eigenen Dienstleute sich von ihm fern hielten, sondern auch seine Gemahlin von ihm sich trennte. Er zog dann Jahre lang unstet und heimathlos umher, und wurde wie ein Wahnsinniger behandelt, obwohl der heil. Damiani, der sich seiner annahm, keine solche Geistesstörung an ihm bemerkte. Nicht ganz so verhielt es sich mit dem Geschicke, das den ersten Brudermörder traf. Zwar wurde auch er von den übrigen Söhnen,

Töchtern und Enkeln Adams verabscheut und entweder von ihnen geflohen oder verfolgt, so daß er die Flucht ergreifen und in die Ferne wandern mußte. Nur Eine war es, die ihn nicht verließ, sondern die Scheu und Furcht überwindend, mit ihm in die Schrecknisse völlig fremder, wüster Gegenden hinauszog, und diese war seine Gemahlin. So erfüllte sich hier der Beruf der Frau, dem Manne, dem sie durch den Ehebund vereinigt, als Gefährtin, Gehilfin und Trösterin auch in den widerwärtigsten Verhältnissen die Treue zu bewahren, zum erstenmal in sehr großartiger Weise. Daß diese Gemahlin Kains eine Tochter oder vielleicht Enkelin Adams, also ihm verschwistert war, dieß konnte, zu Folge der Einheit des Menschengeschlechtes, in der Urzeit nicht anders sein; wie denn auch in den alten Völkersagen, z. B. bei den Parsen von Yima oder Dschemschid, bei den Skandinaven von Freya Aehnliches erzählt wird.

Seinem erstgebornen Sohne gab er den Namen Chanoch. Da dieses Wort soviel als Einweihung bedeutet, so bestimmte ihn dabei wohl die Erwartung einer neuen, von ihm abstammenden Familie, im Gegensatz zu jener Adams, die ihm fremd geworden*). Den gleichen Namen gab er in viel späterer Zeit, nachdem seine Nachkommenschaft schon sehr zahlreich geworden, jenem Sohne zu Ehren der, ersten von ihm gegründeten, auf Dauer und Sicherheit angelegten Niederlassung, die wahrscheinlich nur aus einer Anzahl von Hütten, Viehhürden und Gärten bestand, aber ringsum durch einen (cyclopischen)

---

*) Delitzsch l. c. S. 108 f.

Steinwall oder sonst eine feste Umzäunung beschützt war, weßhalb sie mit Recht als die erste Stadt bezeichnet wird. Je härter Kain von seinem Verhängniß, unstet und flüchtig auf Erden zu sein, sich belastet fühlte, und je schmerzlicher die Unruhe seines unversöhnten Gewissens und seiner Furcht vor den Rächern, desto mehr mochte er für sich sowohl, als für einen engern Kreis seiner weitverzweigten Familie nach einem gesicherten Wohnplatze sich sehnen. Wenn daher diese erste feste Ansiedlung als ein Beweis gelten kann, daß die Kainiten, die Anfangs vielleicht nur mit Werkzeugen von Stein und Kupfer sich behalfen, im Ackerbau und manchen Handwerken rasche Fortschritte gemacht haben, so zeigt doch das Bedürfniß der Schutzwehren auf ein schon herrschend gewordenes Gefühl der Unsicherheit, auf die Furcht vor Gewaltthat und räuberischem Ueberfall, und sonach auf eine Zunahme der Ungerechtigkeit und Feindschaft, wodurch zwischen jenen Familien eine Art von Kriegszustand unterhalten wurde.

Jahrhunderte zogen an dieser Urbevölkerung der östlichen (turanischen) Länder vorüber, von deren Geschichte die Schrift nichts aufbehalten hat, als die Namen der ältesten Familienhäupter in der Nachfolge Kains, welche in den chinesischen und anderen Ueberlieferungen als die Urkönige aufgezählt werden. Erst der sechste dieser Linie Kains, der siebente von Adam her, Lemech (Lamech) tritt in schärferen Umrissen hervor, aus welchen auf die folgenschweren Zustände seines Zeitalters sich schließen läßt. Der Fortschritt der Cultur, der Ge-

werbe und Künste erscheint da schon weit gediehen; aber auch die Sinnlichkeit und die selbstsüchtigen Leidenschaften sind vorwaltend geworden, und haben das religiöse und sittliche Bewußtsein arg verdunkelt. Jener rasche Fortschritt wird uns nicht befremdlich vorkommen, wenn wir an die hohe geistige Begabung der ersten, im Stande der Mündigkeit erschaffenen Menschen uns erinnern*). Der gleichzeitig fortschreitende Verfall der Zucht und Sitte steht mit dieser Entwicklung der Kunst und Industrie in keinem ursächlichen Zusammenhang, und einen solchen anzunehmen, wäre ein Frevel gegen jede echte Cultur und Gesittung. Das Verhältniß ist vielmehr ein gänzlich umgekehrtes; es besteht darin, daß die Entwicklung der Gewerbe und der Künste nicht bloß die wahre Gesittung und Geistesbildung fördert, sondern auch von der vorwaltenden Sinnlichkeit und Entsittlichung zu sündhaften Zwecken gemißbraucht werden kann, wie dieß zum erstenmal an Lemech und seiner Familie sich kundgibt.

---

*) „Man hat gegen die Wahrheit des Berichtes der Genesis geltend zu machen gesucht, daß in dieser Zeit schon von Ackerbau, Handwerken, Kunst und Poesie erzählt wird, was für das noch so junge Menschengeschlecht viel zu früh angesetzt scheint. Dem wäre allerdings so, wenn die ersten Menschen im Zustande thierischer Rohheit gelebt hätten. Anders verhält es sich, wenn sie bereits zur geistigen Mündigkeit entwickelt waren, und mit dem Schatz ihrer Kenntnisse ihre Kinder erziehen konnten, in welchem Falle ein rasches Fortschreiten der Cultur in den nächsten Generationen so naturgemäß ist, daß ein gegentheiliger Bericht keinen Glauben verdiente.“ **Ehrlich** l. c. S. 104.

Das uranfängliche, in und mit der Schöpfung gegebene Grundgesetz der Ehe ward von Lemech zuerst übertreten, indem er mit zwei Frauen sich vermählte, und durch diese eigenmächtige That, die gar bald zur Vielweiberei (und der ihr entgegengesetzten Polyandrie) führte, ein sehr verderbliches Beispiel gab.*) Von jenen beiden Frauen werden (ausnahmsweise) die Namen mitgetheilt; Adah, die Geschmückte, heißt die eine, Zilah, die Schattige (vielleicht von der Fülle der Haarlocken) die andere, und eine Tochter dieser letztern, Naema, die Anmuthige oder Reizende. Lag die Stadt Chanoch, wie man anzunehmen Grund hat, in der Landschaft Serika (im Westen China's) der ursprünglichen Heimath der Seide, so konnte es im königlichen Haushalte Lemech's an glänzenden Gewanden nicht fehlen, und daß hier das Reich der Gefallsucht, des Luxus und der Mode den Anfang genommen, wird durch jene Namen verständlich genug angedeutet. Zu dieser Ausbildung des Geschmacks für das sinnlich Schöne gesellten sich Erfindungen von ungleich größerem Werthe, welche den drei Söhnen Lemechs zugeschrieben werden. Jabal, als Erfinder der Zelte, wird der Vater der umherziehenden Hirten und Zeltbewohner (Nomaden) genannt; sein Bruder Jubal, als Verfertiger von Tonwerkzeugen (von Saiten- und von Blasinstrumenten), der Vater der Cither- und Flötenspieler; der dritte, Tubalkain, der Sohn Zilah's,

*) Auch von Ti-ku, dem sechsten (mythischen) Urkönige der Chinesen wird berichtet, er sei der erste gewesen, der mehrere Frauen zur Ehe nahm.

als gewaltiger Schmied gerühmt, hämmerte und schärfte schneidende Werkzeuge aus Erz (Kupfer) und Eisen *).

Das Wesen der Tonkunst ist die Melodie, die Seele der Melodie ist das Lied. Wo die Tonkunst geübt wird, sie möge nun dem Aufschwung des Geistes oder dem des Sinnenlebens dienen, da kann auch die Poesie nicht fehlen. Lemech, als echter Kainit, ist ein herrschsüchtiger und gewaltthätiger Mann; Ueppigkeit und Mordlust sind die Leidenschaften, denen er fröhnt; die Erfindung seines Sohnes hat ihm den Besitz einer Waffe verschafft, die ihm eine neue, unwiderstehliche Macht verbürgt; voll des Entzückens darüber besingt er den Ruhm des Schwertes in einem begeisterten Liede, das er an seine Frauen richtet. Es ist der Ausdruck seines Selbstvertrauens und trotzigen Muthes; mit dem Schwerte in der

---

*) Auch die Phönicier verehrten (nach Mowers) einen Jubal, ebenso die alten Nomaden in Nordafrika. An Tubalkain erinnern in den Volkssagen aus den ersten Zeitaltern die Wunder- und Zauberschmiede, auch Schmiedegötter der Inder, Griechen und Germanen, wie z. B. Telchin, Wielant, Sohn des Wilkin, und Vulkan; Namen, welche nach Buttermann's Meinung mit Tubalkain nicht bloß zufällig übereinstimmen. Auch bei den Chinesen gilt der erste Metallfinder (Schao-hao) als Erfinder der Zauberei. Mit dem Namen Kains hat jener des Tubalkain nichts gemein, sondern mit einem arabischen Wurzelwort, welches schmieden bedentet. Das erste Eisen, das er gebrauchte, kann Meteoreisen gewesen, das Kupfererz mit reichem Metallgehalt zu Tage gestanden sein. Ob auch die Sethiten, nach Adams Unterweisung, das Eisen zu bearbeiten wußten, dessen sie zum Ackerbau bedurften, ist unbekannt; jedenfalls haben sie in den früheren Jahrhunderten keine Waffen geschmiedet.

Faust hat er keinen Feind zu fürchten. Mag wer immer an ihn herankommen, er wird der Sieger bleiben. Mag ein Gegner ihn verwunden, ob Jüngling oder Mann, er wird ihn niederhauen. Wer wird kühn genug sein, sich an ihn zu wagen? Siebenfache Genugthuung war Jedem auferlegt, der Kain verletzte; sieben und siebenzigfach sollte die Rache sein, die den Angreifer Lemechs treffen würde*).

Während nun unter den Kainitischen Geschlechtern Ueppigkeit, Uebermuth und blutige Zwiste überhand nahmen, führten die übrigen Abkömmlinge Adams ihre viel einfachere Lebensweise in gläubiger und friedfertiger Gesinnung fort, indem sie darin sowohl der Anleitung

*) In diesem Liede, das (nach Drechsler) als ein Triumphgesang auf die Erfindung des Schwertes zu betrachten ist, sagt Lemech keineswegs, daß er seinen Urahn Kain oder sonst wen getödtet habe; er redet von seinen künftig zu erringenden Siegen. Drechslers Schilderung ist zu trefflich, als daß es überflüssig wäre, einiges davon im Auszuge anzuführen. „Auf dem Gipfel kainitischer Entwicklung stehend, blickt Lemech triumphirend zurück. Wie weit ist er dem Kain voran, und welch' ein ganz anderer Ahnherr! Er hat nimmer nöthig sich von Elohim Schutz zu erflehen; er kann sich selbst ihn gewähren. Darum wendet er sich an seine Frauen, die Mütter dieser Kinder, mit welchen die Höhe der Macht erreicht ist. Am Ende dieses Fortschritts ist Kain noch überboten. In der siebenten Geschlechtsfolge ist alles vergessen, mit Musik, Ueppigkeit, Schmuck und Pracht übertäubt. Der Fluch der Einsamkeit ist in Stadtleben, jener der Unstetigkeit in Wanderlust, das böse Gewissen in Heldenmuth verwandelt, der die Erinnerung an den Fluch des Ahnherrn zur Folie seines titanenhaften, gotteslästerlichen Selbstgefühles macht."

ihres Urvaters, als jener seines auserwählten Sohnes Seth getreu blieben, welcher, wie Eva bei seiner Geburt prophetisch aussprach, von Gott ihr gesetzt (gegeben und bestimmt) worden, an der Stelle Abels den Anfang einer neuen, den Segen der Verheißung in sich tragenden Nachkommenschaft zu bilden. Darum geschah es auch, daß der Erstgeborne dieses Stellvertreters den bescheidenen Namen empfing, der seiner Bedeutung nach an jenen des Abel sich anschließt, indem damit die hinfällige, gebrechliche, sterbliche Natur des Menschen bezeichnet, und sonach im Gegensatze zu den Kainiten das Bewußtsein der Abhängigkeit und Beschränktheit aufrecht erhalten ward. Es ist dieß der Name Enos (Enosch), derselbe, der überall in den Psalmen und anderen Stellen zur Anwendung kommt, so oft der Mensch in dieser Beziehung, im Hinblick auf die Vergänglichkeit seines irdischen Daseins, das gleich der Blume des Feldes hinwelkt, geschildert wird *).

---

*) An Seth knüpft sich (bei Josephus) die Sage, er sei der Erfinder der Astronomie gewesen. Aehnliches wird vom ägyptischen Thot (bei den Phöniciern Thaut) und dem indischen Bhrigu erzählt. Die Perser ehren den zweiten (mythischen) Urkönig Huscheny als Erfinder der Wissenschaften und Anordner des reinen Gottesdienstes. — Der Bezeichnung Enos entspricht bei den Persern der Name des ersten sterblichen Wenschen, Gajomard oder Kajomords, zusammengesetzt aus gaja meretan, „sterbliches Leben.“ Im Veda wird die Geburtsschuld (die Erbschuld) Rinam genannt, als die Ursache, daß der Mensch für Mrityn, d. h. den Tod geboren ist. Mrityn wird auch der Geist des Todes genannt. Marutha ist der Name der Sterblichen (Eckstein l. c. 214), daß diese

Von Enos nun wird berichtet, daß in seinem Zeitalter die Anrufung, Verehrung, Verkündigung des Namens Jehova begonnen habe. Daß es eigentlich Enos war, der diesen Namen verkündigt, und den gemeinsamen Gottesdienst (mit Unterricht, Gebet und Opfer) eingeführt hat, geht aus dem Zeugnisse des Apostelfürsten hervor, welcher den letzten unter den Patriarchen der Sethiten vor der Fluth den achten Herold (Prediger) der Gerechtigkeit nennt *). War Noah in dieser Reihe der Glaubensverkünder der achte, (indem nämlich Adam und Seth hier nicht mitgezählt werden, so ist Enos der Erste, der die Gläubigen zum feierlichen Dienste Jehova's versammelt, und zugleich sie unterwiesen und ermahnt hat, ihm dem Ewigen und Unwandelbaren, der in seiner Majestät und Willensheiligkeit immerwährend derselbe bleibt, den Menschen aber stets von Neuem als Richter, Erbarmer und Erlöser sich offenbart, in Gesinnung, Wort und That zu huldigen) **). Es ist dieß derselbe

---

Worte: meretan, marutha, mrit, mit dem lat. mors, dem slavischen smrt, vielleicht auch mit dem deutschen mord verwandt sind, ist deutlich genug.

*) 2. Petr. 2, 5.

**) Ueber den Wechsel der Gottesnamen Elohim (Eloha) und Jehova ist die von Delitzsch (Einleitung zur Gen. S. 30) mitgetheilte Erörterung lehrreich. Im Namen Jehova ist die Idee der Persönlichkeit (eigentlich Dreipersönlichkeit) schon deßhalb mehr ausgeprägt, weil er ursprünglich schon als Eigenname sich darstellt. Ob man die Stelle 2. Mos. 3, 14. übersetzt „ich werde sein, der ich sein werde,“ oder „welcher ist und immer ist,“ die Bedeutung bleibt dieselbe: Jehova ist der Seiende im absoluten Sinn, der

Jehovacult, der von Enos an durch seine Nachfolger bis zur Fluth, nach dieser durch Noah und Sem fortgesetzt, dann von Abram neu aufgenommen und lebendig erhalten wurde, bis in der Fülle der Zeit auch die ganze Inhaltsfülle dieses Namens sich enthüllte.

Drei Erwägungen aber sind es, die hier nicht füglich sich umgehen lassen. Die erste derselben betrifft das Verhältniß des Namens Enos zum Namen Jehova, oder die Frage, warum es gerade Enos, der Sterbliche, war, den das rege Bewußtsein dieser seiner Sterblichkeit bewog und bestimmte, den Cult Jehova's, des Ueberweltlichen und Ewigen, einzuführen und zu fördern? Die Antwort ist in diesem Gegensatze selbst gegeben. — Je weniger der Mensch, indem er die Grenzen seines leiblichen Daseins im Auge behält, vom Hochmuth sich

sich aber in der Menschenwelt und ihrer Geschichte offenbart als „der Allmächtige, welcher war, und welcher ist, und welcher kommen wird" (Offenb. 1, 8.) als Anfang und Ziel, als Schöpfer, Erlöser und Vollender durch den Logos und den heil. Geist. Der griechische Name Theos nach Hieronymus die Ehrfurcht andeutend, mit der man Gott gehorchen soll, scheint deßhalb dem Sinne nach mit Elohim übereinzustimmen. Der „unbekannte Gott," der in Athen einen Altar hatte, (nach Eckstein l. c. S. 190) im indischen Veda der verborgene Gott in der Höhle des Herzens, genannt Gudha Geuth (germanisch Gott); das Mysterium des Guhyam nama ist der heilige, zu verbergende (nicht eitel und grundlos auszusprechende) Name, vor dem man sich in stummer Ehrfurcht neigt; denn das Wort nama (deutsch Name) kommt aus der Wurzel nam, sich beugen, verehren. — Der Name des obersten Lichtgeistes der Parsen, der die übrigen Amschaspands erschafft, Bohu mano (guter Geist, gutes Herz) findet sich in dem slawischen Gottesnamen wieder.

bethören läßt, desto größer wird die Ehrfurcht sein, womit er zum Unsichtbaren empor blickt. Der schöne Psalm, der mit der Anrufung beginnt: „Jehova, unser Gebieter, wie wundervoll herrlich ist Dein Name über der ganzen Erde," wendet sich alsbald zum Ausdruck des Staunens über die Herablassung seiner Liebe. „Was ist der Sterbliche (Enos), daß Du seiner gedenkst, der Sohn des Menschen, daß Du um ihn Dich annimmst?" Es wird jedoch hinzugefügt: „ein wenig geringer als die Himmlischen hast Du ihn gemacht," um ein Weniges nur den Engeln nachgesetzt, um dadurch anzudeuten, daß jene Vergänglichkeit des leiblichen Gebildes nicht das ganze Dasein des Menschen trifft, der, ob er auch dem zeitlichen Tode unterliegt, seinem geistigen Wesen nach nicht untergehen kann. Er ist in der Ebenbildlichkeit Gottes geschaffen; dieser aber ist ein Gott der Lebendigen, nicht der Todten. Derselbe, der ihm hiernieden sich offenbarte, ihn lenkte und schützte, wird auch jenseits ihn aufnehmen und nicht verlassen. Von dieser allwaltenden Liebe, welche die Gerechten und Getreuen umfaßt, wird in einem anderen Psalme gerühmt: „Wie ein Vater seiner Söhne sich erbarmt, so erbarmt sich Jehova Aller, die ihn fürchten; denn er kennt unsere Gebilde, er ist eingedenk, daß wir Staub sind. Der Sterbliche (Enos), wie Gras sind seine Tage; er blühet auf und verblüht, wie des Feldes Blume; der Wind fährt über sie hin, und sie ist nicht mehr. Die Gnade Jehova's aber waltet von Ewigkeit und in Ewigkeit über Alle, die ihm gehorchen und seinem Bunde getreu sind" *).

*) Ps. 102, 13 f.

Ist demnach der Mensch als sittlich Verschuldeter, Hinfälliger und Sterblicher an Jehova „den heiligen, starken, unsterblichen Gott" angewiesen*), so wird er diese Wahrheit doch vorzugsweise erst dann recht beherzigen, wenn die Gewalten des Todes so hart an ihn herankommen, daß er seiner Ohnmacht sich bewußt wird. Diese feindseligen Gewalten brechen bei allen Katastrophen hervor, welche den Zustand der Atmosphäre des Festlandes und Oceans bedeutend verändern, und daß solche Vorgänge, die man als Aufruhr der Erdnatur bezeichnet, und die schon mit dem Abfall der Urmenschen begannen, im Zeitalter des Enos mit zunehmender Heftigkeit auftraten, dagegen vermag selbst die Naturwissenschaft keinen Zweifel zu erheben. Die eisige Kälte, welche die Hochebenen unwirthlich machte, die zahlreichen Erderschütterungen, Feuerausbrüche, Einstürze und Ueberfluthungen, sowie die Vermehrung gefräßiger Ungeheuer in Urwäldern, Sümpfen und Seen waren wohl mehr als zureichend, um den Kindern Adams furchtbare Drangsale zu bereiten. Und eben diese gehäuften Bedrängnisse und Todesgefahren sind es, aus welchen es sich erklärt, daß Seth seinem Sohne einen Namen gab, der die Ohnmacht des Menschen ausdrückt, und daß dieser Sohn, in der Reife des Alters, seine Zeitgenossen über die Allmacht und Gnade Jehova's belehrte.

Erübrigt nun noch eine dritte Frage, und zwar nach dem nächsten Beweggrunde, welcher die Einführung

---

*) „Sanctus Deus, sanctus fortis, sanctus immortalis." (Hagios, ischyros, athanatos) im röm. kathol. Missale.

eines neuen, gemeinsamen Jehovadienstes veranlaßte, so ist die Antwort zum Theil schon in früheren Angaben enthalten. Die rasche Zunahme der Bevölkerung nicht minder als jene drohenden Naturvorgänge hatten zur Folge, daß zahlreiche Familien ihre bisherigen Wohnplätze im Lande Eden verließen, und namentlich waren es die Sethiten, die immer weiter gen Westen oder nach Vorderasien wanderten. Wahrscheinlich geschah dieß nahe vor dem Beginn jener Katastrophe, durch welche der Garten Eden von der Oberfläche der Erde verschwand, so daß noch vor der Hinwegnahme desselben die Erscheinung der Cherubim aufhörte*). Nachdem also die Kundgebung der Gottesgegenwart diese Stätte verlassen, trat die Nothwendigkeit ein, die Verehrung des unsichtbaren Gebieters und die Wahrung seines Gesetzes in einer andern Weise einzuleiten und aufrecht zu halten, und dieß war der große Beruf, dem der Patriarch Enos um so eifriger sich hingab, je dringender, den Kainitischen Familien gegenüber, die Glaubensverkündigung geworden war. Wenn man, wie es so nachdrücklich betont wird, im Zeitalter des Enos den Namen Jehova zu feiern begann, dessen Verehrung doch nichts Neues war, so geschah dieß in der Weise eines geordneten Cultus, um der sittlich religiösen Verderbniß entgegen zu wirken, die unter den Kainiten eingerissen. Zwar dürfen wir dieselbe nicht sofort als eine gänzliche Gottesvergessenheit erklären. Eine solche Vergessenheit im eigentlichsten Sinne ist schon durch die Macht des Ge-

*) Engelhardt l. c. S. 215.

wissens unmöglich; und von den altgriechischen und modernen Theorien, die das Ein und All, das ewige Princip, oder sogar den ewigen Stoff an die Stelle Gottes setzen, kann bei jugendlichen und fantasiereichen Völkerstämmen keine Rede sein. Wohl aber konnten sie durch zügellose Leidenschaft und Willensverkehrtheit gar bald in jene geistige Finsterniß, welche die größte Schmach der Menschheit ist, nämlich in Abgötterei und Götzendienst versinken, deren Entstehung und Entwicklung schon in der Urzeit vor der Fluth gesucht werden muß *).

2.

Den Gegensatz zur wahren Religion bildet nicht die Läugnung Gottes, sondern der Wahnglaube, der wirkliche oder vermeintliche Natur- und Geistwesen als Gottheiten verehrt. Handelt es sich nun um die Entstehung des Wahns, der das Wesen des Heidenthums ausmacht, so darf wohl auch die Frage nach dem Ursprung dieses Namens voraus gehen. Nun werden mit dem deutschen Wort Haide jene unbebauten, sandigen oder torfigen, meist mit Haidekraut bewachsenen Niederungen bezeichnet, die nur dürftig zu Weideplätzen dienen. Die Ortschaften, die sich um die ersten Pflanzschulen des Christenthums, um Missionshäuser und Kirchen bildeten, wurden die Wohnplätze der Gläubigen;

*) Unter den Neueren findet sich diese Entstehungszeit des Heidenthums, vertreten von Prof. Haneberg, von Eckstein, ausführlich von Stiefelhagen l. c. S. 385 f. Danko l. c. S. 22 u. A.

die Anderen, die auf jenen Haiden sich aufhielten, blieben, so lange ihre Trennung von den Gläubigen fortdauerte, im Dämonen- und Zauberdienste befangen, daher sie von den Landstrichen, in denen sie zerstreut lebten, den Namen der Heiden erhielten *). Etwas dem Aehnliches läßt auch von den Kainiten sich aussagen, welche gleich im Beginne ihrer Ausbreitung Heiden wurden und blieben. Wie schon ihr Stammvater in öde Landstriche hinaus gewandert, um sich von den Wohnsitzen der Gläubigen immer weiter zu entfernen, so hielten sich auch seine Nachkommen, zumal in ihren Gebräuchen und geselligen Zuständen, von den Sethiten fern, und so konnte es nicht ausbleiben, daß die Thatsachen der Uroffenbarung, die sie wohl schon aus Kains Munde nimmer vollständig und ungefälscht vernommen, unter ihnen gar bald zu irrthümlichen Meinungen und träume-

*) Stiefelhagen l. c. S. 383 mit der Bemerkung, daß die verschiedene Schreibart Haide und Heide erst später eingeführt wurde, um die zweifache Bedeutung des Wortes zu kennzeichnen. (Ueberdieß wird in süddeutschen Dialecten das ai wie ein langgedehntes a ausgesprochen.) Im Sprachgebrauch des neuen Bundes ist das griechische Ethnikos dem alttestamentlichen Ausdruck angepaßt, in welchem, so lange der Gegensatz von Judenthum und Heidenthum (Jehovacult und Göttercult) währte, das Wort Völker soviel als Heiden bedeutete. Aehnlich brauchte man in der lateinischen Kirche (von gens, Volk) den Namen gentilis; späterhin, als die Bewohner der Städte schon größtentheils Christen geworden, während die Einwohner entlegener kleiner Ortschaften das Evangelium noch nicht kannten, wurde es gebräuchlich den Namen der Dorfbewohner (pagani), also der ungebildeten, unfeinen Leute, den Namen Heiden beizulegen. Tempora mutantur.

rischen Sagen entarteten. Da jeder (nicht krankhaft blöde) Mensch von Hause aus ein Philosoph ist, indem er in allen Vorgängen der ihn umgebenden Welt nach den Ursachen und dem Urheber forscht, so hatten auch die Kainiten das Bedürfniß, sich darüber zu verständigen. Daß sie zur Erkenntniß und Verehrung des Einen, wahrhaften Gottes nicht gelangten, sondern in die Finsternisse der Abgötterei geriethen, davon ist ursprünglich keineswegs in einer Verirrung des Denkens und Urtheilens, sondern in der bösen Richtung des Willens und in der Trennung von den Trägern der Uroffenbarung der Grund zu suchen*).

Blicken wir auf Kain zurück, den sein Vater von Kindheit an unterwiesen, der in der Nähe der Urheimath und ihrer Wächter, der Cherube, aufgewachsen, dem die Anbetung Jehova's und der Opferdienst nicht fremd war, der an seinem Bruder das Vorbild der Gottesfurcht und Gesittung vor sich sah, und der gewürdigt ward, die

---

*) Stiefelhagen l. c. S. 393 nach Bisping und Friedhoff. Ueber das Verhältniß der Uroffenbarung zu den Mythen möge hier eine Bemerkung Raum finden, deren Wiederholung nicht überflüssig ist. Gegen Ewald, der die biblischen Namen der Kainiten mythisch und allegorisch umdeutet, bemerkt Delitzsch (l. c. S. 211): Wir meinen, daß die Schrift nicht nach Hesiod und Ovid zu erklären, sondern was diese geschichtlich Wahres enthalten, mit Hilfe der Schrift herauszufinden sei. Denn der Mosaismus hat nicht aus der Göttergeschichte des Heidenthums eine Menschengeschichte, sondern das Heidenthum hat aus der Menschengeschichte der schlichten Urüberlieferung, die der Mosaismus unangetastet ließ, eine Göttergeschichte gemacht.

göttliche Mahnung zu vernehmen — wie sollte es denkbar sein, daß er, unmittelbar nach der bösen That gleichsam urplötzlich in seinem Denkvermögen irre geworden, und durch diese Verirrung seines Denkens dem Aberglauben anheim gefallen wäre? Es war eine ganz andere Macht, die in diese Tiefe ihn herabzog: die Macht der Selbstsucht und der Sünde. Die Quelle des religiösen Irrthums ist nicht im Denkvermögen des menschlichen Geistes, sondern im innersten Grunde seiner Selbstmacht, in seinem Willen zu suchen, der alles Uebrige beherrscht und lenkt. Der gute Wille ist es, der den Geist zum Glauben und zur Hingabe an Gott bewegt, während der böse Wille ihn von der Wahrheit ablenkt und in das gefahrvolle Dunkel des Wahnes führt.

Genau dasselbe lehrt jene Warnung des Herrn, die in der Form einer Parabel sich bewegt: „Die Leuchte deines Leibes ist dein Auge. Wenn dein Auge einfach (fehlerfrei, von rechter Beschaffenheit) ist, so wird dein ganzer Leib erhellt sein. Ist es aber nichtswürdig, so wird dein ganzer Leib finster sein. Wenn nun das Licht, welches in dir ist, verfinstert wird, wie groß ist dann die Finsterniß.“ *) Das Auge bedeutet hier die praktische Vernunft, das Vermögen, das sittlich Gute und Rechte zu erkennen. Sie ist es, welche den Willen lenken und bestimmen, die Absicht der Handlungen beleuchten und läutern, als Leuchte der Gesinnung und des Wandels dienen soll. Wird sie jedoch selber verdunkelt und daher nichtswürdig, indem sie der Macht eines blinden Willens

*) Luc. 11, 34.

sich unterwirft, den Leidenschaften und Trieben sich dienstbar macht, so ist die Folge davon ein Zustand der Selbsttäuschung und des steten Widerspruchs gegen das bessere Wissen, der zuletzt in Verstockung des Herzens und in eine Unempfänglichkeit für die übersinnliche und sittliche Wahrheit entarten kann; und diese geistige Finsterniß, wer vermag ihre Größe zu ermessen! Die von ihr beherrscht werden, hassen das Licht und verschließen ihm den Zugang, „weil ihre Werke böse sind."

In Kains Herzen war sie heimisch worden, als er der vollen Gewalt der Sünde sich hingab, und dann unbußfertig und in dämonischem Trotze aus der Gemeinschaft der Gottesfürchtigen sich ausschied. Die Kenntniß der Heiligkeit Gottes und des sittlichen Gesetzes war mit Flammenschrift zu tief ihm eingeprägt, als daß sie gänzlich verlöschen konnte. Allein der stete Widerspruch, den der eigenmächtige Wille und die bösen Gelüste den Forderungen der Vernunft und des Gewissens entgegen setzen, bewirkt im Innern des Einen untheilbaren Menschen einen Kampf, der zur Entscheidung drängt. Gewinnt der verkehrte Wille, was bei der ererbten Neigung zum Bösen nur zu leicht geschieht, über die sittliche Vernunft die Oberhand, so wird er die ferneren Einwendungen und Vorwürfe derselben nicht dulden, sondern um ungestört und dreist das Böse zu üben, auch diese in die Verkehrtheit hinabziehen, damit sie als nichtswürdiges Auge, geblendet und getäuscht, die Lüge als Wahrheit, die Sünde als Bethätigung der Freiheit erklärt, und jede gottwidrige That als eine naturgemäße rechtfertigt und billigt. In dieses Labyrinth, aus dem

nur die Umkehr des der Gnade gehorchenden Willens den Ausweg findet, hat schon in der Urzeit Kain sich dergestalt vertieft, daß er seinen Kindern nur jene irrigen, fantastischen und unsittlichen Meinungen mitzutheilen wußte, wie sie, wiewohl unter vielfachen Formen, von jeher bei den Heiden im Schwunge gewesen.

Wollen wir dieß Alles noch gewichtiger bestätigt finden, so dürfen wir nur die trübe Schilderung beachten, die der Weltapostel im Allgemeinen von den Heiden entwirft*). Da sie in Folge der Thorheit ihres Sinnes in ihrer sittlichen Erkenntniß verfinstert sind, so werden sie dem Leben Gottes, d. h. dem geistig sittlichen Leben des Glaubens und der Gerechtigkeit entfremdet**) und zwar durch die verschuldete Unwissenheit und die Blindheit ihres Herzens, in der sie fühllos sich selbst aller Frechheit und Unflätherei überliefert haben. Da von einer Verfinsterung nur da die Rede sein kann, wo ein früherer Zustand der Erleuchtung statt gefunden, so sieht man wohl, wie völlig fremd dem Apostel die Lieblingsmeinung der Natur- und Stoffgläubigen gewesen, die wie alles Menschliche, so auch die Religion von unten herauf sich entwickeln lassen, und die sogenannte Natur-

*) Ephes. 4, 18.

**) Nach Estius bedeutet der Ausdruck „das Leben Gottes" hier das ganze geistige Leben des Menschen, das hienieden durch den Glauben und die Gerechtigkeit seinen Anfang nimmt, und in der künftigen Seligkeit die Vollendung erlangt. Es wird aber in diesem ganzen Verlaufe als das Leben Gottes oder aus Gott bezeichnet, insofern es (abgesehen von dem freien Mitwirken des Menschen) von Gott durch die Gnade vermittelt und mitgetheilt wird.

religion (d. h. die Naturvergötterung) als die früheste ansetzen, die doch nur aus dem Abfall von jener der Uroffenbarung und der reinen Gotteserkenntniß ihren Ursprung genommen. Noch entschiedener wird in einer andern vielbekannten Stelle *) diese geistlose Meinung abgewiesen, worin der Apostel erklärt, daß die Erkenntniß des wahren Gottes den Heiden nicht mangelte, die ihnen jedoch verloren ging, weil sie ihn nicht als Gott anerkannten und verherrlichten, ihm weder huldigten noch dankten **), sondern vielmehr durch Ungehorsam und Undank ihn verunehrten. Die Folge davon war, daß sie bethört wurden in ihren Gedanken, oder (wie man nach dem Wortsinn übersetzen kann) in den Wahnglauben des Götzendienstes geriethen ***). Ihr unverständiges Herz (ihr ganzes sittliches Bewußtsein) ward verfinstert, und zwar in dem Grade, daß sie die Majestät des unvergänglichen Gottes mit Bildern von vergänglichen Geschöpfen, und Gottes Wirklichkeit und Wahrheit mit der Lüge, d. h. mit falschen Gottheiten vertauschten;

*) Röm. 1, 18—32.

**) Die beiden Ausdrücke: verehren (die Ehre geben, verherrlichen) und danken umfassen den ganzen Cult; Anerkennen Gottes als des Gebieters durch Huldigung und Gehorsam; Dankbarkeit für alle verliehenen Güter. Die Sünde ist das Gegentheil: Verunehrung und Undank, also (dadurch daß Eitles und Verderbliches dem Unendlichen vorgezogen wird) praktische Abgötterei, aus der die theoretische entsprungen ist. Bisping im Commentar zum Römerbriefe.

***) Im alten Bunde ist das Wort „eitel" (im Urtext) sehr gewöhnlich so viel bedeutend als abgöttisch und Götze.

daher sie auch, den Gelüsten ihres Herzens preisgegeben, immer tiefer in unfläthige Laster versanken*).

Aus diesen obwohl nicht vollständig mitgetheilten Aussprüchen sind schon die verschiedenen Richtungen erkennbar, nach welchen das Heidenthum in Meinung und Sitte (theoretisch und praktisch) sich entwickelt und fortgebildet hat. Sie beziehen sich vor Allem auf die Ansichten vom Ursprung der Dinge, und vom Verhältniß Gottes oder der Götter zur Menschenwelt; sodann auf die Verunstaltung des Cultus und des Opferdienstes, der jenen Mächten geweiht ward, und endlich auf die Verkümmerung des sittlichen Geistes und die Ueberwucherung der Selbstsucht und Sinnlichkeit, die eben so oft als Ursachen wie als Wirkungen des Irrthums sich zu erkennen geben.

Da wir jedoch bei der unermeßlichen Mannigfaltigkeit der Mythen nur auf das Wichtigste uns beschränken müssen, so versetzen wir uns gleich in die Mitte dieses Labyrinths, indem wir ein Geständniß hervorheben, das in den ältesten Schriften der Brahmanen sich findet. „Die Götter (so lautet es) sind später als die Schöpfung. Wer weiß es wohl, von wannen und wozu diese Schöpfungswelt entstanden? Nur der im höchsten Himmel weiß es, der Lenker dieses Alls.“ Die Idee des

**) Mit Recht betrachtet Lüken (l. c. S. 13) es als feststehende Thatsache, daß dem Heidenthum die Uroffenbarung als Grundlage vorangegangen; daher denn auch Vieles, was es selbstständig ausgebildet, an jenen Stamm sich angesetzt hat, und die Grundelemente der heidnischen Religionen sonach als verwilderte (abenteuerlich entstellte) Offenbarungslehren erscheinen können.

Einen, unendlichen, überweltlichen Gottes und Schöpfers konnte aus dem Bewußtsein der Menschen nie gänzlich verschwinden. Je mehr jedoch diese dem Zuge der Sinnlichkeit, und somit der Natur sich hingaben, desto früher ward in ihrem Geiste durch die magische Gewalt der Natur die Gottesidee verdunkelt, und in die Tiefe der creatürlichen, besonders der zeugenden und gebärenden Kräfte hinabgezogen, so daß diese sich in göttliche Mächte oder innerweltliche Gottheiten verwandelten, die jedoch ursprünglich aus dem Schooße der Finsterniß, der Urwolke, des Urgewässers oder des Chaos hervorgegangen, wie der zweite Brahma aus der auf dem Wasser schwimmenden Lotosblume. Der Götterwelt (dem eigentlichen Kosmos der Heiden) und der Menschenwelt wurde sonach ein und derselbe Ursprung zugeschrieben, und daher konnten auch Götter und Menschen verwechselt und die Urväter eines Volkes, oder die ersten Wohlthäter und Führer desselben zu göttlichem Range erhoben, ja sogar als Menschenbildner und Schöpfer verehrt werden. Fast überall haben die Völker ihre Urkönige oder erstgebornen Menschen auch als erstgeborne Götter verehrt, die ihrerseits wiederum göttliche Wesen hervorbringen *).

*) In den Theogonien und Kosmogonien der Heiden gestaltet sich der erste Mensch zu einem göttlich-natürlichen Urwesen, das sich als Makrokosmos zertheilt und mehrere Menschen erzeugt, die gleichfalls als erste Menschen betrachtet werden. So erscheint nach Brahma noch Viradsch (dessen Name mit dem latein. vir und virago verwandt ist) als Erstgeborner, dann auch Puruscha. Die zahlreichen Widersprüche dieser Art können nicht befremden, weil wie Lüken bemerkt, die Mythe gleich einem wilden Rankengewächs immer auf's neue junge Sprossen hervortreibt.

Wie in der den Menschen umgebenden Natur die körperliche Ausgestaltung (Plastik) oder Ausbildung herrscht, so ist in seiner Seele die Einbildung oder Fantasie, welche mit den Leidenschaften Hand in Hand geht, und um so zügelloser ihre Macht übt, je mehr die Einsicht des Geistes getrübt, und durch ein unversöhntes Schuldbewußtsein der innere Friede zerstört ist. So erblickten oder ahnten sie in Wolken und Stürmen, im Waldesdunkel, in vulkanischen Ausbrüchen, in der Brandung des Meeres dämonische Mächte; die Thierwelt erschien ihnen geistbesessen und persönlich; und da ihre Götterwelt in Gestirnen, in der Luft, im Ocean und (durch die chthonischen Götter) auch in unterirdischen Gebieten waltete, so befand sie sich ihrer Meinung nach mit der Menschenwelt in so engem Zusammenhang, daß der Sturz oder Sündenfall der letzteren auch den Untergang der Götterwelt zur Folge hatte. Daß eine dem Anschein nach so widersinnige Meinung entstehen konnte, würde unglaublich scheinen, wenn man nicht darauf Rücksicht nähme, daß die als Urväter und zugleich als erste Götter verehrten Wesen, wie z. B. Brahma und Kronos, von dem Throne ihrer Herrschaft und Glückseligkeit herabgestoßen wurden; und ferner, daß die Götterwelt, welche durch die Sünde der Menschen ins Verderben gerieth, im Wesentlichen soviel als den Kosmos oder die großen physischen Weltmächte bedeutete. Beides hat in der Schuld des Erstgeschaffenen, sowie in dem Erfolge dieses Abfalls, im Aufruhr der Natur des Erdplaneten, seine volle Wahrheit.

Daß der Tod nur in Folge irgend einer Verschuldung in die Menschenwelt eingedrungen, das wurde nie und nirgend bezweifelt. Aber gleichzeitig drang er als Todesdämon (Mrityn) auch in die Götterwelt ein; durch die Sünde des Menschen wurde auch der Kosmos (d. h. die gesammte planetarische Natur) in die Vergänglichkeit und die Verderbniß hinab gezogen. Ihrer wahren Bedeutung nach wird diese Thatsache (wie bereits erwähnt) vom Apostel beleuchtet*). Der Mythus faßt die Schrecken der Naturvorgänge, die nach dem paradiesischen Zeitalter sich eingestellt, in anderer Weise auf. Der Feuergott, der ägyptische, aus dem Munde des Weltschöpfers Kneph hervorgehende Phtha, der indisch vedische Agni oder Agnis (latein. Ignis), der Gott des befruchtenden Regens, die verschiedenen göttlichen Mächte, durch welche der höchste Geist Asurah schöpferisch wirkt, sind sämmtlich verschwunden; die Welt ist in Finsterniß gehüllt. Dieß ist dann der Zeitpunkt, in welchem das Opfer beginnt, und zwar ist es Asurah selbst, der, um die Uebel zu entfernen und den Frieden wieder herzustellen, als göttlicher Opferpriester und Schlächter (Shamitar) ins Mittel tritt**). Aus der Vorstellung, daß die Sünde der Menschen den Sturz der Götter nach sich zog, ergab sich nicht bloß die Ansicht, daß beide des Opfers bedürften, sondern, weil diese Verrichtung dem Menschen zukommt, zugleich auch die Meinung, welche die Erhaltung der Götter von den Opfern und der Frömmigkeit der Menschen abhängig machte.

*) Röm. 8, 20.

**) Eckstein l. c. S. 148, 174.

So verkehrt dieser Gedanke scheint, so ist er doch nur der richtige Schluß einer falschen Voraussetzung. Die kosmischen Kräfte, die in der elementaren und organischen Welt thätig sind, ermatten, erschöpfen sich, und bedürfen zu ihrer Wiederherstellung und Erholung (Restauration) der Nachhilfe und Ernährung von Seiten der Irdischen, so daß die Götter nicht minder von den Menschen abhängen, als diese von den Göttern. Ein anschauliches Beispiel davon ist Agnis, der Feuergott. Er flammt als Blitz aus der dunklen Gewitterwolke herab; er bricht in der glühenden Lava und der Feuergarbe aus dem Schlunde des Vulcans; er springt als Funke aus hartem Gestein, er durchglüht vom Herzen aus die Wellen des Blutes; er wird geweckt und hervorgerufen durch rasches Drehen und Reiben zweier Hölzer, womit auch die verwilderten Völker bekannt sind. Nun handelt es sich darum, ihn als Hausgott, der ihnen Licht und Wärme gewährt und die Bereitung ihrer Speise vermittelt, auf ihrem Herde zu besitzen, und wie er ihnen hilfreich ist, so müssen sie ihrerseits auch ihn erhalten und durch Brennstoffe nähren. In der weiteren Durchführung dieser und verwandter Ansichten, werden (von Parsen uud Brahmanen) sogar die Gebete und religiösen Gesänge zu den Erquickungs- und Stärkungsmitteln gerechnet, und den vergötterten Todes- und Zerstörungsmächten das den Schlachtopfern entströmende Blut zur Sättigung dargebracht *).

*) So bei dem Dienste des Shiwa, der Göttin Kali, des Bel Moloch, des Mars Nergal u. dgl. m. Die langen Gebetformeln

Da jedoch das Opfer nicht bloß den Göttern oder (als beseelt gedachten) Weltmächten, sondern auch den Menschen zum Heile dienen sollte, so behielt es immerhin den Charakter eines Sühnopfers für die altvererbte Schuld (vedisch Rinam), durch welche der Tod in die Welt gekommen. Es kann daher nicht befremden, wenn der dabei gebräuchliche Hergang (Ritus, vedisch Ritam) in manchen Zügen an die Urüberlieferung sich anschließt. Das getödtete Thier (bei mehr gesitteten Stämmen geschlachtet und zerstückt, von verwilderten Waldläufern erschlagen und zerrissen) ward als Stellvertreter (Substitut) für den sündigen Menschen angesehen, der auf dasselbe seine Todesschuld übertrug, um sie von sich abzuwenden, das Gewissen zu beruhigen, die Gemeinschaft mit der Gottheit wieder zu gewinnen. Das Opferthier ward dadurch in der menschlichen Vorstellung das Bild eines Vermittlers zwischen den (über- oder unterirdischen) göttlichen Mächten und den Sterblichen, also eines halb göttlichen halb menschlichen Mittelwesens und Erretters. Bei dem bloßen Bilde oder Symbol jedoch bleibt die Fantasie nicht stehen. Der Darbringer des Opferthiers, das er als ein beseeltes Wesen anstatt seiner

der Shivaverehrer, die durch ihren enormen Wortschwall an das erinnern, was der Herr von dem Gebete der Heiden gesagt hat, und in welchen bei dem feierlichen Roßopfer der Gott zum Trinken des Blutes eingeladen wird, hat der verew. Windischmann nach ihrer ganzen Breite mitgetheilt. Die ägyptischen Speiseopfer, die man dem Osiris darbrachte sind bekannt, mehr noch die den babylonischen Göttern im Tempel aufgetischten Speisen, von denen im Buche Daniel die Rede ist.

eigenen strafbaren Seele hingegeben, tauscht nun, nach dem Tode desselben, gleichsam die Rolle um, und nimmt mit seiner eigenen Person die Stelle des bisherigen Vertreters ein. Er selber, der Opferer, ist nun auch der Geopferte, der Strafbare, Versöhnte und Versöhner, der mittelst des Opfers geheiligte, erhöhte, priesterliche Mensch, der die Opferspeise als Göttergabe an die Mitglieder seiner Familie oder seines Stammes austheilt, und daher von diesen wie ein Halbgott verehrt wird*).

Ein anderer mit diesem Opfer verbundener Ritus, der in der Geschichte der alten Völker große Räthsel aufhellt, und dessen Anschluß an die Urtradition unverkennbar, ist die Bekleidung jenes priesterlichen Familienhauptes oder Stammfürsten mit dem Felle des Opferthieres, damit er in diesem priesterlichen Anzug als der Heilsbringer oder Mittler zwischen Göttern und Menschen sich darstelle. Die ersten im Lande Eden heimischen Familien kannten keine anderen Thieropfer, als die von Schafen und Ziegen, die (auch nach dem Zeugnisse des Veda) am frühesten den Menschen als Hausthiere sich anschlossen. Auf ihren weiteren Wanderungen durch Urwälder und Niederungen sahen sich die Kainiten, als Ackerbauer wie als Jäger, von vielen anderen Thierarten umgeben, die ihnen, ob wild und feindlich, ob bezähmbar, doch immer als dämonisch begeistete Wesen erschienen. Indem nun auch diese als Opferthiere behandelt und ihre Felle zur priesterlichen Kleidung benützt wurden, entwickelten sich daraus nationale und religiöse

---

*) Eckstein l. c. S. 110 u. a.

Vorstellungen ganz eigenthümlicher Art. Von den verschiedenen Thierfellen oder Thiermasken, die sie zum Zeichen ihrer Würde trugen, erhielten ganze priesterliche und fürstliche Geschlechter die Thiernamen, wie sie noch jetzt bei verwilderten Stämmen (z. B. den Urbewohnern Amerika's) üblich sind; und da die eigentliche Bedeutung oder der Ursprung solcher Namen in Vergessenheit gerieth, so konnten zerstreute Stämme blöde genug werden, von Schlangen, Schakalen, Bären, Bibern, Stieren, vorzüglich aber (in tropischen Ländern) von den Affen ihre Herkunft abzuleiten, obwohl sie selbstverständlich von keiner Darvin'schen oder sonstigen Entwicklungstheorie eine Ahnung hatten*).

Die religiöse Vorstellung verirrte sich noch viel weiter. Weil man das geopferte Thier als ein der Gottheit geweihtes, geheiligtes ansah, welches diese in ihre

*) In solchen Urwaldregionen, wo die Jagdvölker Eber, Bären, Hirsche opferten, war die geweihte Haartracht entweder borstig oder zottig, nach Art des Ebers, Wald- und Höhlenbären, oder die Opferer und Fürsten (wie bei Kelten und Germanen) zeichneten sich durch den Kopfschmuck der Hirschgeweihe, des Gehörns der Auerstiere aus. Die weisen Rischis oder Rikschas der indischen Arier waren in Bärenfelle gehüllt. Bei den Hirtenvölkern waren es vornehmlich Schafe und Ziegen, deren Felle als Bekleidung man im Pan, Silen 2c. wieder erkennt. Das wilde, in Mittelasien einheimische Roß war das Opferthier arischer und turanischer (skythischer) Stämme. Von den mythischen Gandharven, die unter diesen Stämmen das Roßopfer einführten, sind die Centauren (halb Menschen halb Pferde) des griechischen Mythus, sowie der Hydaspes der Perser, Hengist und Horsa der Angelsachsen herzuleiten. Eckstein l. c. S. 211.

Lebensgemeinschaft aufgenommen, so konnte bei dem Vorwalten einer träumerischen Fantasie der Wahn nicht ausbleiben, der sich damit nicht begnügte, das Opfer in die nächste Beziehung zu irgend einer Gottheit zu bringen, sondern das Opferthier selbst zum Range eines Halbgottes erhob*). Und da dieser Rang auf die mit den Fellen ihres Opfers bekleideten Haus- und Stammväter übertragen wurde, so kann es nicht befremden, daß in den mythischen Urgeschichten der Völker so häufig von heiligen und göttlichen Affen, Hunden, Widdern, Stieren, Bären, Rossen ꝛc. die Rede ist, zumal diese Namen ursprünglich auf Fürsten, Priester, Lehrer, sittliche Bildner sich bezogen, die in der Altzeit eine hervorragende Wirksamkeit übten, während sie in den Sagen und Mythen als Symbole der kosmischen Götter (der Naturmächte) oder als thierisch-menschliche und zugleich dämonische Wesen auftreten. Insbesondere sind in diesem Gebiete zwei Thierarten von Bedeutung: der Hund und der Affe **). Der Hund, der sich dem Jäger wie dem Hirten und Landmanne schon in der Urzeit dienstbar

---

*) Nach Herodot's Berichte wurde dem ägyptischen, bekanntlich mit einem Widderkopf abgebildeten Gott Ammon (Chammon) in Theben jährlich einmal ein Widder geopfert, dessen Fell sodann dem Bilde des Gottes umgehängt ward. Alle dabei beobachteten Gebräuche verrathen, daß man den Widder für das geheiligte Organ des Gottes selbst ansah, und daß demnach der Widder sich ähnlich zum Ammon, verhielt, wie der Apis-Stier zum Gotte Phtha. (Döllinger l. c. S. 443.)

**) Eckstein l. c. S. 113, 175 ꝛc.

angeschmiegt, verlor bald die Bedeutung eines Opferthieres, und gewann dafür eine andere, weiterhin zu erwähnende. Der Affe, in den südlichen Strom- und Waldthälern Mittelasiens heimisch, war als Zerrbild der Menschengestalt nicht minder, wie durch seinen Nachahmungstrieb und die flinke Beweglichkeit mehr als die übrigen Thiere geeignet, die Aufmerksamkeit der Waldbewohner zu erregen, und ihnen wie ein dämonisches Wesen zu erscheinen. Die neueren Sprachforscher haben nachgewiesen, daß der älteste Name des Affen mit dem seiner Heimath, des vulcanisch erschütterten Feuerlandes Kapila und Kapisha (am Hauptarm des Kabulstroms) genau übereinstimmt Wie das braune Vulcanfeuer (die düster glühende Lava) den Namen Kapi trägt, eben so auch der dämonische Feueraffe **). Der Priester dieses Opfercults, in Affenfelle gekleidet, heißt daher auch der heilige Affe; denselben Ursprung hat der Name Kepheus, der Fürstentitel eines Urkönigs der Kephenen oder der

**) Eckstein l. c. S. 115, 166. Auch der biblische Name des Affen, Koph oder Kaph, hat um so gewisser diese fremdländische Abstammung, als Affen, Pfauen, Elfenbein erst durch die Schiffe Salomons und der Phönicier nach Palästina gebracht wurden. (1. Buch der Kön. 10, 22.) Nach tibetanischen und westchinesischen Sagen kamen einst vom Hindukusch her göttliche Affen oder Affengenien, an Verstand und Kunstfertigkeit den rohen Hirten weit überlegen, mit deren Belehrung sie sich beschäftigten. Das Merkwürdige dabei ist, daß es in Tibet und Tangut keine Affen gibt. Es waren offenbar in Affenfell gekleidete Kephenen. Der Affe, der die Aegypter schreiben und lesen lehrte, war Thot „der Einmal Große“ oder Hermes.

in Asien weit verbreiteten (braunen) Aethiopen. Wenn nun von den Brahmanen der heilige Affe als Lehrer der Weisheit verehrt wird, wie von den Aegyptern als Symbol des Thot oder Hermes, so ist das so wenig befremdlich, als die eigenthümliche Haartracht, durch welche die Thotverehrer dem bemähnten Affen sich zu verähnlichen suchten, nämlich die lange Affenperrücke, die unter vielen afrikanischen Volksstämmen noch immer gebräuchlich ist *).

Auch die übrigen rituellen Formen, die ursprünglich beim Opfer gebräuchlich, mußten durch Entstellung und Mißverstand eine Quelle vielfacher Verirrungen werden. An sich hat das Opfer den Zweck, einer zweifachen Richtung als bildlicher Ausdruck zu dienen; im Verhältniß des Menschen zu Gott soll es die Sehnsucht nach Befreiung von der Schuld (der Reinigung oder Katharsis), im Verhältniß der Gottheit zum Menschen die Wiederkehr der göttlichen Huld und Lebensgemeinschaft zur Anschauung bringen. Der ersten (negativen) Absicht entspricht der sühnende Tod des Opferthieres und das ihm entströmende Blut; die andere (positive) erfüllt sich, indem ein Theil des Thieres der Flamme übergeben, und so gleichsam zu Gott empor genommen,

*) Bekanntlich ist Thot auch der Kynokephalos, der Affe mit dem bemähnten Hundekopf. Wie Ehrenberg nachgewiesen hat, findet sich diese Haartracht bei allen an den Grenzen Abyssiniens hausenden Stämmen, bei den Somalis an der Ostküste Afrika's bei den Gallas 2c. Es scheint darin der Grund zu liegen, daß die sog. Könige der Negerstämme gern mit großen wollenen Perrücken geschmückt sich sehen lassen.

das Uebrige, als nunmehrige Gottes- und Friedensgabe, zur Opferspeise an die Darbringer vertheilt wird*). Diese beiden Ausgangspunkte gestalteten sich in der sinnlichen Vorstellung zu den Pfeilern einer Brücke, die, über den Abgrund der Schuld und des Todes gespannt, das dießseitige Lebensgebiet mit dem jenseitigen in Verbindung setzt, und es lag daher nahe, dem Opferer selbst den Namen eines Brückenbauers beizulegen**). Bei der Verkehrtheit des heidnischen Denkens konnte auch diese Anschauung nicht ungetrübt bleiben. Durch den wirren Umtausch der Vorstellungen kam es dahin, daß man das Opferthier selbst, und zwar den gestürzten, durch das Opfer wieder erhobenen Affenmenschen (Hanuman) als den Brückenbauer und daher auch als Führer der Seelen in Jenseits verehrte***).

*) Bei den Parsen fand jedoch die Ausnahme statt, daß der Eigenthümer des Opferthieres, nachdem es vom Priester des Ormuzd geschlachtet worden, dasselbe vollständig zu eigenem Gebrauche wieder an sich nahm; weil, ihrer Ansicht nach, die Gottheit vom Opfer sonst nichts verlangte, als die im Blute wohnende Psyche. Es finden sich aber auch Angaben von entgegengesetzter Art. Döllinger l. c. S. 370.

**) Diese in uralte Zeit hinauf reichende Symbolik hat auch in den historischen Zeiten, wie der altrömische Priestername Pontifex (bei den Griechen Gephyräos) beweist, ihre Geltung behalten.

***) Der Affenmensch Hanuman hatte sich aus der Urwolke hervorgedrängt, um sich, (gleich dem Phaëton der Griechen) der Sonne zu bemächtigen und wurde dafür vom Wolkengott zur Erde herab gestürzt. Früher das Ebenbild des Gottes, ward er jetzt das Ebenbild des Affen. Da es der modernen Naturforschung gefällt, ein urzeitliches Thier, das zwischen beiden das Mittel hielt, als gemein-

Beachten wir nun die positive Seite des Opfers, als Wiederherstellung der Lebensgemeinschaft mit der Gottheit, so wird zur Verbrennung einiger Opferstücke, sowie zur Bereitung (Kochung) der zum Opfermahle bestimmten, Feuer und Wasser erfordert. Diese aber sind die beiden Lebensprinzipe elektrischen Ursprungs, die (als Blitz und Regen) aus der Wolke kommen, als Götter des Hausherdes und Altars Agnis und Soma (bei den Griechen Hephästos und Dionysos, auch Bachus) genannt. Vom zürnenden Wolkengott den Sündern entzogen, wurden sie durch das Opfer (des braunen Affen) wieder gewonnen. Da man von jenen beiden Lebensprinzipen auch das Leben nach dem Tode abhängig glaubte, so verflocht sich mit diesem Gedanken die unauslöschliche Erinnerung an den Baum des Lebens im verlornen Paradiese, und mit derselben das Verlangen, die Speise und den Trank der Unsterblichkeit wieder zu gewinnen. Als irdisches Symbol des Baumes galt bei den Parsen die Pflanze oder Staude Hom, Haomo, bei den Brahmanen Soma, deren ausgepreßter und gegohrener Saft, sowie der Heilgott oder Genius, dem

samen Stammvater des Menschen und Affen anzunehmen, so ist es keine Beleidigung für die Völker Europa's, daß sie von den Indern (in Bengalen) für Abkömmlinge des Hanuman gehalten werden, indem ja die europäischen Fachgelehrten derselben Meinung sind. Nur darin weichen sie von der Ansicht der Brahmanen ab, daß Hanuman (nach ihrem System) anfänglich das Ebenbild des Affen war, und erst nach sehr vielen Jahrtausenden durch allmälige Cultur zum Ebenbilde Gottes, d. h. zur Geistigkeit heran gedieh. Atheistische Wissenschaft und Aberglauben berühren sich.

dieser zum Symbole dient, den gleichen Namen führen*). Die Lobsprüche, mit welchen beide gefeiert werden, sind so überschwenglich, daß sie weit über das Symbol hinausgehen. So sagt im Avesta**) der Genius zu Zarathustra (Zoroaster): „Ich bin Haoma, der Reine, der fern vom Tod ist. Verlange mich, bereite mich zur Speise, preise mich mit Lobgesängen.“ Noch ausschweifender sind die Lobsprüche des Soma in den Vedas. Der Saft der Pflanze, als Opfer dargebracht, ernährt die Götter und berauscht sie zu großen Thaten. Die Opferer selbst, die nach dieser Libation von dem Tranke genossen, wurden (wie jetzt die Orientalen durch Mohnsaft und inischen Hanf oder Hadschisch) in einen Zustand träumerischer Entzückung versetzt, weshalb sie den Saft des Soma als die edelste Lebenskraft, als das wesentlich Göttliche in der Natur ansah. Von diesem Irrthum bis zur Vergötterung des Trankes und des Opfers selbst

---

*) Die Hompflanze der Parsen (von Plutarch „Omomi“ genannt) ist noch nicht ausgemittelt; die indische ist eine Milchsaft führende Art der Gattung Asclepias. Verwandt mit diesem Namen ist der des phönicischen Heilgottes Aschklep (griechisch Asklepios, Aeskulap) der den großen Offenbarer bedeutet. Der Heilgott heißt bei den Phöniciern auch Eschmun; sein Symbol ist ein gleichnamiges Kraut, welches ebenfalls vorübergehenden Wahnsinn bewirkt. Es ist derselbe Spender der Weisheit und der Heilmittel, wie bei den Aegyptern Thot oder Hermes der Seelenführer. (J. Braun, Ausl. 1861, N. 45.) In Sibirien muß bei den Schamanen der rothe Fliegenschwamm den Somatrank ersetzen.

**) Nach Prof. Spiegels Uebersetzung.

war nur ein kleiner Schritt *). Nicht minder nahe lag der Unfug der ausgelassenen Orgien, der Zauberköche, des Schamanenthums, der Wahrsagerei und der Magie, zu welchem das Homaopfer die Veranlassung gab, obwohl das Schuldbewußtsein und das Verlangen nach Sühnung oder Reinwerdung und Befreiung vom Tode auch ihm zum Grunde lag.

Dieser Grundzug des heidnischen Cultus tritt nämlich auch bei der Bereitung des Heil- und Opfertrankes (Nektars) zu Tage, indem der für Götter und Menschen verlorne Lebensquell in den Pflanzen aufgesucht, und durch die Qualen des Zerreibens und Pressens, welche als Symbol von Körper- und Seelenleiden dienen, aus den Banden des Todes frei gemacht wird. Nach der mystischen Ansicht der Vedas ist es der ins Reich der Finsterniß gestürzte Gott, welcher mittelst dieser Opferqualen wiedergeboren wird, und als Genius des Heiltranks (wie bei den Griechen Dionysos als Geist des Weines) unsterbliches Leben verleiht **). Auch hier also tritt wiederum der priesterliche Affendämon als Geopferter und Opferer, als Brückenbauer und Seelenführer in's Mittel. Es bedarf jedoch keines Nachweises, daß dem Sühnungsbedürfnisse des geängstigten, von seinem Gewissen angeklagten, mit Schrecken und Todesnoth

*) Döllinger l. c. S. 371, 373. Wie hier ferner bemerkt wird, war bei den Parsen der Homatrank gleichsam das Sacrament ihrer Religion, und überdieß das Mittel, durch welches sich die Gottheit dem Menschen offenbarte. — Schon Justinus gedenkt einer Art von heidnischem Abendmahl in den Mithrasmysterien der Parsen.

**) Eckstein l. c. S. 276.

kämpfenden Menschen dieses Pflanzenopfer so wenig als das Thieropfer genügen konnte. Die Ansicht, daß menschliche Todesschuld am wirksamsten durch Menschenblut gesühnt werde, reicht in die ältesten Zeiten hinauf, in welchen, wie es thatsächlich erwiesen ist, die Menschenopfer sehr zahlreich waren.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese grauenvollen Opfer, die eben so sehr, als dem Kriege und der Blutrache, der getrübten Idee der Stellvertretung und Genugthuung entsprechen, mit der barbarisch heroischen (titanischen) Sinnesart im Zusammenhang stehen, die in Kain und mehr noch in Lemech sich zu erkennen gibt. Mit dem Ackerbau verband sich bei den Kainiten gar bald die Verehrung der die Erde und Unterwelt beherrschenden Mächte, oder der chthonischen Götter; dieselbe Erde, aus welcher die Nahrung des Lebens sproßte, nahm auch die Verstorbenen auf, die Göttin der Saaten, des Keimens und Gebärens war auch die Todesgöttin. Der Landmann und Städtegründer schonte auch gern des Stiers, dessen er zum Ackerbau bedurfte, und schon deshalb war ihm das Menschenopfer genehmer *). Wenn irgend ein empörendes Verbrechen begangen worden, wenn furchtbare Naturereignisse das Zürnen der Gottheit verkündeten, wenn es darauf ankam, die Schuld eines ganzen Volksstammes zu sühnen, da mochte als das edelste und daher wirksamste Sühnopfer das Blut des Menschen erscheinen, zumal, wenn ein Solcher sich fand, der freiwillig zu diesem Opfer sich darbot, oder

*) Eckstein l. c. S. 218.

dem man wenigstens den Schein der Freiwilligkeit geben konnte, so daß, (wie ein Meister der Geschichtskunde bemerkt), Wahn und Wahrheit hier in unnatürlicher Mischung sich kreuzen *). Im vedischen Dienste des Rudra ist das Opferthier, das von der Todesfurcht erlösen soll, der Mensch; gefesselt wird er in das Dunkel des Waldes geführt; der in seinen Fesseln strauchelt und fällt, wird als ein dem Gotte nicht genehmer aus dem Walde hinaus geschafft; weil man an der Freiwilligkeit oder Entschiedenheit seiner Hingabe zweifelt. Der Ersatz der Menschenopfer, die jedoch nie ganz aufhörten, durch Thieropfer ward erst in spätern Zeiten allgemein gebräuchlich **).

*) Döllinger l. c. S. 204. Die Wahrheit nämlich, wie dort erklärt wird, weil die freie Selbsthingabe des Menschen das höchste Opfer ist; der heidnische Wahn, weil diese Hingabe nicht durch die Heiligung, sondern durch die Zerstörung des Lebens bezweckt wird. Ferner ist die Wahrheit auch die, daß unter allen Geschöpfen der Mensch das edelste, die Krone der Schöpfung sei; der heidnische Wahn jedoch knüpft daran die Vorstellung, daß der Mensch doch nur graduell (durch eine höhere Stufe der Ausbildung) vom Thiere verschieden, daß seine (ihm als Geistwesen eigene) Persönlichkeit keinen absoluten, sondern nur gleich anderem Besitz einen relativen Werth habe, und daß sonach, wie dem Herrn über den Sklaven, so auch dem Stamme über den Angehörigen zum gemeinen Besten ein unbedingtes Recht über Leben und Tod zustehe.

**) Das Siegel, mit welchem man den sorgfältig ausgewählten Opferstier des Osiris kennzeichnete, war das Bild eines knieenden Mannes mit auf den Rücken gebundenen Händen der an einen Pfahl befestigt ist und dem ein Messer an der Kehle sitzt. Offenbar ist das ein Zeugniß, daß an der Stelle der in der Altzeit auch in Aegypten üblichen Menschenopfer späterhin die Thieropfer eingeführt wurden.

Die Freiwilligkeit der Hingabe, deren nur ein selbstbewußtes, sittliches Wesen fähig, ist allerdings ein so wesentlicher Grundzug des Opfers und der Sühne, daß schon die Gesinnung allein die Stelle der That ersetzen kann. Ein immerhin weiter aus der heidnischen Altzeit in das christliche Mittelalter reichender Schritt wird uns zu einer Begebenheit führen, die eben so sehr geeignet ist, diese Wahrheit zu beleuchten, als sie auch ihrerseits in derselben ihre Erklärung findet. Ein treuloser Kriegsknecht, Namens Gerbodo, hatte durch schnöden Lohn sich verleiten lassen, seinen jugendlichen Gebieter, den Grafen Arnulf von Flandern, während einer Schlacht meuchelmörderisch umzubringen. Von einer Gewissensangst gefoltert, die er nicht zu beschwichtigen vermochte, unternahm er eine Pilgerwanderung nach Rom, wo es ihm gelang, dem Oberhaupte der Kirche selbst die Frevelthat zu berichten, worauf er demselben seine beiden Hände zum Sühnopfer darbot. Der Papst, dessen erhabener und heroischer Charakter die modernen Begriffe überragt (es war der heilige Gregor der Siebente), ging auf dieses Anerbieten ein; doch gab er dem Manne, der das Beil handhaben sollte, einen geheimen Auftrag. Wenn der Fremdling, so befahl er, bei der Erhebung des Beiles zittert und seine Hände zucken, so haue zu; zeigt er sich aber standhaft, und hält die Hände ruhig auf dem Blocke, so thue ihm nichts zu Leide, und sende ihn wieder zu mir. Da nun Gerbodo unerschütterlich dastand, und durch diese ruhige Haltung seine Bereitwilligkeit erprobte, zog der Scherge das erhobene Beil zurück. Der Papst, über diesen guten Ausgang erfreut, fällte nun

das folgende richterliche Urtheil: Diese Hände, die du zum Opfer dargeboten, gehören jetzt nicht mehr dir, sondern dem Herrn. Nimm also den Wanderstab, und gehe nach Clugny; erzähle dort dem Abte Hugo alles Geschehene, und was er dir gebieten wird, das befolge. Der Reumüthige gehorchte mit so gewissenhafter Treue, daß Hugo ihn bald zu den Besten seiner Untergebenen zählte *). Das Opfer, zu dem er mit so großem Muthe sich entschlossen, wäre, wiewohl an seinem Leibe vollführt, doch nur wie ein vollzogenes Strafurtheil erschienen; während das beharrlich fortgesetzte innerliche Bußopfer seines Gehorsams vor jenem äußerlichen bei weitem den Vorzug hatte.

Der Gedanke, daß die äußerlichen, stellvertretenden Thieropfer ungenügend, und daß die Opfer unmittelbar und innerlich vom verschuldeten Menschen selbst zu vollziehen seien, konnte nie gänzlich aus dem Bewußtsein schwinden, und mußte daher schon in der heidnischen Urzeit, wiewohl auch nur in abergläubischer Weise sich geltend machen. Es geschah dies durch sogenannte Selbstfeinde, Selbstpeiniger, welche ein innerliches Opfer zu bringen strebten, und zwar in der Erwartung, daß unter steten Entbehrungen und Qualen in ihrem Geiste ein Opferfeuer sich entzünden, von allem Irdischen ihn läutern und mit dem Urgeiste vereinigen werde. Auch diese Bestrebungen mußten sich als nichtig erweisen.

*) Gförer im 7. Bande des Geschichtswerkes: Papst Gregor und seine Zeit; nach den Berichten Wido's und des Choristen von Sanct Hubert.

Denn wie es im Psalme gesagt wird: „Niemand vermag seinen Bruder (vom Tode) loszukaufen, noch für sich selber Gott ein Lösegeld zu geben; zu hoch ist der Preis der Seele; er muß für immer darauf verzichten.“ *) Alle Sühnopfer der Heiden, sie mögen am thierischen oder eigenen Leben verrichtet sein, beruhen auf dem Streben nach Selbsthilfe und Selbstrechtfertigung, als ob der gesunkene Mensch die Macht habe, von Sünde und Tod sich selbst zu erlösen; und wo dieser Wahn nicht ausreicht, auch dem Irrglauben an göttlich dämonische Mächte, welche durch das Opfer gewonnen, als Seelenführer und Befreier ihnen beistehen würden. Auf das sittliche Leben konnte dieser Irrthum keinen wohlthätigen Einfluß üben **); und da diese Naturgötter, in welchen alle Verworfenheit menschlicher Leidenschaften sich spiegelte, im steten Entstehen und Vergehen, im Zeugen und Gebären, im Streben und Verwesen ihre Wirksamkeit äußerten, so konnte es auch nicht ausbleiben, daß der Cultus, den man ihnen weihte, in die beiden Extreme der Wollust und Grausamkeit, der Unzucht und des Mordes gräuelhaft entartete.

Aus diesen Finsternissen und Wirren rettet nur eine einzige Macht: die ewige Wahrheit und Heiligkeit Gottes, die in der Menschenwelt zu keiner Zeit aufgehört hat, sich selbst zu bezeugen, und Allen sich zu

---

*) Ps. 48, 8. Zum vollen Verständniß dieser Stelle ist der Ausspruch des Herrn, Matth. 16. 26, zu vergleichen.

**) Nur das dualistische System der späteren Zendreligion kann als Ausnahme gelten.

offenbaren, die aus eigenem freien Entschlusse ihr huldigen. So hat schon in der Urzeit der Ausruf des Psalmes sich bewährt: „Heil dem Volke, dessen Gott Jehova; sein Auge ruht (mit Wohlgefallen) auf jenen, die ihn verehren, und vertrauensvoll harren auf seine Gnade." *) Die Hirtenvölker in und außerhalb Eden waren es, die unter der Leitung des Seth, des Enos und der ihnen folgenden Patriarchen die Religion der Urüberlieferung und den Jehovadienst mit gewissenhafter Treue bewahrten. Die Anerkennung Elohims, als des allmächtigen Weltenschöpfers und Gebieters in unendlicher Majestät, die Kenntniß ihrer ursprünglichen Weltstellung und Bestimmung, sowie ihres nunmehrigen durch den Abfall verschuldeten Zustandes, die Kunde von der Gnade Jehovas, der Verheißung des Heils, von den wesentlichen Pflichten des religiösen und sittlich geselligen Lebens: alles das bildete den Inhalt der Urreligion, welche durch gottesdienstliche Versammlungen, gemeinsamen Opferdienst, Gebet und Belehrung sorgfältig in Gedächtniß und Uebung erhalten wurde *). Es entstand so eine überaus zahlreiche Gemeinde der

*) Ps. 32, 12, 18.

**) Prof. Ehrlich erinnert an die, durch Induction und Vergleichung von Creutzer aufgestellte Nachweisung, daß alle Volksreligionen auf Eine Urreligion der Menschheit sich zurückführen lassen, und daß die Grundzüge dieser Urreligion in der Genesis enthalten seien. — Er fügt die Bemerkung hinzu, daß der Beweis für die Richtigkeit dieser Ansicht einer so weit reichenden Induction nicht bedürfe, sondern schon aus der Vergleichung der ältesten Religionen Asiens mit der Mosaischen gewonnen werde.

Gläubigen, die bis ins Zeitalter des Patriarchen Henoch stets zunehmend in diesem ihren Höhenpunkt erreichte. Wie in der Stammtafel der Kainiten der übermüthige Lemech der Siebente nach Adam, so war der gottergebene Henoch der Siebente in der Patriarchenreihe der Sethiten. Von ihm berichtet die Schrift: „Er wandelte mit Gott, und war plötzlich hinweg; denn hinweg genommen hatte ihn Elohim." Der Apostel aber, indem er auf diese Thatsache sich beruft, begründet sie zugleich mit den Worten: „In Kraft des Glaubens ward Henoch (aus dem Erdensein) entrückt, um den Tod nicht zu schauen, und er ward nimmer gefunden, weil Gott ihn entrückt (zu sich genommen), nachdem er vorher schon das Zeugniß empfangen, daß er Gott wohlgefällig war."*)

Um von den vielen Beziehungen und dem großen Inhalt dieses Berichtes nur das Wichtigste hervorzuheben, wollen wir zuerst nicht übersehen, daß Henochs erhabene Würde und Wirksamkeit auch nach der Fluth in der Erinnerung der Völker bewahrt blieb. Der Urkönig Annakos oder Hanak, vor der Deukalionischen Fluth, der nach der phrygischen Sage dreihundert Jahre gelebt hat, ist mit Henoch (Hanokh) identisch, zumal auch sein Name sprichwörtlich gebraucht wurde, um damit uralte Geschichten, sowie große Wehklage und Trübsal anzudeuten, wie selbe in der That in Henochs Zeitalter überhand nahm. Weiter westlich findet sich der Name des Inachos, den die Argiver als ihren Urkönig verehrten. In der babylonischen Stammtafel wird er,

*) Hebr. 11, 5.

gleichfalls als der Siebente unter dem Namen Edo-ranchos (eigentlich Edor-Ankhos) angeführt *).

Das erhabenste Zeugniß aber, das einem irdischen Menschen gegeben werden kann, ist das der Schrift: „Henoch wandelte mit Gott." Da dies mehr sagen will, als der Ausdruck „vor Gott, vor Gottes Angesicht, im steten Gedanken seiner Gegenwart und in sittlicher Treue wandeln, so deutet es auf einen innigen Lebensverkehr mit Gott, bedingt von einer übergewöhnlichen Kräftigung und Erleuchtung für seinen prophetischen Beruf, dem er auch seinerseits, gleich einem Elias und Johannes Baptista, durch Heiligkeit und furchtlosen Muth entsprach **). Zum Ermahner und Warner eines gottvergessenen,

---

*) Der Fischmensch Oannes, der nach der Sage der Babylonier vor der Fluth im persischen Golfe ankam und als Gottgesandter Prophet sie belehrte, wird zwar häufig so erklärt, daß weise Männer von Aegypten her auf Schiffen im Golfe landeten. Nach Movers aber ist der Name Oannes so viel wie Annes mit vorgesetztem Artikel. Da die Sage von ihm erzählt, daß er heilige Schriften abgefaßt habe, und dann in wunderbarer Weise verschwunden sei, scheint der Name Annes gleichfalls auf Henoch oder Hanokh zu deuten.

**) Der Ausdruck „mit Gott wandeln" kommt in der Genesis 6, 9. nur noch einmal vor, da von Noah die Rede ist; dann beim Propheten Maleachi (Malachias) 2, 6., wo einem heiligen Priester das göttliche Zeugniß ertheilt wird: in Frieden und Gerechtigkeit wandelte er mit Mir und Viele führte er zurück von der Bosheit." Nach Keil galt dieß vom Priester im alten Testament, weil dieser in einem näheren Verhältniß zu Gott stand als die anderen Gläubigen, und ihm allein der Eintritt in's Heiligthum erlaubt war. Vom Priesterthum des neuen Bundes sollte wohl das in viel höherem Grade gelten.

zuchtlosen Geschlechtes, und zum Verkünder eines herannahenden furchtbaren Gerichtes bestellt, sollte er selbst doch vom ferneren Anblick der gräuelhaften Wirren, und von den Schrecken der großen Katastrophe verschont bleiben. In der Fülle des Lebensalters, ohne Erkrankung, ohne Tod, ward er von der Erde hinweg genommen, so daß er aus der Mitte seiner Zeitgenossen spurlos verschwand.

Wird dadurch offenbar voraus gesetzt, daß der in seinem Zeitalter allbekannte und verehrte Patriarch als ganzer ungetheilter Mensch, also mit Leib und Seele von hinnen genommen wurde, so erschloß sich aus dieser geheimnißvollen Thatsache für die Zurückgebliebenen eine große und unvergeßliche Lehre. Von der Unsterblichkeit der Seele, die in einer spätern Zeit für die heidnische (griechische) Philosophie eine so vielbesprochene Streitfrage bildete, ist in der heiligen Schrift nirgends ausdrücklich die Rede, indem diese Wahrheit als eine selbstverständliche betrachtet wird. Der gänzlichen Vernichtung unterliegt kein Naturgebilde, sondern es geht, wenn durch Tod und Verwesung seine Stoffe sich lösen und zerstreuen, in andre Formen über; ein Geistwesen hingegen, welches (als Einzelwesen für sich oder Monas) seinen Lebensgrund nicht im Kosmos oder in der Erdennatur, sondern in sich selber hat, kann wohl in einem verschiedenen seligen, unseligen oder noch unentschiedenen Lebenszustande sich befinden, in eine andre Form aber nicht übergehen. Als geistig und persönlich fühlt und weiß sich selbst der rohe Mensch in seinem Selbstbewußtsein und Gewissen. Es handelt sich daher nicht sowohl

um die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, die schon im Ichgedanken sich kund thut, als vielmehr um die Unsterblichkeit des Menschen, oder die Wiederkehr desselben in die organische Einigung des geistigen und leiblichen Lebens, da eben in dieser Einigung das Wesen des Menschen beruht.

Die Unvergänglichkeit der geistigen Menschenseele bringt es mit sich, daß zwar das leibliche Leben von der Verbindung mit dem Geiste bedingt wird, keineswegs aber auch gegenseitig das Leben des Geistes von jenem des Leibes abhängt. In dieser Beziehung sagt der Apostel: „Wenn gleich unser äußerer Mensch (unser sichtbares leibliches Dasein) zu Grunde gerichtet (aufgerieben, erschöpft) wird, so wird doch unser innerer Mensch von Tag zu Tag erneuert;" sofern nämlich unser geistig sittliches Leben fortwährend durch den Beistand der Gnade gehoben und gekräftigt wird *). Einen ähnlichen Ausdruck hat diese Wahrheit in dem Psalmesworte: „Wenn auch mein Fleisch und mein Herz vergeht und schwindet, meines Herzens Hort und mein Antheil ist Gott ewiglich." **) Allein so klar und sicher solche Stellen die Fortdauer des persönlichen Lebens bezeugen, so soll doch die herbe Bedeutung des Todes dadurch nicht abgeschwächt werden, der als Trennung des Geistes von den Organen seiner kosmischen Thätigkeit, als Losreißung von der Sinnenwelt ein den Wesensbestand

*) 2. Kor. 4, 16.
**) Ps. 72, 26.

des Menschen zerstörender und daher widernatürlicher bleibt *).

Bei dieser Bedeutung des Todes, die durch keine Klügelei aus dem Bewußtsein getilgt wird, mußte von jeher die Frage entstehen, wohin die Seelen nach ihrem Scheiden gelangen, und in welchen Zustand sie eintreten. Wenn man, um von unkörperlichen Wesen eine Vorstellung zu gewinnen, die Seelen der Abgeschiedenen als Schatten bezeichnete, so wollte man doch damit kein bloßes Scheindasein andeuten. Bei rohen und kriegerischen Jagdvölkern der alten Zeit waren die Verstorbenen mächtige Geister der Lüfte, in Sturm und Ungewitter hausend, und obwohl Schlangen, Raubthiere, Dickhäuter und andere Thierarten frühzeitig als dämonisch oder von einem Geiste belebt erachtet wurden, so hat doch die (ägyptische und indische) Lehre von der Seelenwanderung durch verschiedene Thierleiber erst später die

*) Gegen die beliebt gewordene Hypothese von einer ätherisch zarten Leiblichkeit, welche der scheidenden Seele zur jenseitigen Bekleidung dient, die an die Entpuppung des Schmetterlings erinnert, und die Auferstehung des Leibes ganz unnöthig machen würde, äußert sich kaum Jemand energischer als Ströbel. Nach dieser Hypothese würde eigentlich der Mensch gar nicht sterben, sondern in ungetrennter Totalität von Leib und Seele den Tod überdauern. Einen sterblichen äußeren und einen unsterblichen inneren, also einen zweifachen Menschenleib anzunehmen, ist schon seltsam genug; noch weit mehr aber muß die Lehre von einer immateriellen (unkörperlichen) Leiblichkeit befremden, deren innerer Widerspruch augenfällig ist. Die Erscheinungen, von denen in der heil. Schrift berichtet wird, sind entweder Theophanien, oder Visionen, oder, wo Verstorbene sich sichtbar zeigen, Anticipationen der leiblichen Auferstehung.

Ausbildung erlangt. Im engen Zusammenhang damit stand die ängstliche Sorgfalt der Aegypter, die Leichname vor der Verwesung zu schützen, sowie die Lehre vom Todtengericht in der Unterwelt (bei den Aegyptern durch Osiris, bei den Parsen durch Ormuzd) von der Brücke oder dem Fahrzeug, auf welchem die Seelen über Abgründe oder Stromwirbel in die jenseitige Welt gelangen. An diese letztere Vorstellung schließt sich dann der vielgestaltige Mythus der Seelenführer (Psychopompen) an, unter welchen, als Geopferter und Opferer, der hieroglyphische Affe, und neben diesem als Spürer, Finder, Hüter und Wächter vorzüglich der Hund als schirmender Begleiter erscheint; bei den Aegyptern noch mit der Affengestalt vereinigt als Symbol des Thot, bei Griechen und Römern zum Götterboten Hermes oder Merkurius veredelt *).

*) Für die Wanderung der Seelen bis zu ihrer Rückkehr in den Menschenleib nahmen die Aegypter einen Zeitverlauf oder Cyclus von 3000 Jahren an; zugleich hielten sie das Leben und Heil der Seelen von der Dauer der Leiber abhängig, welche sie daher so kunstreich balsamirten, wie es an den Mumien sich zeigt. Die Glückseligkeit gerechter Seelen suchten sie in der Fortsetzung der auf Erden geübten Beschäftigung, gleichwie bei den alten Germanen die Helden in Walhalla täglich einander bekämpften und erschlugen, und dann wieder zu Tische saßen und zechten, oder wie bei den Indianern in Amerika die Abgeschiedenen in himmlischen Revieren wieder mit der Büffeljagd sich ergötzen. Der himmlische Hund der Parsen, der über die Brücke Tschinevad geleitet, ist bei den Griechen der dreiköpfige Cerberus (bei den nicht brahmanischen Indern unter dem Namen Schannakah). Der mittlere dieser drei war ursprünglich der Opferhund, die beiden anderen waren Symbole des Aufgangs und Nieder-

Unendlich schöner und lichtvoller als diese mythischen, aus der Vielgötterei entsprossenen Bilder ist das Vertrauen auf eine Führung und Beschirmung der Seelen, die von der Gnade des Allmächtigen selbst den Ausgang nimmt, und von ihr allein erhofft wird, wenngleich die Vermittlung dieser Hilfe den Dienern und Boten der Allmacht, den himmlischen Geistern oder Engeln zugewiesen ist *). So bezeugen es die Psalmesworte: „Auch wenn ich wandle im Schattenthal des Todes, werde ich nichts Böses fürchten, weil du (o Herr) mit mir bist." **) Obschon die Unterwelt (Scheol, bei den Griechen der Hades) im alten Bunde hie und da mit sehr düsteren Zügen geschildert wird, so gingen die Gläubigen und Gerechten doch in der zuversichtlichen Hoffnung hinüber, „die Güter Jehova's zu schauen im Lande der Lebendigen." In ihm selbst ihren göttlichen Seelenführer erkennend, durften sie ihren Dank und ihr Vertrauen in den Worten aussprechen: „Du hast entrissen meine Seele dem Tode, mein Auge den Thränen, meinen Fuß dem Sturze. Nun werde ich wandeln vor Jehova im Lande der Lebendigen." Die gleiche Ueberzeugung ist in dem Lehrspruche dargelegt: „Die Seelen

---

gangs. Auch die Hekate mit drei Hundsköpfen war die Göttin der drei Wege zur Ober-, Unter- und Luftwelt, auf welchen ihre Hermessöhne mit den drei Opferfeuern als Seelenführer wandelten.

*) So wird in der Parabel vom armen Lazarus gesagt, seine Seele sei, als er starb, von den Engeln in Abrahams Schooß (in den Limbus) getragen worden.

**) Ps. 22, 4.

der Gerechten sind in Gottes Hand, nicht berührt sie des Todes Qual. Den Augen der Unvernünftigen (die nur nach dem Schein urtheilen) scheinen sie zu sterben, und ihr Scheiden von uns gilt als Vernichtung ihres Daseins (als Rückkehr oder Refusion in's Formlose und Allgemeine); sie selbst aber sind im Frieden. Und auch wenn sie Angesichts der Menschen Leiden erdulden, ist ihre Hoffnung doch der Unsterblichkeit voll." *) Jener Frieden aber, als Zustand des Heils und der Ruhe, im gesicherten Hinwarten auf die Zukunft des Erlösers, ward den abgeschiedenen Gerechten in einem Aufenthalt zu Theil, welcher der Limbus der Väter genannt wird, und von dessen räumlichen und örtlichen (kosmographischen) Verhältnissen wir so wenig eine sinnliche Vorstellung gewinnen können, als von andern Dingen, die jenseits unsres irdischen Gesichtskreises liegen.

Aus dem gleichen Grunde wäre es eine unnütze, weil nicht beantwortbare Frage, wohin Henoch mit Leib und Seele entrückt, oder welche Region ihm zur (einstweiligen) Heimath bestimmt worden sei, und durch welche Mittel er in seinem ganzen Wesensbestande erhalten werde?**) Es ist dies ein Geheimniß, das erst am Ende

*) Ps. 26, 13. Ps. 114, 9. Buch der Weish. 3, 1.

**) Nach Syr. 44, 16. ward Henoch entrückt in's Paradies. Obwohl nun dieser Name auch dem Limbus der Gerechten beigelegt wurde, wie z. B. aus der Stelle Lucas 23, 43. („heute wirst du mit mir im Paradiese sein") erhellt, so kann doch von der Aufnahme des Henoch (und Elias) in diese Region des Hades keine Rede sein, da nur die Seelen der Verstorbenen in den Limbus gelangten und dieser selbst nach der Auferstehung Christi und der vollbrachten Erlösung nimmer vorhanden ist.

der irdischen Entwicklung des Gottesreichs oder der Kirche sich enthüllen kann, wenn Henoch und Elias, beide noch leibhaft und sterblich, der zweiten Ankunft des Erlösers und dem Weltgerichte als die beiden Zeugen und Propheten vorangehen, wenn sie gleich zwei Oelbäumen und Lichtträgern stehen werden Angesichts des Herrn und der Erdenwelt *). Wie Henoch's Ausgang oder Hinwegnahme zu einer Zeit stattgefunden, die in den Jahren von Adam bis zur großen Fluth genau die Mitte bildete, eben so trifft der Ausgang des andern großen Jehovadieners, der gleichfalls noch als sterblicher Mensch (durch die Cherube) von der Erde entrückt worden, in die Mitte des Zeitlaufs von Moses bis Christus.

Von Henoch wird berichtet, er habe nicht blos die Fluth, sondern auch das zweite und letzte Weltgericht prophezeit, und zwar (wie der Apostel Judas bezeugt) in den Worten: „Siehe der Herr kommt heran mit seinen Myriaden, um Gericht zu halten über alle Ruchlosen, und Rechenschaft zu fordern für alle die harten (kühnen, trotzigen, läugnenden) Reden, die sie gegen Gott geführt.“

Die Ursache der wunderbaren Auszeichnung, die dem heiligen Erzvater zu Theil geworden, erklärt sich demnach, abgesehen von seiner Bestimmung für eine verhängnißvolle Zukunft, aus der sittlichen Vollendung, die er erworben, und aus der unverbrüchlichen Treue, womit er die Aufgabe seines Berufes erfüllte. Gleich

---

*) Offenb. 11, 3, 4.

einem himmlischen Boten über die Irdischen hervorragend, war er befähigt, unter den Millionen sittenloser, gewaltthätiger, theilweise abgöttischer Menschen als Mahner und Warner furchtlos umher zu ziehen, und Viele dieser Unseligen aus dem Verderben zurück zu führen. Den Gläubigen und Frommen hingegen, die lange vor dem Beginne der großen Fluth durch vulkanische Erschütterungen, Bergstürze, Durchbrüche des Meeres und andere Naturereignisse von den Schrecken des Todes sich umringt sahen, gereichte seine plötzliche Hinnahme zum Haltpunkt ihrer Hoffnung auf eine jenseitige Fortdauer des Lebens, und auf die Wiederkehr oder Wiederherstellung und Erneuerung des Menschen nach seinem ganzen (geistig leiblichen) Wesensbestande durch die Auferstehung, an die, von der Urzeit her (in ihrer Weise) auch alle heidnischen Völker geglaubt haben. Die Wirkung dieser großen Thatsache auf die Gemüther mußte um so nachhaltiger sein, je frühzeitiger und daher überraschender der Hingang Henoch's den Zeitgenossen erschien. Das Verhältniß nämlich, in welchem die Anzahl der irdischen Jahre Henoch's zu der damaligen Lebensdauer der Menschen stand, war ungefähr das gleiche, wie zu der jetzt gewöhnlichen Lebensdauer das Alter von dreiunddreißig Jahren *).

Dies war aber auch das irdische Lebensalter des verheißenen Retters, welchem, weil die ganze Menschengeschichte um ihn als ihre Achse sich bewegt, schon in der Urzeit Henoch zum Vorbild und Verkünder gedient hat.

---

*) Delitzsch l. c. S. 225.

Er war es, der im realsten Sinne mit Gott wandelte, so wie Gott mit ihm, weil sein menschliches Leben, geistig wie leiblich, in die göttliche Persönlichkeit des Logos aufgenommen war und blieb, so daß er jederzeit sagen konnte: ich bin nicht einsam, denn mein Vater ist mit mir. Er war es, dem die Stimme vom Himmel das Zeugniß gab: „dieser ist mein geliebter Sohn, auf welchem mein Wohlgefallen ruht;" den daher auch, nachdem er sein Leben zum Sühnopfer dahin gegeben, die Suchenden im Grabe nicht fanden, dem auf dem Oelberge die Jünger, als er vor ihren Augen erhoben ward, sehnsuchtsvoll nachschauten, bis er ihren Blicken entschwand. Die Ansprache der himmlischen Boten an die Frauen: „er ist auferstanden, er ist nicht hier," sowie die an die Jünger: „derselbe Jesus, der von euch empor genommen ward in den Himmel, wird so (verherrlicht) wieder kommen, wie ihr ihn dorthin gehen gesehen," bekundet, daß alles, was an Henoch vorbildlich geschah, an Ihm und durch Ihn im höchsten und realsten Sinne zur Erfüllung gelangt sei, aber noch weit mehr als dies, weil alle Richtungen des sittlichen und religiösen Lebens der Menschheit, die im Heidenthume in Verkehrtheit entartet, in Ihm als ihrem Centrum und Herzen sich vereinigen.

„Einer nur ist Gott, Einer (daher) auch der Mittler Gottes und der Menschen: der Mensch Christus Jesus, der Sich selber zum Lösepreis dargegeben für Alle." Vervollständigt wird dieser Lehrspruch durch jenen andern: „Gott war in Christo, die Welt mit sich selbst versöh-

nend." *) Als Mittler Gottes zu den Menschen ist Christus wesenhaft der göttliche Logos; als Mittler der Menschen zu Gott ist er (wie die Kirche sich ausdrückt) der vollkommene, also schuldlose, gerechte und heilige Mensch; beides in Einer, unzertrennlichen Person. Als Mensch hat er durch seinen stellvertretenden Gehorsam das Opfer im Geist und in der Wahrheit, d. h. das geistig persönliche freiwillige, und daher nicht bloß symbolische, sondern wahrhafte Opfer dargebracht, so daß er Opfer und Opferer in Einer Person war. Und gleichwie in Ihm die Gottheit sich barmherzig zur Menschheit herab geneigt, so ward auch durch die vollständige An- und Aufnahme (Acceptation) dieses Opfers, d. h. durch die Auferstehung, Verklärung und Auffahrt Christi, die Menschennatur in die ewige Herrlichkeit Gottes erhoben. Als Mittler der Menschen zu Gott unterhält er im nachbildlichen, seiner Kirche anvertrauten Opfer den Pulsschlag alles religiösen Lebens; als Mittler

---

*) 1. Timoth. 2, 5. — 2. Kor. 5, 18. In der ersteren Stelle wird das Gewicht darauf gelegt, daß die Vermittlung der Menschen (ob Juden oder Heiden) mit Gott durch Einen und denselben Mittler (Mediator, metiles) geschieht, der als Mensch Allen angehört. Das Wort Lösepreis ist im Griechischen hier nicht Lytron, sondern Antilytron, womit ein Lösegeld zur Befreiung eines Andern bezeichnet wird, als Hingabe des Gerechten, der für sich keiner Erlösung bedurfte, für die Ungerechten. — Döllinger (Christenthum und Kirche S. 175) bemerkt dazu: „Gerade als Mensch ist er Mittler geworden, da in Ihm die menschliche Natur in ihrer unsündlichen Reinheit zur engsten persönlichen Gemeinschaft mit der Gottheit erhoben worden."

Gottes zu dem Menschen ist er ihr Lebendigmacher, der ihnen durch die reale Vereinigung mit seiner verklärten Leiblichkeit das volle unsterbliche Leben verbürgt. So ward er demnach als der neue und wahrhafte Baum des Lebens in die Menschenwelt gepflanzt, als der Weinstock aus dem Alle, die ihm angehören wollen, ihr ewiges Gedeihen haben. Als Princip und Aliment oder Quell und Nahrungsstoff des, durch die Auferstehung zu erneuernden geistig leiblichen Lebens ist er der wahre Agnis, gekommen um das Feuer der Gottesliebe auf Erden anzuzünden, und der echte Soma, oder, wie er selbst von der Substanz seines verklärten Leibes ausgesagt, die Speise und der Trank des unsterblichen Lebens. Durch dieselbe Kraft seines himmlischen Lehrwortes, dem einzigen Quell aller echten Freiheit und gesellig sittlichen Ordnung, durch den Frieden des Herzens, den er allein geben kann, und durch die Erneuerung des innern Menschen, die seine Gnade bewirkt, offenbart er sich als Bildner, Sittiger, Erzieher, Heilbringer und Arzt der Menschenwelt, als echter Cheiron, der Heiland mit der heilenden Hand. Durch seine erlösende Ankunft im Hades, aus dem er als Bezwinger des Todes die Seelen der Gerechten herausgeführt in das göttliche Lichtreich, hat er als den wahrhaften Psychopomp oder Seelenführer sich kund gegeben, ähnlich wie er allein, als Gott und Mensch, als Vermittler der diesseitigen und jenseitigen Welt, der echte Brückenerbauer, Pontifex oder Hohepriester der Menschheit ist. Erübrigt nun von den alten Opfergebräuchen nur etwa noch das Eine: die Bekleidung des Opferers mit dem Fell des Opfers, so

wird den Gläubigen, für die Christus zur Rechten des Vaters sich darbringt, und die auch ihrerseits Ihn, als ihren Erlösungspreis, dem ewigen Vater darbringen, die inhaltschwere Weisung gegeben: „Ziehet den neuen Menschen an, welcher nach Gott (nach Gottes Ebenbild) geschaffen ist, in der Gerechtigkeit und Heiligkeit der Wahrheit;" — trachtet in Gesinnung und Wandel dem einzigen Retter, Führer und Meister ähnlich zu werden; „ziehet an den Herrn Jesum Christum." *)

*) Ephes. 4, 24. Röm. 13, 14.

Achter Vortrag.

Das Zeitalter vor der Fluth.

„Da sah Jehova, daß groß war die Nichtswürdigkeit der Menschen auf Erden, und da gereute es ihn, daß er den Menschen erschaffen."

Unter den Beherrschern der schiitischen Araber oder Mauren, die von Nordafrika her die schönsten Provinzen Spaniens erobert hatten, war der Khalif Moktar durch seine tyrannische Willkür berüchtigt. Im Zorne grimmig und blutdürstig wie ein Tiger, dabei doch nicht minder ein scheinheiliger Heuchler, wußte er sich den Gott des Korans in verkehrter Ebenbildlichkeit nach seiner eigenen Laune zu einem Gebieter umzugestalten, der von dem was er gestern geboten, am nächstfolgenden Tage gerade das Gegentheil zu befehlen für gut fand. Da er als Khalif, Nachfolger des Muhammed und Ali die Aufgabe eines Propheten zu erfüllen hatte, so mußte er sich in seinen Anreden an das Volk in das Gebiet der Weissagung wagen, und wenn alsdann, was oft genug vorkam, die vorausgesagten Ereignisse nicht eintrafen, so wußte er sich mit der Versicherung zu helfen, daß Allah seinen göttlichen Beschluß inzwischen geändert habe.

Von den Irdischen, sie seien gemeinen oder höhern Standes, wird wohl (im Allgemeinen) gesagt, daß sie das Eitle lieben, und auf Unwahrheit ausgehen *), und selbst die Götter der heidnischen Welt, sie mochten nun überirdische Menschen oder Dämonen der Gestirne, der Luft, des Oceans sein, wurden als wetterlaunisch, leidenschaftlich und unverläßlich betrachtet. Der entschiedenste Gegensatz dazu ist schon in der Bedeutung des Namens Jehova gegeben: „ich bin der ich bin; ich werde (Mir selbst gleich sein, der ich sein werde)." In gleicher Weise offenbart er sich durch den Propheten: „Ich bin Jehova, und ändere mich nicht;" und selbst einer der alten Magier sieht sich zu dem Bekenntnisse gezwungen: „Gott (El) ist nicht wie ein Mann, daß er lüge, noch wie ein Menschensohn, daß ihn (in seinen Beschlüssen und Werken) etwas gereue" **). Und in der That, wie vermöchten wir den Unendlichen anders als unveränderlich, unwandelbar zu denken? Seine Weisheit kann nicht irren, seiner Allwissenheit kann nichts Unerwartetes und Ueberraschendes begegnen; seine Seligkeit durch kein Leid getrübt werden. Und dennoch berichtet die Schrift ganz unumwunden: „Als Jehova die Schlechtigkeit der Menschen sah, da reute es ihn, daß er den Menschen geschaffen, und er betrübte sich sehr im Herzen." Wie vereinbart sich das mit seiner über- und außerweltlichen, d. h. von allem Erschaffenen unabhängigen Herrlichkeit? Und über-

---

*) Ps. 4, 3.

**) Malach. 3, 6. — 4. Mos. 23, 19. Zu der Stelle bei Malach. s. Prof. Schegg: Die kleinen Propheten II. S. 551.

dieß, wenn der Ausdruck, daß er Betrübniß und Leid empfand, sich nicht ganz umgehen oder umdeuten läßt: was konnte ihn ungeachtet dieses Leidwesens bestimmen, über das ganze Geschlecht das Todesgericht der Fluth zu verhängen?

Das sind beschwerliche Fragen, und doch von solcher Art, daß wir ihnen nicht aus dem Wege gehen dürfen! Wir wenden uns daher fürs erste, so weit dieß möglich, zur Erforschung der Zustände jener vorhistorischen Menschenwelt, um das Ungeheuerliche ihrer Frevel, die heillose Tiefe ihres sittlichen Verfalles, und daraus ihre Reife für den Untergang zu beurtheilen. Für's zweite wird es uns geboten sein, unser gläubiges Denken zur Unendlichkeit Gottes zu erheben, um gerade aus der Unwandelbarkeit, die seinem absoluten Wesen an sich zukommt, die Wandelbarkeit seines Verhaltens zu den Menschen zu erkennen.

1.

Von einem unbekannten Fürsten des Alterthums, dem Könige Miärinos erzählt Herodot, es sei ihm (durch irgend ein Orakel) angekündigt worden, seine Lebensfrist werde nur noch auf eine Dauer von sieben Jahren sich erstrecken. Da er in diese Nachricht keinen Zweifel setzte, so säumte er nicht, sein Thun und Lassen darnach einzurichten, um die kurze Frist auf gut hedonistisch zu benützen. Insbesondere trug er für einen großen Vorrath von Fackeln, Lampen und ähnlichen Beleuchtungsapparaten Sorge, um Nächte und Tage auszugleichen, die er beide, so gut als möglich, bei Gastgelagen, Spiel und

Tanz und anderen Belustigungen verbrachte. In dieser Weise ging all sein Bemühen dahin, aus sieben Jahren vierzehn zu machen. In Anbetracht der Lebensdauer der Menschen vor der Fluth, wo die Genesis sie ansetzt, fehlt es bekanntlich an Bemühungen nicht, die gerade auf das Gegentheil abzielen. Darauf nämlich, das Leben der Patriarchen und Fürsten der Sethiten sowohl als der Kainiten, dessen Dauer mindestens um das Dreifache zu hoch angegeben scheint, auf ein der jetzigen Lebenszeit entsprechendes Maß herab zu mindern, oder diese Zahlen vollends in das Gebiet der mythischen Vorstellungen und der cyclischen Zeitrechnungen zu verweisen.

Um den Werth solcher Versuche zu würdigen, wenden wir unser Augenmerk vorerst auf die Reihenfolge der Erzväter im Hauptstamm der Sethiten, um den Nachweis zu finden, daß sie nach ihrer Anzahl, so wie nach ihrer hohen sittlichen Würde dem Gedächtnisse der Urvölker nie ganz entfallen seien. Bekannt genug aus der Tradition der Chaldäer (Babylonier) sind die zehn ersten Herrscher oder Urkönige, von Alorus bis Xisutur in der Epoche der Fluth, der nach allem, was von ihm erzählt wird, mit Noah eine und dieselbe Person ist. Wenn die Lebensalter dieser Herrscher so hoch angesetzt werden, daß die Summe ihrer Regierungsjahre auf 432 Jahrtausende sich beläuft, so ist das eine mythische Uebertreibung, der gegenüber die Lebensalter der Sethiten sehr kurz erscheinen. Die zehn Urkönige der Parsen (unter welchen Huscheng und Dschemschid den größten Ruhm haben), werden zum Unterschiede von den Men-

schen des jetzigen Weltalters Peschdadier, die Menschen vom alten Gesetze genannt; was mit der Angabe des Hesiod überein zu stimmen scheint, der die Menschen eines sehr frühen Zeitalters als diejenigen bezeichnete, die nunmehr (bei den Griechen) Selige des zweiten Ranges oder Halbgötter genannt würden. In der indischen Sage führen die zehn Erzväter den Namen der Pitri (Väter) und gleichwie ihre Reihe bis zu Manu Vivasvan in der Fluthepoche reicht, so wird auch bei den Aegyptern die Zahl der Weisen und Edlen, die durch ihre heilvollen Einrichtungen und Lehren Halbgötter geworden, mit Inbegriff des Fluthableiters Menes auf neun angegeben, so daß mit Hinzurechnung des Osiris auch hier die Zehnzahl sich hervorstellt. Auch bei den Chinesen wird an den zehn Urkaisern vor der Fluth, die mit Fo-hi beginnen, die Aehnlichkeit mit den sethitischen (und einigen kainitischen) Urvätern in ganz deutlichen Zügen ersichtlich *).

Was nun die vielbestrittene Lebensdauer dieser Familienhäupter anbelangt, so hat man dieselbe, im Verhältniß zur Urzeit zu lang, die letztere aber, von Adam bis Noah zu kurz gefunden **). Bertheau, der die 1656

*) Lüken l. c. S. 141.

**) Lepsius setzt den Anfang der Dynastie des ägyptischen Menes in das Jahr 3893 vor Chr. Geb. — Böckh bestreitet die historische Richtigkeit der Königsreihen des Manetho; Bunsen baut auf diese Angaben seine Zeitrechnung; de Roupe legt gar kein Gewicht darauf. Man sollte in der That nicht so zuversichtlich auf die Chronologie und Tradition des alten Aegyptens bauen, da es sich wohl schwerlich beweisen läßt, daß dieses merkwürdige Land, das erst

Jahre vor der Fluth als Mondjahre annahm und sie auf 1600 Sonnenjahre zurückführte, vertheilte diese Zahl so regelrecht auf die zehn Geschlechtsfolgen, daß sich für jede derselben eine Dauer von 160 Jahren ergab, die jedoch nicht bloß dem Wortlaut der Schrift widerspricht, sondern auch, wiewohl nur als Durchschnittszahl angenommen, schon durch ihre Symmetrie unwahrscheinlich wird. Der heil. Augustinus erwähnt einer (auch von Varro behaupteten) Meinung, daß der Zeitlauf, dem man vor Alters den Namen eines Jahres beigelegt, nicht mehr als 36 Tage umfaßt habe, was jedoch, auf die biblische Stammtafel angewendet, zu den widersinnigsten Ergebnissen führen müßte *). Für besser gegründet wird daher jener Erklärungsversuch gehalten, der auf der Annahme beruht, unter den Namen der Patriarchen seien ganze Stämme und Völker zu verstehen. Die älteste Geschichte nämlich sei eine bloße Kunde der Stammfolge (Genealogie) gewesen, und nachdem nicht wenige Namen aus der Ueberlieferung verloren gegangen, habe man auf die übrigen, die noch im Gedächtniß geblieben, die ganze beträchtliche Zeitdauer vertheilt. Allein da die Erzväter durchaus als solche, d. h. als wirkliche Personen aufgezählt werden, von denen Jeder in einem genau angegebenen Alter seinen Erstgebornen, dann noch mehrere Kinder zeugt, und nach einer bestimmten Anzahl von

aus dem Durchbruche und den Anschwemmungen des Nilstromes entstanden, schon im Zeitalter vor der Fluth vorhanden gewesen.

*) Wenn man nämlich nach diesem Maßstab die Jahrzahlen reducirt, würden, wie schon Augustinus gezeigt hat, manche der Patriarchen schon in ihrem siebenten Lebensjahre Väter geworden sein.

Jahren stirbt, so daß in der Reihenfolge der Erstgebornen und Fürsten keine Unterbrechung statt findet, so ist auch diese Erklärungsart als eine willkürliche und haltlose zurückzuweisen.

Da demnach jeder Umdeutungsversuch an dem Wortlaute der heil. Urkunde scheitert, so würde sonst nichts erübrigen, als entweder die physische Unmöglichkeit einer neunhundertjährigen Lebensdauer, oder im Gegentheile die Möglichkeit derselben gründlich nachzuweisen. Das eine wie das andere würde eine genaue Kenntniß aller in der Urzeit obwaltenden Naturzustände erfordern, welche (physiologisch) auf das organische Leben einen bestimmenden Einfluß übten. Da uns jedoch diese Verhältnisse unbekannt sind, und das vereinzelte Vorkommen von Makrobiotikern zur Lösung der Frage nichts beiträgt *), so müssen wir uns damit bescheiden,

*) Der Geschichtschreiber Josephus citirt für die lange Lebensdauer in der Urzeit Zeugnisse verschiedener Autoren. Hesiod redet von einer Zeit (dem silbernen Zeitalter), in welcher die Menschen hundert Jahre lang in kindlicher Unschuld in ihrem Hause (im Hause ihrer Eltern) gelebt haben. In der Pflanzenkost, der einfachen Lebensweise rc. die Ursachen derselben zu suchen, ist vergebliche Mühe. Man pflegt wohl auch vereinzelte Beispiele von Menschen anzuführen, die noch im vorigen Jahrhundert ein Alter von mehr als 150 Jahren erreichten (in Littau in Mähren starb im Mai 1864 J. G. Vietz in einem Alter von 132 Jahren, der im 107. Jahre sich verehlichte); allein auch solche Fälle, die in manchen Ländern auch unter den in Afrika hausenden Arabern nicht selten vorkommen sollen, tragen zur Erklärung nichts bei, da sie mit der antidiluvianischen Lebensdauer in keinen Vergleich kommen.

in der Langlebigkeit jener Patriarchen und Fürsten des Gottesreiches eine Veranstaltung göttlicher Fürsorge zu erkennen, die darauf abzielte, die Grundwahrheiten und Thatsachen der Urüberlieferung durch das Wort lebendiger Zeugen fortzupflanzen *). Denn obwohl es (wie alte Sagen von Seth und Enos berichten) nicht unwahrscheinlich ist, daß man frühzeitig Schriftzüge in weiche Thonplatten eingrub, die dann im Feuer gehärtet wurden, so waren solche Bücher doch nur Wenigen verständlich oder zugänglich, während für die rasch und gewaltig anwachsende Bevölkerung, die über Ost- und Westasien sich verbreitete, einer weit wirksameren Art von Belehrung und Mahnung immer dringender erfordert wurde. Mag immerhin Jenen, die nur mit chaldäischen und indischen Zahlen zu rechnen lieben, ein Zeitalter von siebzehn bis zwanzig Jahrhunderten zu kurz erscheinen; bei einer Menschenmenge, die nach mäßiger Schätzung einige Hundert Millionen betragen mochte, bei der langen Lebensdauer, der urwüchsigen oft riesigen Kraft derselben und dem Ueberwuchern heftiger Leidenschaften bot schon ein Jahrtausend jenen Erdenbürgern Zeit genug, um das Kühnste zu vollbringen, und durch zügellose Willkür und Entsittlichung alle Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens zu zerstören.

*) Prof. Danko drückt dieß in den Worten aus: „Ita Adam et Mathusala totum illum temporum periodum; a creatione usque ad diluvium vivendo expleverunt; resonuitque Adae vox per continuas aetates ad renovandam creationis, lapsus et poenae memoriam, ad testandam spem salutis quae post castigationem divinam generi humanis reliqua fuit.“

Die Kunde von der Zerrüttung der urweltlichen Menschheit, durch die Noachiden den Völkern überliefert, hat von jeher in verschiedene Sagen sich umgestaltet. So erzählen die Brahmanen von einem Zeitalter der Wahrheit, der Buße (des Opfers) und der Liebe, in welchem die Gerechtigkeit noch auf vier Füßen stand; von einem darauffolgenden, wo sie schon eines Fußes verlustig worden; von einem dritten, dem Zeitalter des Zweifels, (oder wie man jetzt sagen würde, des Rationalismus, der negativen Richtung), wo der Geist der Buße erlosch, und der Tugend nur noch zwei Füße übrig blieben; endlich von einem vierten worin, nachdem die Liebe erloschen, und Eitelkeit und Habsucht herrschend geworden, die Gerechtigkeit nur mühsam auf Einem Fuße sich erhält. Dieses letzte Zeitalter (Kali-Yuga) werde bis zum Weltuntergang sich erstrecken, nach welchem eine Erneuerung glückseliger Zustände eintreten soll. Allgemeiner bekannt sind die Schilderungen der Griechen von einem uranfänglichen goldenen Zeitalter der Unschuld und des Friedens, nach welchem das minder glückliche silberne, dann das eherne der Giganten und endlich das eiserne sich eingestellt habe *).

Diese Sage von einem urweltlichen eisernen, d. h. kriegerischen und gewaltthätigen Zeitalter weiset auf den

*) Die jetzt üblichen Annahmen einer Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit, nach den jeweiligen Werkzeugen von Kiesel (Feuerstein), Kupfer oder Eisen sind nicht mythisch, sondern auf Thatsachen gegründet; was aber an ihnen mythisch ist, das sind die ungeheuren Zahlen ihrer Zeitberechnungen.

Kainitischen Stammfürsten Lemech und seine Söhne, besonders auf Tubalkain zurück, wie denn auch durch ihr leidenschaftlich erregtes, mannigfach thätiges Sinnen- und Weltleben die Kainiten, zum Theil braune oder dunkelfarbige Stämme, die den Kuschitischen Völkern nach der Fluth (den östlichen Aethiopen) sehr nahe verwandt sind, am frühesten in den Vordergrund traten. Nach alten Traditionen, insbesondere der Mandarinen, hatten sie im Wüsten- und Oasenlande des westlichen China (Serika) ihre Urstadt Chanoch erbaut. Die Landschaft Kusch am Gihonstrome (Oxus) war die mythische Culturstätte der Urwelt, mit den Anfängen technischer Erfindungen und Gewerbe; von festen Wohnplätzen aus wurden auf verschiedenen Handelswegen edle Metalle, Kupfer, Eisen, Edelsteine, wollene und Seidengewebe, Arome, Werkzeuge und Waffen in Gegenden ausgeführt, denen diese Industrie noch fremd geblieben *). Jene Familien, die das nomadische Hirtenleben vorzogen, hatten nach Jabals Anleitung sich an Wanderzelte gewöhnt; während andere Kainiten, dem Vorbilde Lemechs folgend, das Schwert ergriffen, und in blutigen Kämpfen und räuberischen Kriegszügen (Razzias) ihren Ruhm suchten. Es konnte aber auch an Solchen nicht fehlen, die einzeln oder sammt ihren Angehörigen die Gesellschaft ihrer Stammesgenossen flohen und von jedem Sitze beginnender Cultur sich entfernten. Sei es, daß sie wegen einer Frevelthat aus den Ansiedlungen vertrieben wurden, daß sie der Blutrache entrinnen wollten, oder

*) Eckstein l. c. S. 138.

in störrischer, unverträglicher Gemüthsart das Weite suchten, jedenfalls verloren sie sich in Wüsteneien und düstere Urwälder, in welchen sie, vereinsamt und hilflos umherstreifend, immer mehr der Verwilderung und dem finstersten Aberglauben anheim fielen. In den ältesten Gesängen des Veda werden sie als die irrenden Menschen, Waldläufer, Geher (Aitanah) auch als Väter oder Familienstifter (Pitarach) bezeichnet, die aber selbst keine Bildner ihrer Angehörigen sind, sondern ihre Cultur erst von Anderen empfangen *). Diese Bildner, die von den Opfermessern, die sie mit sich tragen, den Namen Rischaya führen, sind zugleich die Sprachfinder (Lehrer) und Feuerfinder; ein Name, der in Verbindung mit jenem andern auf die Idee des heidnischen Opfers zurückführt.

Es waren nämlich, wie schon bemerkt worden, die Menschen der Urzeit an die Pflanzenkost, und insbesondere an die Früchte des Feldbaues angewiesen, die alle Nährstoffe des animalischen Lebens in sich enthalten. Von den Hausthieren ward nur die Milch zur Nahrung benützt, und die Tödtung derselben hatte zunächst nur den religiösen oder gottesdienstlichen Zweck der Huldigung und Sühnung. Die Kainiten waren die ersten,

*) Eckstein l. c. S. 123. Bei den Griechen kommen diese fremden Weisen unter den Namen der Centauren (als Rossebändiger), sowie (von ihren Fellgewändern) als Satyr und Silenus vor. Bei den Kelten heißt der Bildner Myrddin, bei den Skandinaven Mimir, der aus dem Weisheitsbrunn Schöpfende. In Centralasien die mythischen Gandharven und die Kephenen. Auch die Sagen der Azteken von Quetzalcoatl und der Peruaner von Manco Kapak, die beide aus fernem Osten gekommen, sind hieher zu beziehen.

welche aus Noth oder Willkür diese Ordnung überschritten: nichtsdesto weniger hielten sie bei jeder Vernichtung eines Thierlebens die Idee des Opfers fest, die wohl in Verkehrtheit entarten, doch nicht untergehen konnte; denn je stürmischer ihr innerer Unfrieden, und je lebhafter ihre Fantasie, die sie verleitete, das Thier für ein dämonisch beseeltes Wesen zu halten, desto mehr mußte ihnen die Tödtung desselben als die Hingabe eines fremden Lebens für das eigene, und daher als eine Befreiung vom verschuldeten Tode erscheinen, während der Genuß des Fleisches ihnen als die Bürgschaft eines neuen, erhöhten Lebens galt. Zum Schlachten des Thieres ward ein Opfermesser (von Stein oder von Eisen) nöthig; zur Bereitung der Opferspeise wurden Wasser und Feuer (Soma und Agni) erfordert, und so geschah es, daß der häusliche Herd, um den die Familie sich sammelte, zum Herdaltar sich gestaltete, auf dem jene beiden Wolkengötter als Hausgötter verehrt wurden.

Ganz anders verhielt es sich mit jenen Heimathlosen, die durch Elend und Unwissenheit in jenen Zustand der Verwilderung und Verthierung geriethen, wie er etwa theilweise noch jetzt bei den Australnegern und Botokuden beobachtet wird. Von ihnen berichten die Völkersagen, daß sie das Feuer nicht zu finden, d. h. nicht zu gebrauchen verstanden. Die wilden, im Urwald umherstreifenden Jäger, von Hunger gequält, von abergläubigen Schrecknissen nicht minder als von Tigern und Panthern gehetzt, verfolgten ihrerseits das scheue Thier, das ihnen zur Nahrung dienen sollte, nicht ohne Furcht vor dem dasselbe beseelenden Dämon; sie zerrissen es

dann in Stücke, die sie roh verzehrten. Indem sie aber Thiere und Menschen als dämonisch verwandte Wesen betrachteten, trugen sie kein Bedenken, auch an Menschen, die ihnen in den Weg kamen, das Gleiche zu thun, wie das in den Sagen von Osiris, Rudra, Zagreus angedeutet wird. Das Geschick dieser Rohfresser (der Omophagen) war jedoch nicht minder abschreckend als ihre Lebensart. Die Speise des Thiers ist für dasselbe schon fertig vorhanden, die des sittlichen Menschen muß vorerst durch das Feuer vorbereitet, gleichsam veredelt werden. Abgesehen davon, daß ausschließend animalische Nahrung (das vorwaltend Stickstoffige) dem Menschen nicht gedeihlich ist, führt der Genuß des rohen Fleisches überdieß zu furchtbaren krankhaften Zerrüttungen, deren Grund erst neuerlichst in den Binnenwürmern (Entozoen) entdeckt worden ist *). Rechnen wir

*) Daß die Eingeweidewürmer nicht aus der Verbindung gewisser Stoffe, durch die sogenannte generatio aequivoca, sondern immer nur aus Eiern entstehen, ist eine völlig erwiesene Thatsache. Die (meist mikroskopischen) Eier von Thieren (Schweinen, Schafen ꝛc.) verschlungen, verwandeln sich in Blasenwürmer (Finnen), die in alle Organe des thierischen Körpers (selbst in's Gehirn und in den Augapfel) eindringen. Gelangen endlich diese Blasenwürmer neuerdings in den Magen eines Thieres (z. B. aus der Leber einer Maus in den Magen der Katze) so verwandeln sie sich in die berüchtigten Bandwürmer. Bei den Menschen geschieht dieß in Folge des Genusses rohen Fleisches (besonders von finnigen Schweinen) während das Kochen die Entozoën zerstört. Daß diese parasitischen Thierchen Nervenstörungen, Epilepsien und andere schwere Uebel veranlassen, ist bekannt genug. Ein merkwürdiges Zeugniß, daß solche Uebel (wie die erst seit kurzem vielbesprochenen Trichinen) schon in uralter Zeit

zu diesen physischen Störungen noch die dumpfe Schwermuth, die auf dem Gemüthe jener Verwildeten lastete, die Furcht vor der Rache der im gehetzten Thier (ihrer Meinung nach) gepeinigten Dämonen, und die theils grimmigen, theils unfläthigen Leidenschaften, von denen sie selber gehetzt wurden, so wird es uns nicht befremden, wenn die uralte Sage berichtet, daß schauderhafte Krämpfe, Fallsucht (Epilepsie) und Seuchen zu ihren gewöhnlichen Uebeln gehörten, und unter ihnen gleichsam heimisch waren *).

Diese verwahrlosten und brutalen Menschen werden im Veda die Marutah, (die Sterblichen) genannt, weil sie elend und hilflos im Walde dahin starben, wo ihre Leichname verweseten. Sie waren es, unter welchen, theils zufällig theils absichtlich, die eben erwähnten Culturväter sich einfanden, und das Werk ihrer Entwilderung unternahmen. Aehnlich wie Prometheus in der uralt griechischen, und der Feuermensch Sui-Dschin in der chinesischen Sage erschienen sie als Bildner der rohen, ungeschlachten Masse, und als Feuerfinder, die das Opferfeuer brachten, und neben anderen Behelfen der Gesittung auch den Opferritus einführten. Das Schlachten und Zerstücken des Thiers und das Kochen der zur Opferspeise bestimmten Theile gestaltete sich in eine geregelte Opferhandlung und den Anfang eines geordneten Hauswesens; die als geheiligt betrachtete Kochkunst, zu

---

herrschend waren, liegt darin, daß bei den vedischen Indern die Amadah, die Rohfresser, auch Krankheitsfresser genannt wurden.

*) Eckstein l. c. S. 165, 181.

der auch die Bereitung des Somatranks gehörte, wirkte wohlthätig auf Leib und Seele, indem sie die schrecklichen Krankheiten milderte und heilte, und das wahnsinnig verstörte Gemüth beschwichtigte; die Verstorbenen wurden nicht mehr als irrende Luftgeister gefürchtet, da jene Feuerfinder, Opferer und Heilbringer auch zugleich die Führer sind, welche die Seelen in ihren jenseitigen Aufenthalt geleiten. Im getrübten Rückblick auf die Urzeit wurden sogar diese, mit dem glänzenden Opfermesser und dem Feuer ausgestatteten Helfer in geflügelte Cherube verwandelt, die doch den Eingang ins Paradies nicht abwehrten, sondern förderten *).

Bei der Grundverkehrtheit des Heidenthums konnten solche Mittel der Sittigung um so weniger nachhaltig fruchten, je näher der abergläubische Mißbrauch lag. Die für heilig geachtete Kochkunst entartete bald in Zauberei, die Heilärzte kochten betäubende Zaubertränke, das Schamanenthum mit seiner verrückten Begeisterung entwickelte sich in voller fanatischer Wildheit, die Vielgötterei des Dämonenwesens sank zur niedrigen Form des Fetischdienstes herab **); geistiges Leben und wahre

*) Eckstein l. c. S. 55, 187 u. a.

**) Der Name Fetisch, bekanntlich vom portugiesischen Worte Fetisso, bedeutet an sich nichts anderes als Zauber, Bezauberung. Die Fetische sind allerhand abergläubisch gewählte Gegenstände, z. B. Palmen, Holzklötze, Steine, Thiere, welche die Negerstämme als Symbole irgend eines Geistes oder Dämons verehren, dessen Hilfe sie zu benöthigen meinen. Alle Zauberei (wie sie z. B. von den Indianern Amerikas, den Mongolen und den meisten Heiden geübt wird) beruht in den Versuchen, durch verschiedene Mittel sich der Dienste irgend

Sittlichkeit fanden keinen Boden zu ihrer Entwicklung; hingegen konnte es an wüsten Orgien und blutigen Kämpfen nicht fehlen. Von jenen Marutah, bei welchen die Feuerfinder (die heiligen Affen, d. h. die Affenopferer) Eingang gewonnen, wird berichtet, daß sie diesen, den Gandharven, deren Herrschaft sie sich entzogen, den heiligen Trank, das göttliche Feuer entwendet haben, was eben wieder an die Mythe von Prometheus erinnert. Sehr viele andere dieses Geschlechtes, die trotzig in ihrer Wildheit beharrten, Thier- und Menschenopferer ohne religiösen Ritus, Rohfresser und Menschenfresser, werden als Götterfeinde, böse Dämonen, Drachen und Wölfe (Wehrwölfe) geschildert, die in die Wohnungen einbrachen, das heilige Feuer auslöschten, den Herdaltar zerstörten, woraus zuletzt eine Zeit furchtbarer Kämpfe folgte, die zwischen Göttern, Dämonen, Culturvölkern und Wilden zum Ausbruch kamen *). Unverkennbar in solchen Berichten ist die Beziehung auf jene Kriegsepoche voll gewaltthätiger Frevel, welche in der Genesis als das Zeitalter der Giganten geschildert wird.

Mag nun diesem Zeitalter der Beinamen des ehernen oder eisernen zukommen, jedenfalls nimmt es von dem Urkönige Lemech den Ausgang, in dessen drei Söhnen der Nährstand, Lehrstand und Wehrstand sich abzuzweigen scheinen, jedoch so, daß der letztere, durch den Waffenschmied Tubalcain begünstigt, die Ueberhand ge-

---

eines Dämons zu versichern. Ekstatische, kataleptische Ergriffenheiten werden in dieser Magie für besonders wichtig geachtet.

*) Eckstein l. c. S. 129.

winnt. Es ist jedoch neben dem streitsüchtigen, trotzigen Uebermuth noch ein anderer Zug, der aus dem Lebensgange Lemechs nicht umsonst hervorgehoben wird. In der ganzen Geschichte der Urzeit vor der Fluth, in den Reihen sethitischer und kainitischer Stammfürsten kommt es ausschließlich nur hier vor, daß die Frauen eigends erwähnt und namentlich angeführt werden. — Die beiden Frauen Lemechs machten den Anfang der verhängnißvollen Polygamie, die in ihrem Widerspruch gegen das schöpferische Grundgesetz zur Entwürdigung der Frauen führte; in Lemechs Tochter Naema begann die sinnliche Schönheit ihre verführerische Macht zu üben, und auch diejenigen, die bisher im Gesetze des Geistes gewandelt, in ihr Zaubernetz zu verstricken. Die rasch bis zur Ueberfülle steigende Bevölkerung, die weiten Wanderzüge der Hirtenstämme, die durch Reiselust oder Naturereignisse veranlaßten Auswanderungen, sowie die kainitischen Handelskaravanen und Küstenfahrten brachten es mit sich, daß Kainiten und Sethiten in vielfache Berührung kamen, woraus dann sehr unheilreiche Folgen sich entwickelten. „Es geschah," wie die Genesis berichtet, „daß die Menschen sich zu vermehren anfingen auf Erden, und (viele) Töchter ihnen geboren wurden. Da sahen die Söhne Elohims die Töchter der Menschen, daß sie schön waren und nahmen zu Frauen von allen, die sie sich auserwählten."

Aus diesen zuchtlosen Verbindungen gingen die Nephilim hervor, die entweder von ihrer athletischen Kraft und Stärke, oder von ihren räuberischen Ueberfällen diesen Namen tragen, anderwärts auch Giganten

oder Riesen genannt werden *) und späterhin die Helden oder Heroen (Giburim), von welchen gesagt wird, daß sie die Gewaltigen der Urzeit, und die Männer des Namens, d. h. weit berühmt und allerwärts gekannt oder gefürchtet waren **).

Wir können hier fürs erste die vielbesprochene Frage nicht umgehen, welcher Art und Herkunft die Väter dieser Athleten, wer die Mütter derselben gewesen? Was nun die ersteren anbelangt, die als Elohimssöhne offenbar einen, diesem hohen Namen entsprechenden Rang besassen, so hat sich vor Alters und wiederum in der Neuzeit die Ansicht geltend gemacht, welche dieselben als himmlische Geistwesen oder Engel betrachtet. Diese ziemlich nahe an die Mythologie anstreifende Meinung beruht theoretisch auf der Annahme, daß die Natur nie ohne Geist, der Geist nie ohne Natur sei ***); zur Be-

*) Syr. 16, 7. Weish. 14, 6.

**) Delitzsch l. c. S. 239.

***) Die Lehrer christlicher Vorzeit, welche unter den Gottessöhnen die Engel verstanden, sind Justinus, Athenagoras, Lactantius u. A. Unter den neuen Vertretern dieser Ansicht steht Kurtz obenan. Die Hypothese steht mit jener andern, welche das Sechstagewerk lediglich als eine Wiederherstellung (Restitutions-Schöpfung) der erstgeschaffenen, durch den Engelabfall zerrütteten Welt erklären will. Um die Möglichkeit einer Ehe zwischen Engeln und Menschentöchtern denkbar zu machen, wird entweder den Engeln eine „himmlische Leiblichkeit“ angeeignet, durch welche „die irdische Fleischlichkeit“ durch Vergröberung des Materiellen bedingt werde; oder man beruft sich auf die Macht des Geistes über das Körperliche. Delitzsch, obwohl gleichfalls dieser Ansicht zugethan, kann doch nicht umhin, zu bemerken: „Die Leiber der Engel sind eine fixe Idee der neuern (pro-

weisführung aber beruft man sich vor allem auf solche Stellen der Schrift, in welchen der Name der Gottessöhne ausschließlich nur die himmlischen Geister bedeuten kann *). Sodann wird hervor gehoben, daß die Bezeichnungen „Söhne Gottes" und „Töchter der Menschen" einen Gegensatz bilden, der sich nicht so umdeuten lasse als seien damit die Söhne der Sethiten, oder die Verehrer Gottes und die Töchter der Kainiten gemeint; indem eine solche willkürliche Deutung jenen entschiedenen Gegensatz gar nicht ausdrücke. Denn so gewiß die Töchter der Menschen im Sinne physischer Herkunft zu verstehen sind, werden auch die Söhne Gottes im realen Sinne aufzufassen sein. Allein das Gewicht dieser Beweisgründe verschwindet gegenüber der Thatsache, daß von Moses selbst (in den fünf Büchern, die nach ihm benannt) die Engel nirgends den Namen der Gottessöhne führen, und daß diese Benennung in der Schrift noch viel öfter auf die gäubigen und gottgetreuen Menschen

testantischen) Theologie, welche in Angst ist, daß der Engelgeist sich verflüchtige, wenn sie ihn nicht in Verschluß thut."

**) Hiob 1, 2. Ps. 28, 1. Ps. 88, 7. Dan. 3, 25. Man hat auch die bekannte Stelle im Sendschreiben des Apostels Judas V. 6 von den abtrünnigen Engeln, „die ihre Wohnstätte verlassen haben" für diese Hypothese benützt. Allein (wie es bereits bei einem früheren Anlasse besprochen worden) daß diese Stelle vom ursprünglichen Falle der Engel handelt, und auf erotische Besuche der Olympier durchaus keine Anwendung findet, hat Keil gründlich nachgewiesen. Nach einer nicht aus der Luft gegriffenen Vermuthung Ströbels verdanken die Hypothesen der Engelchen ihre Entstehung der dogmatischen Neugier, über den Fall Satans und seiner Dämonen überall etwas Bestimmtes wissen zu wollen.

als auf die Engel sich bezieht. Die angebliche Schroffheit, die der eben erwähnte Gegensatz darbietet, wird zwar dadurch, daß man denselben auf den sittlichen Unterschied zwischen Gotteskindern und Weltkindern zurückführt, einigermaßen gemildert, doch keineswegs ganz beseitigt. Man hat sich daher schon vorlängst um ein anderes Auskunftsmittel umgesehen, indem man, und zwar auf Grund eines biblischen Sprachgebrauchs, unter den Söhnen Elohims vornehme Männer und Fürstensöhne, unter den Töchtern der Menschen Personen von niederer, gemeiner Herkunft gemeint wissen wollte. In der That wurden auch die Fürsten Lehrer und Richter im alten Bundesvolke mit dem Ehrennamen der Elohim ausgezeichnet, wie dieß die Psalmesverse bezeugen: „Elohim steht in der Gottesgemeinde, mitten unter den Elohim hält er Gericht," und dazu dann noch neben der Bestätigung dieser Hoheit ein den Hochmuth beugendes Mahnwort: „Elohim seid ihr, und Söhne des Höchsten ihr Alle; aber wie Menschen werdet ihr sterben." Es ist dieß die Stelle, auf die Christus selbst zurück gewiesen, und die er dahin erklärt hat, daß jene Männer deßhalb Elohim, Göttliche, genannt wurden, weil Gottes Wort an sie gelangte und von ihnen erfaßt wurde *).

Gerade nun diese Erklärung ist es, aus der das rechte Verständniß hervor geht. Nicht um eine Vernachlässigung weltlicher und genealogischer Rangordnungen, nicht um sogenannte Mißheirathen zwischen Leuten hochadelichen und plebejischen Standes kann es im Berichte

*) Ps. 81, 1. 6. Joh. 10, 34.

sich handeln, sondern nur religiös sittliche Verhältnisse sind es, die hier in Betracht kommen. Schon Moses hatte die Gläubigen des alten Bundes mit den Worten: „ihr seid Söhne Jehovas, eures Gottes" ermahnt, dieser Würde gemäß zu wandeln *); und, wie der Apostel lehret: „die vom Geiste Gottes gelenkt werden, sind Söhne Gottes" **). Wie demnach der Name der Gotteskinder allen denjenigen zukommt, welche durch Glauben und Wandel am Leben des Gottesreichs theilnehmen, so waren die Elohimssöhne die Gläubigen, welche, während die übrigen Erdenbürger in Abgötterei gesunken, in der Anbetung und im Gehorsam Jehova's verharrten, also die von heiligen Patriarchen erzogenen Sethiten. So ist es in Uebereinstimmung mit den angesehensten Lehrern die Ansicht der Kirche ***). Der Gegensatz zwischen den

*) 5. Mos. 14, 1.

**) Röm. 8, 14. Das Bestimmtwerden durch den göttlichen Geist ist nicht Zwang, nicht rein passiv, sondern ein Sich bestimmen lassen, das die Mitwirkung der Willensfreiheit nicht ausschließt, sondern als Bedingung fordert.

***) Der heil. Ephrem der Syner sagt in diesem Sinne, daß die Söhne des gerechten Seth, die das Gottesvolk bildeten, deßhalb auch Söhne Elohims genannt wurden. Die Frauen hingegen, die durch Schönheit und Schmuck die Sethiten verführten, seien von Kains Stamme gewesen. — In alten (äthiopisch arabischen) Fabelbüchern wird erzählt, fromme Sethiten hätten lange im Gebirge des Hermon (Libanon) gewohnt, und beim Blute Abels diese Gegend nie zu verlassen geschworen. Aber zur Zeit, da Jared (Henochs Vater) regierte, seien 200 derselben in die von Kainiten bewohnten Ebenen hinabgezogen, weil sie die Hoffnung auf den Wiedergewinn des Paradieses aufgaben; oder, wie Andere meinen, weil sie durch Naëma's Schön-

Gottessöhnen und den Menschentöchtern, der (zu Gunsten der Engelehen) so stark betont wird, tritt nun in sein volles Licht; zumal wenn man unter den Töchtern der Menschen nicht ausschließlich die Kainitinnen versteht, da es ja, bei der zunehmenden Macht der Eitelkeit und Sünde, auch an Sethitenkindern nicht gemangelt hat, die dem weltlichen Sinnenleben der Kainiten sich hingaben. Das eigentliche Gewicht liegt darauf, daß man bei der Bezeichnung „Töchter der Menschen" nicht zu fragen vergesse, wer denn die Menschen seien, die als Väter oder Eltern dieser Töchter erwähnt werden? Und da kann die Auskunft uns völlig genügen, die wir in einem Sendschreiben des Weltapostels finden. „Da unter euch (so ermahnt er die Gläubigen) gehässiger Eifer, Streit und Hader vorhanden, seid ihr nicht fleischlich und wandelt ihr nicht nach Menschenart, seit ihr nicht Menschen" *)? Aus dem Zusammenhange ergibt sich der an jene Gemeinde gerichtete Vorwurf, daß sie, anstatt dem Gesetze des Geistes zu folgen, noch immer von jener gemeinen und sündhaften Lebensrichtung sich beherrschen ließen, die dem irdischen, unerlöseten Menschen eigen ist, und welche die fleischliche (dem Naturzug unterworfene) Gesinnung genannt wird, sie möge nun als Hingabe an

---

heit und Jubal's Zaubermusik verlockt worden waren. Auch habe Lemech, durch die Ermordung Kain's, die Sethiten, als Verehrer Abels versöhnt, und so die Feindschaft und Trennung beider Stämme aufgehoben. Die Wahrheit in diesen Legenden ist einzig nur die Thatsache des Abfalls der Sethiten.

*) 1. Kor. 3, 3. 4.

den Sinnengenuß, oder als Hochmuth, Herrschsucht, Neid und Zwietracht zu Tage treten, um zuletzt im heidnischen Cult der Wollust und des Mordes ihren Gipfel zu erreichen. Der Gegensatz der Söhne Elohims und der Töchter der Menschen ist demnach derselbe, der Jahrhunderte lang zwischen den Anbetern Jehova's und jenen der kosmischen Mächte sich erhalten hatte, nun aber, da die göttliche (gottgetreue) Gesinnung von der weltlichen verdrängt wurde, im Verschwinden begriffen war.

Daß die Sethiten, nachdem sie von der Zucht und Sitte ihrer Erzväter sich losgesagt, alsbald dem Beispiele Lemechs nachfolgten, ist schon aus dem Berichte der Genesis zu ersehen, indem sie zu Frauen nahmen, welche immer und so viele deren sie sich erkoren. Wurde so die Vielweiberei zur herrschenden Sitte oder vielmehr Unsitte erhoben, so konnte hinwiederum die sinnliche Macht, welche die Frauen übten, ihrer Herrschsucht zu Hülfe kommen, um jener Unsitte gegenüber eine viel schlimmere durchzusetzen, die der Bestimmung und Würde des Weibes sowie dem Fortschritt der Bildung noch verderblicher geworden ist: die schamlose Willkür in der Selbstwahl und Mehrzahl sklavischer Männer. Im Gegensatz zur Polygamie konnte als der andere Pol der entfesselten (vom Geist emancipirten) Sinnlichkeit, die Polyandrie nicht ausbleiben. Schon in sehr früher Zeit waren es nicht bloß die Stammväter, welchen die fürstliche Herrschaft zukam; es traten auch Stammesmütter als Gebieterinnen hervor, die ihre Männer als bloße Buhler oder Knechte behandelten. Im mythologischen Halbdunkel wurde dieß Verhältniß so

ausgedrückt, daß die Urgöttin, (d. h. die Stammesfürstin) den Gott gebiert, der aber nicht bloß ihr Sohn, sondern auch ihr Buhle ist. Die Söhne solcher Frauen, von ungekannten Vätern herrührend, sind Muttersöhne, die nur von der Mutter ihren Namen haben *); die Töchter hingegen haben den Rang und das Ansehen der Fürstinnen. Dieß ist die Grundlage der in der Vorwelt weitverzweigten Frauenherrschaft (Gynaikokratie), aus welchem sich das noch vielfach thätige, kriegerische Amazonenthum heraus gebildet hat. Diese ausschließliche Herrschaft kriegerischer, auch im Bändigen der Rosse geübten Frauen, ursprünglich unter den Kainiten, späterhin unter den Kuschiten (Kephenen) verbreitete sich von Mittelasien aus über das östliche und das westliche Aethiopien (Afrika), in welchem letztern Welttheil (in Lybien, im Sudan, in Kongo) solche Kriegerinnen noch hie und da regieren, während sie in den Negerreichen von Dahomey, Ashanti und anderwärts nur als Leibwachen oder Garden barbarischer Könige dienen. Die Töchter der afrikanischen Amazonen werden in nicht minder abergläubischer als grausamer Weise, unter grauenhaften Qua-

*) Eckstein l. c. S. 223. Aehnliches wird von den Anakäern oder Enakssöhnen, die in Palästina und Edom wohnten, berichtet, in denen ein Riesen- oder Athletengeschlecht sich nach der Fluth erneuert zu haben scheint. Nach dem Zeugniß eines alten Schriftstellers (des unechten Sanchuniathon) waren sie Söhne unbekannter Väter und üppiger Hetären, daher bloß den Namen der Mutter führende Leute, die mit ihren Müttern buhlten.

len im Dunkel des Waldes erzogen; ihre Ehen sind bloße Buhlschaften, die diesen Namen nicht verdienen*).

Wir sind nunmehr im Stande, uns von den Eltern des titanischen Geschlechtes eine Vorstellung zu machen. Frauen dieses zügellosen Gelichters, und Männer die vom Himmel, d. h. aus der Region des übersinnlichen Glaubenslebens, in den Sumpf gemeiner Sinnenlust herab gefallen, diese waren es, aus deren ehebrecherischen Verbindungen die Nephilim hervor gingen. Bei einem Gezüchte solcher Menschen, in welchen das Gewissen bei-

*) Eckstein l. c. S. 223, wo auch von den ägyptischen Karerinnen die Rede. Eine nicht minder grausame als Abscheu erregende Behandlung junger Mädchen hat John Petherick (Ausl. 1861 Nr. 23) neuerlichst noch auf seinen Reisen am weißen Nil und in Kordofan beobachtet. Bei weitem gräßlicher noch ist, was ein anderer englischer Reisender, Winwood Reade (Ausl. 1864 Nr. 5), aus dem unter dem Aequator gelegenen Landstrichen Afrikas erzählt. Tempandumba, eine junge Königin von Kongo, erklärte ihren Unterthanen ihren Beschluß, die Welt in eine Wildniß zu verwandeln. Sie gab den Befehl alle Wälder, Wiesen und Felder zu verbrennen; hinfort sollte das Fleisch und Blut der Menschen das einzige Nahrungsmittel sein. Alle Kinder männlichen Geschlechtes, sowie alle Zwillinge mußten, und zwar von den Müttern selbst, getödtet und dann aus den Leichen eine Zaubersalbe bereitet werden. Die weiblichen Kinder sollten auferzogen und zu allen kriegerischen Uebungen angehalten, die männlichen Kriegsgefangenen zuerst zu Zwecken der Fortpflanzung verwendet, nachher aber getödtet und verspeiset werden. Nachdem Tempandumba dieß alles verkündet, warf sie ihren eigenen Säugling in einen Mörser, zerstampfte ihn, und kochte mit Zusatz von Oelen und Wurzeln eine angeblich unverwundbar machende Salbe. Mit Hilfe ihrer Amazonen gelang es diesem Ungeheuer, große Landstriche unter ihre Botmäßigkeit zu bringen.

nahe verstummt, das Gesetz des Geistes von jenem des Fleisches unterdrückt war, konnte die Natur unbehindert die volle plastische Macht entwickeln, wie sie in jenen gewaltthätigen, als Helden angestaunten Menschen zu Tage trat, bei denen man übrigens kein enormes Riesenmaß anzunehmen nöthig hat *). In den Völkersagen werden sie häufig als Wesen höherer Art, jedoch mit den bösen Dämonen verbunden gedacht. Bei den Indern wird als ihr Stammvater Dakscha genannt, der beim Opfer die Ehrfurcht gegen die Götter nicht bewahrt habe, was auf die Abstammung von Kain hindeutet. Die Giganten der griechischen Sage werden als ein frevelhaftes Geschlecht geschildert, das gegen die Götter sich auflehnte, aber auch wechselseitig einander umbringe. Hieher gehört auch die Sage von Seb Kronos, der mit Hülfe der Giganten gegen die Götter Krieg führt **), und

---

*) Von den angeblichen Riesendimensionen der Geschöpfe der Vorzeit ist man zurückgekommen; selbst die Saurier sind im Vergleich mit den Walen nicht so große Ungeheuer als man annahm. Man hat wohl in nordindischen Schichten eine 18 Fuß lange, 7 Fuß hohe Schildkröte aufgefunden, und die Knochenreste von Hirschen, Stieren zeigen größere Maße; allein es ist dabei die gesicherte lange Lebensdauer in Anschlag zu bringen.

**) Seb Kronos, ein irdischer Urkönig Aegyptens, nachmals der mit einem Krokodillkopf abgebildete Sevek, bringt den ersten Riß in die geordnete Weltzeit des Agathodämon; unterstützt von den Titanen, den Söhnen der Erde, und den abgefallenen Geistern führt er den Krieg gegen die guten Götter. Obwohl man diese Sage späterhin aus einem Widerstreit physischer (kosmischer) Kräfte erklärt hat, ist es doch, wie Braun bemerkt, für nüchterne Anschauung nicht schwer

es wird nicht gewagt sein, unter diesen letzteren die mythisch vergöttlichten, dem Jehovadienste treu gebliebenen Fürsten der Sethiten zu verstehen, gegen welche der dämonische Neid der Abtrünnigen zuerst zum Ausbruch kommen mußte. Wir sind zu einer solchen Annahme um so mehr berechtigt, da in den Mythen der Völker, (selbst auf den zerstreuten Inseln der Südsee) nicht bloß die Elohimssöhne, welche unter den Töchtern der Menschen Umschau halten (wie z. B. Jupiter und Appollo) als olympische Götter gelten, sondern auch ihre uranotellurischen Söhne, sie mögen nun Titanen, Giganten oder Helden, Heroen heißen, zu dem Range der Halbgötter erhoben werden.

Die unheilvolle Epoche der Raubsucht, des Mordes, der zügellosen Ueppigkeit, die mit diesen Verächtern aller göttlichen Gesetze begann, und die man, nur in ungleich größerem Umfang und Maße, das Zeitalter des Faustrechts vor der Fluth nennen kann, wird zwar in der Genesis durch keine näheren Angaben geschildert; hingegen fehlt es an alten Völkersagen nicht, die, wiewohl unter mythischer Hülle, als Erinnerungen an jene Zustände gelten können. So wird in einem berühmten brahmanischen Buche (Maha-bharatam) erzählt: „Das buhlerische Weib verführt den Opfergott, indem sie ihn seiner Ehegattin treulos macht; der Sohn dieses Frevels ist der Kriegsgott *). Bei seiner Geburt verfinstern sich

einzusehen, daß in diesem Kampfe des Kronos mit seinen Kindern ein wirklicher vorhistorischer Thronstreit zu suchen sei.

*) Der Opfergott, wie bereits erörtert, ist eigentlich der Opferer, der mit dem Opfer selbst identificirt, und dadurch als in die

Himmel und Erde; der Wald (der in der Urzeit die weiten Länder bedeckte) ward eine Stätte der Gräuel; lasterhafte Weiber streiften umher, Kindermörderinnen, wüthende Furien, bewaffnete und gepanzerte Amazonen, Göttinnen der Unzucht und des Mordes; und alle verheerenden Seuchen und Pestübel brachen aus, die der Kriegsgott in seinem Gefolge hat." Dieser Schilderung, die schauderhaft genug ist, nähert sich durch ähnliche Züge die der altgermanischen Völuspa. „In der Asenwelt (in der Welt der vordem guten Geister, d. h. der Frommen der Urzeit) nahmen in Folge der bösen Lust und der Goldgier Treubruch und Mord überhand; es schwanden die Eide; gegebenes Wort und Schwur, sowie alle trefflichen, festbeschlossenen Verträge wurden nichtig; Brüder ermordeten einander: unerhörte Dinge ereigneten sich; allgemeiner Ehebruch."

Diese Fäulniß aller geselligen Verhältnisse, diese maßlose Zerrüttung des Rechts und der Sitte, wie konnte sie ausbleiben, nachdem selbst die Jehovadiener der Wahrheit, die allein den Geist befreit, treulos geworden, und dem Uebermuth und Unflath sich hingegeben hatten? man kann hier in ungeheuerlicher Weise bestätigt sehen, was ein berühmter Geschichtsforscher*) ausgesprochen: Neun Zehntheile aller Drangsale, die das menschliche Geschlecht

Gottheit Aufgenommener betrachtet wird. Da das einzig wahrhaft symbolische Opfer nur dem Jehovacult eigen war, so kann man hier wieder das Verhältniß zwischen Sethiten und unsittlichen Frauen erkennen.

*) Macauley.

getroffen, haben keinen andern Ursprung, als die Verbindung von hoher Geisteskraft mit niedrigen Begierden."

Eben diese verhängnißvolle Verbindung ist es, die bei den Elohimssöhnen sich einfand, sobald sie die Zucht des Geistes verließen. Was aber die Drangsale betrifft, welche dieser Sieg des Fleisches über den Geist, und dieser Mißbrauch der Geisteskraft im Dienste des Fleisches herbeiführen mußten, so wissen alte Völkersagen davon nicht Weniges zu berichten. Gräßliche Geheimnisse des Aberglaubens und Dämonendienstes, im entsprechenden Dunkel des Urwalds, Männer- und Weiberraub aller Orten zu Zwecken der Sklaverei oder der Menschenopfer, blutige Kämpfe zwischen Stammverwandten, Ueberwältigung der Schwachen durch die riesige Streitmacht der Nephilim, zerstörende Ueberfälle von Seiten verwilderter, verthierter Stämme, nächtliche Schrecken jeder Art, Unfrieden, Ungerechtigkeit, Hohn und Grimm aller Orten, Giftmischerei in Zaubertränken, Auflösung aller geselligen Bande, grauenhafte naturwiedrige Laster, und alle die eckelhaftesten Entartungen des Naturdienstes, die auch jetzt noch die (unnennbaren) Grundzüge des Heidenthums bilden; dazu die trotzige Verstocktheit, das hartnäckige Verharren in Gott widriger Gesinnung — alles dieß bildet eine Masse des Unheils, unter deren Gewicht nichts sittlich Gutes mehr aufsprossen kann. Trat kein Ereigniß dazwischen, das ernst genug war, diesem verrotteten Geschlechte als ein Warnungszeichen zu sein? An solchen Mahnungen konnte es, bei den fortwährenden Krisen in der Atmosphäre, im Ocean

und Festland niemals mangeln. Zu den schrecklichen Krankheiten der wilden Omophagen und Menschenfresser, zu den Nervenübeln und typhösen Seuchen, welche über allen physischen und sittlichen Wirren sich einfinden, zum Ueberhandnehmen der reißenden und giftigen Thiere, kamen noch andere Vorgänge, die weit drohender sich gestalteten, und jene furchtbaren Katastrophen im Festland und Meer, die als Vorzeichen der großen Fluth voran gingen. Allein die Uebermüthigen, stolz auf ihre Selbstmacht, und ihrer Kühnheit vertrauend, ließen sich durch solche Vorgänge nicht einschüchtern; gewohnt, alles niederzuschlagen, was sich ihnen widersetzte, hofften sie als echte Titanen auch über die Naturgewalten, die kosmischen Götter, den Sieg zu erringen. Wollen wir Großes mit Kleinem vergleichen, so hat sich solch eine titanische Selbstüberschätzung in jenen französischen Rittern wiederholt, die (im Jahre 1359) im Anschlusse an das deutsche Heer den Kriegszug gegen Bajazet unternahmen. Sie erdreisteten sich hoch und theuer zu versichern, sie würden, sofern der Himmel einzustürzen drohte, mit den Spitzen ihrer Lanzen ihn zurück halten. Bald nachher erwies sich, selbst gegen irdische Gewalten, ihre Wehrkraft so unzureichend, daß dreihundert dieser Ruhmredigen gefangen und dann niedergemetzelt wurden.

Handelt es sich nun als Ergebniß dieser Voraussetzungen, um den entscheidenden Grund des Gerichtes, das über die Menschenwelt der Urzeit verhängt worden, so wird derselbe in dem Beschlusse Jehova's angegeben: „Nicht soll mein Geist fortan mit dem Menschen rechten, weil er Fleisch ist, und es sollen seine Tage (die Zeit, die

ihm als Gnadengeschenk auf Erden gefristet bleibt) noch hundert und zwanzig Jahre sein." Bei den erzwungenen Deutungen dieses Ausspruchs, die mit der Hypothese der Engelehen und einer nicht minder wunderlichen Seelenkunde zusammenhängen, haben wir zu verweilen nicht nöthig *). Mit dem Worte Fleisch wird keineswegs das creatürliche Wesen des Menschen (sein ganzer Wesensbestand) bezeichnet, dem erst durch das Inwohnen des göttlichen Geistes ein „geistliches" (spirituelles) Leben

*) Die weniger wortgetreue Uebersetzung: „Mein Geist wird nicht immer in den Menschen walten," ist zu Gunsten dieser Ansicht gewählt, damit der Sinn sich ergebe: Der Mensch sei und bleibe Fleisch, daher unwürdig des Geistes aus Gott, durch den er lebt, daher Jehova beschließt, seinen göttlichen Hauch aus dem widergöttlich gewordenen Materiellen zurück zu ziehen. Mittelst der heterodoxen (semipantheistischen) Behauptung, daß der Mensch kein eigentlicher Geist, kein geistiges, sondern nur ein geistliches Wesen sei, weiß man auch die Ursache des Gerichtes zu erklären: indem nämlich die abtrünnigen und lasciven Engel durch ihre Ehen sich der Menschenwelt bemächtigten, sei aus dieser der Geist Gottes, der in den Menschen wohnen will, verdrängt worden; die unnatürlichen Gottwidrigen Unholde aber, die als Bastarde aus jenen Verbindungen erwuchsen (die halb dämonischen Nephilim) hätten die Fortdauer der Menschheit unmöglich gemacht. Nicht minder caustisch als gegründet ist Ströbel's Bemerkung: aus menschlicher Phantasie sei das Strafgericht auch zu erklären: Nach Ablauf der Bußfrist lebten nur noch acht Menschen (die Familie Noahs) auf Erden; die übrigen Erdbewohner waren die abtrünnigen, fleischlich gewordenen Elohimssöhne, als eingefleischte Teufel, sodann die von ihnen erzeugten Nephilim als Halbteufel; endlich jene durchteufelten Pestbeulen am Organismus der Menschheit, welche bei Moses Menschen und Töchter der Menschen genannt werden.

sich mittheilte; auch nicht bloß sein organischer Leib, seine sinnenbegabte Leiblichkeit, sondern jene vorherrschende selbstische und sinnliche Willensrichtung, die in Unglauben, Hochmuth und Begierlichkeit dem sittlichen Gesetze und der menschlichen Bestimmung durchaus widerstreitet. Der Geist Gottes rechtet mit den Menschen, überführt sie ihrer Schuld, mahnt sie zur freien Umkehr, so lange die Stimme des göttlichen Logos, der Richterspruch des Gewissens in ihrem Innern nicht gänzlich übertäubt wird, und das Wort Gottesgesandter Warner nicht völlig in's Leere verhallt. Allein auch die letzte durch Noah verkündete Gnadenfrist zog unbenützt vorüber. Und als nun Jehova sah, daß alles Fleisch seinen Weg verkehrt hatte, daß die Ruchlosigkeit des Menschen groß war auf Erden, und die Herzensgedanken desselben ausschließlich und immerfort nur böse, „da reute es ihn, daß er die Menschen geschaffen, und er betrübte sich, indem er es sich zu Herzen nahm, und sprach: hinweg tilgen will ich die Menschen von der Oberfläche der Erde." Wie diese Aussage, die in das überweltliche Denken und Walten Gottes so vieles nach Menschenart hineinträgt, aufzufassen sei, wie die Unwandelbarkeit und absolute Weisheit Gottes mit der Reue, seine von den Geschöpfen unabhängige Seligkeit mit Leid und Betrübniß, und diese wieder mit der schonungslosen Strenge des Gerichtes sich vereinbaren lasse, das ist allerdings eine so gewichtige Frage, daß wir sie nicht um ihrer Schwierigkeit willen von der Hand weisen dürfen.

2.

Der berühmteste unter den Dichtern des hellenischen Volkes hat die Gebete und Bitten jener Sterblichen, deren Herz von Reue bewegt wird, in einem allegorischen Bilde darzustellen versucht. Er schildert diese Bitten unter dem Namen der Litai (wovon die Bezeichnungen Liturgie und Litanei abstammen) als Töchter des großen Zeus oder Diospiter, aber ungeachtet dieser hohen Herkunft sehr kümmerlich und armselig erscheinend, runzligen Angesichtes, schielend und hinkend; — womit wohl der alte Homer andeuten wollte, daß Reue und Gebet gar oft bis zum Eintritt herber Noth oder des Greisenalters sich verspäten, oft auch doppelsinnig, zweideutig nach beiden Seiten hinken. Diesen traurigen Gestalten der Litai schreitet die Ate voran, die in Finsterniß gehüllte Gottheit der Zwietracht und des Fluches, welche die Menschen anreizt, blindlings das Böse zu verüben, die Schuld, die alle Sterblichen bethört, und die Zeus vom Himmel herabgestürzt hat. Ate schreitet behend und rüstig voran, überall die Menschen schwer verletzend; die Litai hingegen schleppen sich mühsam hinter ihr her, holen sie aber endlich doch ein, und heilen den von Ate angerichteten Schaden. Wer diese Töchter des Zeus aufnimmt und ehrt, dem helfen sie; wer sie verachtet und zurück stoßt, der wird von der Ate ergriffen und dem Verderben geweiht *). Den Sinn dieses bedeutsamen Bildes zu enthüllen, ist für den Gläubigen ein Leichtes. Wenn den

---

*) Stiefelhagen l. c. S. 317. Ilias XIX.

Schuldbeladenen, es sei frühzeitig oder spät die echte Reue erfaßt, wenn er seines gottwidrigen Daseins, seines heillosen Thuns sich bewußt wird, und mit entschiedener Verabscheuung der Sünde, als einer Beleidigung und Verletzung der göttlichen Liebe, bittend zur Barmherzigkeit emporblickt; dann wird sich an ihm das Wort erfüllen, daß Jehova ein zerknirschtes und gedemüthigtes Herz nicht verachtet, sowie jenes andere des großen Hausvaters zum treulosen Knechte: Deine ganze Schuld ist dir erlassen, weil du mich gebeten hast. Durch die Vermittlung der, alle Zeitalter umfassenden Gnade der Erlösung wird der Reuige von der Todesschuld befreit, geheilt, in's Reich des Lebens wieder aufgenommen. Bei den Giganten und Kriegshelden, sowie bei der gesammten Bevölkerung der Urwelt trat eine solche freie Wendung und Willensumkehr nicht ein. Vielmehr bezeugt von ihnen die Schrift, daß sie nicht verschont wurden, weil sie auf ihre Stärke ihr Vertrauen setzten und es ihnen nicht in den Sinn kam, reumüthig Gott anzurufen, daher sie auch zu Grunde gingen *). Die armen Litai vermochten nicht, sich ihnen zu nähern, oder wurden mit Stolz und dämonischem Hohn zurückgewiesen, dafür wurden sie von der finstern Ate ergriffen. Sie hatten den Segen abgewehrt, und er verließ sie; sie hatten den Fluch gewollt und verlangt und er kam über ihr Haupt.

Ueberall aber, wo es geschieht, daß die ewige Liebe zum Herzen des Menschen, d. h. zum innersten Grunde seiner freien Willensmacht keinen Zugang mehr findet,

---

*) Syr. 16, 8.

wird beziehungsweise ihre allgütige Wirksamkeit gehemmt und beschränkt, in der Verwirklichung ihrer Absicht verhindert; wo die menschliche Reue mangelt, da wird jene Kundgebung der heiligen Liebe eintreten, welche in der Schrift die göttliche Reue genannt wird. Und allerdings ist dieser Ausdruck so schroff, und so sehr der menschlichen Empfindung (anthropopathisch) nachgebildet, daß er ein genaueres Verständniß erheischt. In menschlich irdischen Verhältnissen hat die Sache keine Schwierigkeit. Der Künstler verwirft sein Bildwerk oder Gemälde, sobald er es als mißlungen erkennt, er bereut es in so fehlerhafter Weise begonnen zu haben, und vertilgt es. Ein Geschäftsmann bereut die Unternehmung, die zu seinem Nachtheil ausgefallen, ein Wohlthäter die Opfer, die er an Undankbaren und Unwürdigen verschwendet; der Richter seufzt, wenn er sich in die Nothwendigkeit versetzt sieht, einen Menschen, den er liebt, zu verurtheilen, und der Klageruf: „hätte ich das voraus gewußt" wird von Jedem wiederholt, der in seinen Erwartungen sich getäuscht sieht. Da es nun nicht allein höchst widersinnig, sondern sogar eine Lästerung wäre, Aehnliches von Gott auszusagen, so fühlte man sich von jeher den Ausdruck der Schrift zu mildern bemüssigt. Diese Absicht zeigt sich in der Bemerkung des heil. Chrysostomus: „Siehe da ein starkes (übermässiges, crasses) Wort, das der Größe der menschlichen Schlechtheit entsprechend gewählt ist!" Nach dieser Erklärung sollte in jenem Berichte vom Leidwesen Gottes nur soviel gesagt sein, daß die ungeheuren Frevel dem ewigen Gebieter selbst Betrübniß und

Schmerz verursacht hätten, wenn er eines solchen, seinen Frieden störenden Affectes fähig wäre.

Wir werden jedoch unbeschadet der den Vätern gebührenden Achtung, zugestehen müssen, daß uns, den nachdrücklichen stark betonten und sehr ausführlichen Angaben der Schrift gegenüber, diese Erklärungsversuche keineswegs befriedigen, indem sie das einfach Mitgetheilte nicht als etwas Thatsächliches behandeln. Um aber von der Wahrheit und Wirklichkeit des Berichteten einige Erkenntniß zu gewinnen, sind wir etwas weiter auszuholen genöthiget.

Nach der viel verbreiteten Meinung, welche von der Geist- und ideenarmen, bereits veralteten Schule der Deisten und Rationalisten bis zur Höhe der Albernheit ausgebildet worden, besteht die Unwandelbarkeit Gottes, das Unveränderliche seines ewigen Waltens darin, daß er die physischen und moralischen Gesetze, die er ein für allemal gegeben, in erhabener, überweltlicher Majestät, Zurückgezogenheit und Ruhe fortwirken läßt, ohne sich mit den einzelnen Vorgängen in der Welt, und mit den geringfügigen Sorgen und Leiden, Tugenden und Sünden der Menschen zu befassen, deren winziger Wohnort im Weltall verschwindet. Solche übermüthige Dünkelmänner hat es übrigens schon in Hiob's Zeitalter gegeben, die damals schon von Gott auszusagen wußten: er wandelt um die Pfeiler des Himmels, und kümmert sich um unsere Angelegenheiten nicht. Indem sie damit die Weltregierung und Vorsehung Gottes, die Anstalt der Erlösung, die Wirksamkeit des Gebetes läugneten, hatten sie doch mindestens den Vorzug, daß

sie die Schlußfolgen ihrer dummdreisten Weisheit ohne Heuchelei heraus sagten. Bei weitem höher und zur Täuschung der Unkundigen viel geeigneter sind die mannigfachen Formen jener (monistischen) Weltanschauung, welche das All oder Universum, die Gesammtheit der sichtbaren und unsichtbaren Dinge aus einem einzigen Wesensgrunde oder Prinzipe herleitet, das sich in diese Vielheit entfaltet. Ob nun als dieses Prinzip der ewige Stoff angenommen wird, aus welchem (man weiß nicht wie) die Naturwesen und der Geist sich entwickeln, oder der Geist (Weltgeist), der sich in der Naturwelt veräußert (verkörpert), und in den seelischen und denkenden Wesen verinnert: das Endergebniß wird doch immer das Eine bleiben, daß Gott nicht als eine ewige Persönlichkeit, nicht als der Schöpfer und Lenker der Welt gedacht wird, und daß die Thatsachen des menschlichen Bewußtseins, des sittlichen und religiösen Lebens unbeachtet bleiben. Ist Gott selbst das Wesen der Welt, die Grundkraft, die alles bewegt, der Quell, aus dem alles organische und geistige Leben strömt, so kann ohne diese Kraft das Böse so wenig als das Gute geschehen; ob ein Sterblicher die Tugend oder das Laster sich erwählt, die Gottesmacht wirkt in ihm auf dem einen wie dem andern Wege, damit er entweder zur Seligkeit oder zur Hölle reif werde. Von einer dem menschlichen Geiste anerschaffenen Selbstständigkeit, von einer Willensfreiheit und freien Wahl, von Gewissen und Rechenschaft kann da keine Rede mehr sein; nur Naturnothwendigkeit und Fatalismus bleiben übrig, um mit ihren bleiernen Schwingen die Seelen niederzudrücken und in Finsterniß zu hüllen.

Es dringt jedoch ein Licht durch diese Finsternisse, das jeden Menschen innerlich erleuchtet, und von seiner wahren Weltstellung ihm Zeugniß gibt. Das Bewußtsein der ihm anerschaffenen sittlichen Freiheit geht aus Thatsachen hervor, die weder durch Uebertäubung noch durch dichterische und sophistische Beschönigung sich abschwächen lassen. Bei jeder vorbedachten und mit Besonnenheit vollführten That weiß der Erdenbürger, daß er auch anders zu handeln vermocht hätte; und sowohl in der Freude an der guten, als den innern Vorwürfen nach der bösen That, als in der öffentlichen Meinung und im Urtheil über fremdes Thun findet dieses Bewußtsein die Bestätigung *). Seinen innersten Grund aber hat es in der Eigenthümlichkeit des Geistes, sich als ein reales sich selbst bestimmendes Wesen zu erkennen, dessen Wille durch nichts Aeußerliches gezwungen werden kann. Wenn es dennoch nur allzuoft geschieht, daß der menschliche Geist als ein Unding geläugnet wird, oder (was das nämliche ist), daß der Geist sich selber läugnet, so liegt die Ursache darin, daß er in seiner Einigung mit einem organischen Leibe, die ihn mit der Natur verbindet, leicht in den Irrthum geräth, sich für ein bloßes, nur höher begabtes Naturwesen zu halten **). Allein als

---

*) Dr. L. Trebisch: die menschliche Freiheit, eine philophische Rhapsodie; mitgetheilt in der Wiener Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben, 1864, Nr. 28 und 29.

**) Trebisch l. c. entwickelt hier eine scharfsinnige Anwendung der Thatsache, daß (nach Virchow, Wagner, Lotze) weder im Gehirn, noch sonstwo im Organismus des Menschen ein physiologischer Mittelpunkt zu finden sei, wie denn auch im großen Welten-

ein von der Natur grundverschiedenes Wesen kann er den (mechanischen, zwingenden) Gesetzen der letztern nicht unterworfen sein. Erübrigt nur noch die Frage, ob nicht der menschliche Geist, als eine beschränkte Macht von der unendlichen Gottesmacht unbedingt beherrscht werden, ob er nicht dieser gegenüber widerstandslos (passiv) sich verhalten müsse? so löset sich diese Schwierigkeit ganz einfach durch die rechte Würdigung der den Geistwesen verliehenen Selbstständigkeit oder Freiheit, die jeden Zwang ausschließt. Wenn die sogenannten Deisten des vorigen Jahrhunderts, so dürr und schal auch sonst ihre Lehre, darin doch nicht irrten, daß der Schöpfer, im Großen und Ganzen, die der Natur eingeprägten Gesetze walten und fortwirken läßt, so darf man mit gleicher Gewißheit behaupten, daß es eben so auch im Gebiete der geistigen Geschöpfe sich verhält. Der göttlichen Allmacht wird dadurch nicht das Mindeste benommen, daß sie diesen einen Spielraum freier Thätigkeit gönnt, in welche sie nicht entscheidend (determinirend)

---

system kein solches Centrum sich nachweisen lasse (da das von Mädler nur mathematisch berechnet ist). Die Natur in ihrer polarischen Wesens-Differenzirung veräußert sich immerfort, so daß Göthe mit vollem Rechte sagen konnte: „Die Natur (als mütterlich gedacht) lebt in lauter Kindern, und die Mutter selbst, wo ist sie?“ Aus dieser Voraussetzung wird es verständlich, daß der Geist im Menschen, als dem organischen Vereinswesen der Geister- und Körperwelt, bestimmt sei, die Lücke auszufüllen, welche die centrumlose Natur offen läßt. Und in Wahrheit ist es ja der ruhelosen Physis bestimmt im Geiste des Menschen, sofern dieser zur Freiheit der Gotteskinder gelangt, ihren Frieden und Ruhepunkt zu gewinnen.

eingreifen will; es wird vielmehr darin ihre Herrlichkeit offenbar, daß sie persönliche oder sittliche Wesen geschaffen, und deßhalb, damit sie in freier Selbstbestimmung sich vollenden, ihnen gegenüber (beziehungsweise) sich selbst beschränkt, oder ihres zwingenden Einflusses entäußert hat *).

Dadurch nun, daß diese Selbstbeschränkung, durch welche die höchste und edelste Gabe des Schöpfers, die Freiheit und Freithätigkeit der Geistwesen ermöglicht wird, zur Allmacht Gottes in keinem Widerspruche steht, sondern vielmehr sie verherrlicht, wird es überhaupt schon verständlich, wie die Unwandelbarkeit Gottes mit der wandelbaren Weise seiner Offenbarung vollkommen vereinbar sei. Unveränderlich ist seine Willensheiligkeit, in welcher sowohl die ewig sich selbst gleiche Wahrheit oder Gerechtigkeit als die unendliche Güte beschlossen ist; von den denkenden Geschöpfen aber je nach den Zuständen ihrer Gesinnung und Willensrichtung, d. h. je nach ihrem Verhalten zu ihm, wird er sehr verschieden erfaßt und beurtheilt werden, wie das längst in dem Psalmenvers gesagt ist: „dem Frommen zeigst Du Dich liebevoll, dem Tadellosen gerecht, dem Reinen klar und rein (ohne Schatten und Unvollkommenheit), dem Verkehrten, Verschrobenen erscheinst Du (gleichfalls) im falschen Lichte *).

---

*) Es liegt darin kein Widerspruch gegen die Idee der göttlichen Allmacht. Im Gegentheil: „Die Macht über Alles schließt auch die über Sich, d. h. die Selbstbeschränkung ein.“ Trebisch am Schlusse der citirten Abhandlung.

*) Ps. 17, 25.

Einen Beleg dazu liefert der alte Brauch aller Genußbolde und Hedonisten, den Gott der Offenbarung einen Tyrannen, und sein Sittengesetz ein naturwidriges, despotisches Joch zu nennen. Allein sein Schöpferwille kann es nicht billigen, daß der menschliche Geist von der Sinnlichkeit sich knechten lasse; seine Wahrheit tritt aller Hoffart, Lüge und Heuchelei entgegen, seine heilige Liebe verurtheilt jede selbstsüchtige und böswillige Bestrebung. „Gott widersteht den Stolzen, den Demüthigen erweiset er seine Gnade."

Dieser Wechsel des Verhaltens Gottes zu den Menschen, oder seiner Offenbarung nach außen, darf allerdings nicht so gedacht werden, als ob er mit einer Störung oder leidenschaftlichen Erregung verbunden sein könnte. Allein ebenso wenig würde es der ganzen Wahrheit, sowie dem Wortlaute der Schrift entsprechen, wenn man diese absolute Seligkeit, diese unstörbare Ruhe als Gleichgiltigkeit und Mangel aller Theilnahme betrachten wollte *). Zwar betont die Schrift den Ausspruch: „Ich

*) In Bezug auf die Geschichte des A. B. erklärt Döllinger (l. c. S. 823) die anthropopathischen Ausdrücke aus dem Verhältnisse zwischen Jehova und Israel. Die lebendige Wechselwirkung zwischen beiden, das Verwebtsein Jehovas in die ganze Geschichte des Volkes brachte das mit sich. Es waren entweder leicht erkennbare symbolische Einkleidungen, oder die Schrift selber bot ihr Correctiv, indem sie jede Vorstellung einer menschlichen Leidenschaft fernhielt. Gottes Rache ist der Ernst seiner Gerechtigkeit. Wenn er als bekümmert über das verschuldete menschliche Verderben dargestellt, wenn ihm Reue beigelegt wird, so ist damit nur der, in der Unveränderlichkeit seines Wesens begründete Wechsel in der Behandlung der

bin Jehova und ändere mich nicht" *); andere Stellen jedoch schildern die Wirkung des menschlichen Undanks auf die göttliche Liebe so ausdrucksvoll und so lebhaft, daß man es schwer über sich bringt, sie durch eine bloß symbolische Bedeutung zu entkräften. So lautet die Rede Jehova's an das Volk des alten Bundes bei den Propheten: Meine Seele verabscheut eure (gottesdienstlichen) Feste; sie sind mir zur Last. Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, ihr Herz aber ist nicht bei mir. Ihr habt mir Leid verursacht in euren Sünden. Ihr habt durch euer Gerede (nämlich durch schnöde Urtheile über die göttliche Gerechtigkeit) Jehova gekränkt**). Hieher gehört auch die schmerzliche Klage des Herrn über Jerusalem, der Weheruf verschmähter göttlicher Liebe: wie oft habe ich dich (deine Bewohner) unter meine Fittige versammeln, unter meine schirmende und belebende Obhut nehmen wollen, und du hast es verweigert ***)!

Die Lösung der Frage liegt schon darin, daß wir das Wesen der Sünde, die Schuld, nicht im symbolischen Sinne, sondern thatsächlich eine Beleidigung Gottes nennen, im Gegensatz zu jeder Gesinnung oder That, welcher das göttliche Wohlgefallen zu Theil wird. Dem

---

Menschen angezeigt. — So scharfsinnig dieß gedacht ist, so scheint doch in eben jener gleich anfangs hervorgehobenen lebendigen Wechselwirkung zwischen Gott und den Menschen ein sicherer Ausgangspunkt gegeben zu sein, um für den Wortlaut der Schrift noch ein näheres Verständniß zu suchen.

*) 4. Mos. 23, 19. — 1. Kön.

**) Jesai 1, Malach 2.

***) Matth. 23, 37.

innern Leben Gottes vermag kein freies Geschöpf ein Leid zuzufügen, wohl aber vermag es durch Verweigerung des Gehorsams und der Ehrfurcht, durch Verachtung des Gesetzes und Gewissens, durch Störung der sittlichen Weltordnung die Absicht Gottes theilweise zu vereiteln, die göttliche Huld von sich und andern zurückzuweisen, die Mittheilung ihrer Güter zu hemmen, den wechselseitigen Lebensverkehr zu unterbrechen. Die Rückwirkung wird vom Seher in den Worten geschildert: „Das Licht Israels wandelt sich in Feuer; sein Heiliger (sein Gott und Erlöser) wird zur Flamme" *). Das Licht der göttlichen Gnade und Wahrheit wird den Läugnern gegenüber zur verzehrenden Flamme der Gerechtigkeit, die keine Lüge, keine Unlauterkeit duldet. Aber diese Flamme ist nicht bloß eine verzehrende; sie will auch läutern und neu beleben; in der Gewitterwolke des Zornes oder der Ungnade (des göttlichen Widerspruchs gegen das Böse) waltet die Zucht der erbarmenden Liebe; der Ausspruch: „ich bin Jehova der Herr, und werde nicht verändert," bekräftigt sich eben dadurch, daß seine unendliche Güte stets zur Mittheilung bereit ist, sobald der Mensch durch freie Willenswendung derselben fähig wird; wie es durch den Seher in der bündigen Rede ausgesprochen ist: „Kehret um zu Mir, und ich werde mich wieder zu euch kehren" **). Denn wie ein (menschlicher) Vater seines Sohnes sich erbarmt, so erbarmt sich Jehova derer, die ihn fürchten und seine Gebote halten,

*) Jesai 10, 17.

**) Secharja 1, 3.

oder wenn sie treulos gewesen, wieder reumüthig zu ihm aufblicken. Dieses innige väterliche Verhältniß war ja bestimmt, in volle Wirklichkeit zu treten. Der unveränderliche Rathschluß Gottes, die Menschheit aufrecht zu erhalten, brachte es mit sich, daß im Hinblick auf den möglichen Mißbrauch der Freiheit, mit dem Werke der Schöpfung auch für jenes der Erlösung fürgesorgt war, dessen hohe und wunderbare Bedeutung in den Worten ausgeprägt ist: „In solchem Maße hat Gott die Menschenwelt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn für sie dargegeben.“ Indem dieser, der ewige Logos, die Menschennatur zur persönlichen Einigung in Sich aufnahm, und als Mensch unter Menschen wandelte, hat er auch im Kampfe gegen Lüge und Bosheit die ganze Wucht unserer Geschicke und Schmerzen auf sich genommen, und in ihm, dem Gottmenschen, ist das göttliche Leid und Mitleid zur vollen Wahrheit geworden.

Wenn nun dennoch die letzte Generation der Urzeit keiner Erbarmung gewürdigt ward, so läßt sich der Grund eines so furchtbaren Gerichtes an den Strafurtheilen errathen, die Jehova durch den Propheten Amos den Völkern Syriens und Arabiens mit der oftmals wiederholten Formel ankünden ließ: um dreier Laster willen und um vier, d. h. um der großen Menge ihrer Frevel willen, werde ich meinen Beschluß nicht wenden. Die Missethaten, die hier gerügt werden, sind die Verwüstung der Nachbarländer, grausame Mißhandlung der Gefangenen, Bundesbruch und Brudermord, Zerstückung der Kinder im Mutterleibe und ähnliche Gräuel, die jedoch von dem Götzendienste, der empörenden Rechts-

verachtung und Unsitte des Bundesvolkes noch überboten werden *). Von den Gräuelthaten und Ausschreitungen der Giganten, der unflätigen, kriegerischen Frauen, der völlig verwilderten und verthierten Waldläufer, sowie von der Entsittlichung und Verworfenheit der Uebrigen, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß alle diese Wirren in weit größeren riesigen Ausmaßen fortschritten, und die Erdenwelt, soweit sie damals bevölkert war, in einen Tummelplatz dämonischer und bestialer Leidenschaften verwandelten. Auch jetzt noch hatte ihnen die göttliche Langmuth eine Gnadenfrist gewährt, die über ein Jahrhundert hinaus reichte; doch die Unseligen benutzten dieselbe nur dazu, um durch Häufung der Uebel jede sittliche Ordnung zu zerstören, und in gewissenloser Verachtung Gottes sich als unverbesserlich zu erweisen.

Soviel an ihnen war, hatten sie die sittliche Bestimmung der Menschenwelt, und somit auch jene der Erde, ihres Wohnorts, verläugnet und vernichtet. Allein der göttliche Rathschluß wurde dadurch nicht aufgehoben, die Urverheißung nicht zurück genommen. Wie um des Erlösers willen und durch ihn der Fortbestand der Menschenwelt verbürgt wird, eben so ist er selbst als Menschensohn (als Sohn der Jungfrau) und neuer Adam durch diese Fortdauer vermittelt. Und darum wurde zum Erzvater aller künftigen Geschlechter und Völker Noah, der letzte unter den Fürsten der Sethiten auser-

*) Amos C. 1 und 2. Dazu die Erklärung in Prof. Schegg's Commentar über die kleinen Propheten.

wählt, um die große Katastrophe zu überdauern. Warum gerade nur diesen die Vorsehung auserlesen, das geschah, wie die Schrift berichtet, weil er der Einzige war, der (wie Henoch) mit Gott wandelte, gerecht und tadellos in Werk und Gesinnung. Wollten wir das Weitere wissen, wie es gekommen sei, daß unter so vielen Millionen Noah allein dem Glauben und dem Gesetze treu geblieben? so würden wir nur dem unweisen (von Leibnitz gerügten) Brauche folgen, nach dem Warum des Warum zu fragen. Wir wissen z. B., daß der Nordwind, wenn er einer südlichen Luftströmung begegnet, Regen bringt, weil der in der letztern enthaltene Wasserdunst verdichtet wird; allein wir wissen nicht, warum gerade jetzt diese Luftströmungen eintreten. Sind uns die entfernten und nächsten Ursachen in der Natur so oft verborgen, wie erst im Gebiete der sittlichen Welt, der Vorsehung und der Geschichte?

Von Agelmund, einem der Könige der Lombarden, erzählt die Chronik, er habe während eines Kriegszugs in Italien (im Jahre 390 uns'rer Zeitrechnung) in der See eine Kiste schwimmen gesehen, in welcher einige hilflose Kinder sich befanden. Um sie zu retten, trat er an den äußersten Saum des Ufers, und reichte ihnen den langen Schaft seiner Hellebarde hin. Aber nur ein einziges dieser Kinder schien die Absicht davon zu verstehen, es hielt sich mit beiden Händen an die Stange fest, wurde ans Land gezogen, und gewann später des Königs Gunst in solchem Grade, daß es sein Thronfolger wurde. Es wäre eine fruchtlose Bemühung, nach den inneren und äußeren Umständen zu forschen, deren gemeinsames

Wirken den Erfolg hatte, daß gerade nur der Eine gerettet wurde; obwohl in dem hier gegebenen Falle ein solches Zusammenwirken voraus zu setzen ist, das den Erfolg mit Nothwendigkeit bestimmte. Im Gebiete der sittlichen Freiheit hingegen, die jede Nöthigung (jeden Determinismus) ausschließt, gibt es für die Willensentschließung oder Selbstbestimmung kein anderes Warum des Warum, keinen andern Grund, als eben die dem Geiste wesentliche Freiheit. Und ist es längst in der Glaubenslehre festgestellt und anerkannt, wie die Freithätigkeit oder Willensmacht des Menschen zur göttlichen Allmacht sich verhalte, so wird (mit aller Vorsicht) auch das Verhältniß der freien Selbstbestimmung zur göttlichen Allwissenheit darnach sich beurtheilen oder doch ahnen lassen. In dieser Allwissenheit liegt keineswegs der Grund, aus welchem man beweisen könnte, daß jede menschliche Handlung eine mit Nothwendigkeit bestimmte sei, weil sie von Gott voraus gesehen werde und daher so und nicht anders erfolgen müsse. Es wird dieß aus einer wichtigen Lehre des Apostels ersichtlich, die zugleich eine nachdrückliche Mahnung enthält. „Fest steht der Grundbau Gottes," d. h. die in Christo gegründete Kirche und Gottesgemeinde, deren lebendiger Bau durch den Ausfall einzelner Steine nicht erschüttert wird, „und dieß ist sein Siegel," nämlich die Bürgschaft für dieses sichere Bestehen, und zwar mit der doppelten Inschrift: „Der Herr kennt diejenigen, die Sein sind, und es entferne sich daher von aller Schlechtheit, wer den Namen des Herrn bekennt." *) Kraft seiner Allwissenheit durch-

*) Timotheus 2, 19.

schaut Gott die Herzen, er weiß die Gesinnung und Absicht, von der die Handlungen ausgehen; er kennt daher auch diejenigen, die in Wahrheit ihm angehören; wie dieß der gute Hirte von seinen Getreuen aussagt, daß er sie kenne und sie hinwiederum ihn. Von einer vorausbeschlossenen Auswahl hingegen, von einer unabänderlichen Vorherbestimmung der Einzelnen zum Heil oder Unheil kann in diesem Satze um so weniger die Rede sein, als der Nachsatz gerade das Gegentheil davon aussagt. Indem nämlich ein Jeglicher, der als ein Glied der Gottesgemeinde betrachtet sein will, ermahnt wird, durch die Meidung alles Gottwidrigen Thuns, also durch eigene Bemühung und Sorgfalt sich dieses Anspruchs würdig zu machen, wird dadurch schon auf die Wahlfreiheit des Menschen, aus der allein seine Verantwortlichkeit hervorgeht, das volle Gewicht gesetzt. An den Mitteln der Weckung, Erleuchtung und Lenkung läßt es die Gnade nicht fehlen; die Entscheidung aber ist, so lange er die geistige Freiheit nicht ganz verscherzt hat, dem Menschen in die eigene Hand gelegt.

Zu dieser Wahrheit in engster Beziehung steht ein Lehrspruch, den ein Mann von hoher christlicher Weisheit, der heilige Pascal Baylon, gelehrigen Seelen mitzutheilen liebte. „Gott gegenüber sollen wir das Herz eines Kindes bewahren, im Verhältniß zu unseren Mitmenschen das Herz einer Mutter, gegen uns selbst das Herz eines Richters.“ Gibt unser Verhalten zu Gott uns das Zeugniß kindlicher Ehrfurcht, so wird er auch uns seine Vaterhuld erfahren lassen; behandeln wir unseren Nächsten, ohne jedoch seine Laster und Irr-

thümer zu billigen, mit Geduld und Schonung, so erfüllen wir, seiner schwersten Aufgabe nach, das Gebot der Liebe. Erforschen wir uns selbst, um über unser Bestreben, Thun und Lassen schonungslos Gericht zu halten, so werden wir dem göttlichen Gerichte nicht verfallen, sondern am Ziel unserer Lebensbahn ausrufen dürfen: „Gepriesen sei Gott, der mein Gebet und seine Gnade nicht von mir hinweggenommen."*)

*) Ps. 65, 20.

Neunter Vortrag.

Das Gericht der Fluth.

„In Kraft des Glaubens hat Noah, der empfangenen Offenbarung gemäß, mit Sorgfalt die Arche gebaut, zum Heil seiner Familie."
(Hebr. 11, 7.)

Der berühmte Geschichtschreiber der Franken, Gregor von Tours, kam einmal, in Begleitung eines prophetisch begabten Mannes, des heil. Bischofes Salvius, an einer Ritterburg vorüber, die hoch über das Land ragte. Auf die Zinnen derselben empor weisend, fragte Salvius: siehst du wohl über diesen Dächern, was Ich erblicke? Als nun Gregor gestand, daß er nichts Besonderes bemerkte, fuhr er fort: Ich aber sehe das blanke Schwert des Zornes Gottes über diesem Hause schweben. Das Strafgericht, das Salvius über ein Haus der Gewaltthat und des Frevels verhängt sah, und das sehr bald über dasselbe hereinbrach, hat Noah über die gesammten Wohnsitze seiner Zeitgenossen, über die ganze Menschenwelt verhängt gesehen. Und indem er die Offenbarung die ihm geworden, fest im Auge behielt, hat er, wie der Apostel sagt, durch den Glauben, d. h.

in der Kraft und Beharrlichkeit dieses Glaubens, mit sorgfältiger Voraussicht die Arche gezimmert, zum Heile der Seinigen; durch diesen Bau, den er vor den Augen einer ungläubigen ihn verhöhnenden Menge vollführte, hat er die Welt verurtheilt (ihrem Unglauben und Leichtsinn das Urtheil gesprochen), und ist der Erbe der Gerechtigkeit geworden, welche durch den Glauben begründet ist.

Auf der Grenzscheide zweier Weltalter steht, als der echte Janus, dieser wunderbare Mann, der einzig Gerechte unter seinen Zeitgenossen, der Vater aller jetzt lebenden Völker, nachdem die früheren von der Erde getilgt worden. Da es kaum ein anderes Ereigniß gibt, das mit solcher Ausführlichkeit von der h. Schrift berichtet, und in so zahlreichen Erinnerungen in den Sagen der Völker aufbewahrt ist, während anderseits die moderne Naturforschung die historische Wahrheit desselben bestreitet, so sind wir genöthigt, von den vielseitigen Beziehungen dieses Gegenstandes nur diejenigen hervor zu heben, die einer Erörterung am meisten zu bedürfen scheinen. Es sind dies zuerst die äußern (geologischen und sagenhaften) Zeugnisse für die geschichtliche Wirklichkeit der Fluth, sodann der in der Genesis mitgetheilte Bericht, endlich die Grundzüge der vorbildlichen oder typischen Bedeutung, die diesem Weltereignisse zugeschrieben wird.

1.

Der wissenschaftlichen Forschung, die mit der Kunde der Urzeit sich beschäftigt, liegen zwei große Bücher vor,

die man noch lange nicht vollständig gelesen, und deren Verständniß noch sehr mangelhaft geblieben. Das eine dieser Bücher, dessen Blätter jedoch schwer aufzurollen oder umzuwenden, besteht aus den geschichteten Gesteinen, Flötzen und angeschwemmten Lagern der Erdrinde; das andere enthält die in fantastische Bilder, Sagen und Hieroglyphen gehüllte Geschichte der Urvölker in ihrem Kampfe mit den Naturmächten, und ihren Verhältnissen zu den physischen Zuständen der Erde. Das Studium des einen Buches hat den Namen der Geologie, und insbesondere (in Bezug auf die Folgereihe urzeitlicher, fossiler Pflanzen und Thiere) den der Paläontologie; jenes des andern Buches, in welchem die geschichtlichen Ueberlieferungen der Völker sich bergen, ist die Aufgabe der Mythologie. Beide diese Bücher überragt, mindestens für den Standpunkt des positiven christlichen Glaubens, maßgebend ordnend und aufhellend, die ehrwürdigste aller alten Urkunden, das Buch der Genesis *).

Um nun der Reihe nach in diesen drei Büchern zu forschen, wenden wir uns zuerst an die Geologie, um nach den deutlichen Spuren zu fragen, welche die Noachische Fluth oder Sintfluth **) an der Oberfläche

*) „Kein Naturkundiger," sagt Prof. F. A. Quenstedt, „wird so oft genöthigt, die altheiligen Bücher zur Hand zu nehmen, als der Geognost." (Sonst und Jetzt, Vorträge über Geologie. Tübingen 1856. S. 4.) Dieß Geständniß eines berühmten Fachmannes ist gewiß anerkennungswerth.

**) Der Name der Noachischen Fluth wird nirgends in der Schrift mit Sünde oder Schuld in Verbindung gesetzt. Das deutsche

und Rinde uns'res Planeten zurück gelassen. Es fehlt nicht an Forschern des Alterthums, die dem letztgenannten Buche so gram sind, daß sie im Widerspruch mit den Zeugnissen der Völker aller Welttheile, die große Fluth auf die Ebene Mesopotamiens, d. h. des Mittellandes zwischen den Strömen Euphrat und Tigris beschränken, indem sie darauf hinweisen, daß der letztere noch jetzt nicht selten über zwanzig Fuß hoch steigt, und weite Landschaften in See und Sumpf verwandelt. Allein mit dieser localen Ueberschwemmung eines Tieflandes läßt die größte Epoche der menschlichen Urgeschichte sich nicht erklären. Im Gegensatz zu solchen Versuchen gibt es auch zahlreiche andere, an denen das alte Sprichwort sich bewährt, daß wer zu viel beweisen will, nichts beweist. Es sind dies z. B. die von versteinerten Resten der Seethiere hergeholten Beweise, wie denn schon Tertullian auf die vielen Muscheln und andere Conchylien hingezeigt hat, die auf den Gipfeln der Pyrenäen liegen geblieben. Allerdings findet sich kaum etwas in so massenhafter Anhäufung auf Erden, als die in Gesteinen dritter Ordnung z. B. im Muschelkalk vorhandenen Versteinerungen der Schalthiere; sie sind jedoch keineswegs durchaus erweisliche Wirkungen der Noachischen Fluth, sondern von früheren Katastrophen herrührend*).

Wort ist eigentlich Sintfluth, von sint, was uralt, von Anfang her bedeutet und in dem noch üblichen Worte „sintemal" (dieweil) zu erkennen ist. Die Schreibart Sündfluth ist jedoch die allgemein gebräuchliche geworden.

*) Als man im Jahre 1517 beim Grundbau einer Citadelle zu Verona eine Masse wohl erhaltener Tertiärmuscheln fand, die man

Eben so verhält es sich mit jenen mächtigen Kalkgebirgen, welche zahllose Seeigel, Sternkorallen, und im Kalkschlamm des Schiefers das zarteste Knochengewebe enthalten, so wie mit den vielfach gesammelten Resten von Fischen, Amphibien und Säugethieren, deren auch nur übersichtliche Aufzählung hier zu weit führen würde. Hierher gehören die bekannten Höhlen in Süddeutschland (Gailenreuth und Kannstadt), welche mit Knochen von Bären, Löwen, Hyänen, Rhinocerotten, Mammuth und Wiederkäuern angefüllt sind; die fossilen Thierreste, auf Höhen von acht- bis achtzehntausend Fuß über dem Meeresspiegel (auf den Alpen, den Anden, dem Himalaya); dann die erratischen oder Wanderblöcke (Findlinge), sei es nun, daß sie durch die Bewegung der Gletscher, oder durch die Gewalt der Fluthen fortgetragen und abgelagert wurden. Man ist jedoch in der neuern Zeit davon abgekommen, die vielfachen Ergebnisse dieser Art als Wirkungen und Zeugnisse der Noachischen Fluth zu beurtheilen, da dieselbe nur über Ein Jahr sich erstreckte, also über einen Zeitraum, der viel zu kurz ist, als daß während desselben alle die vulcanischen Ausbrüche, die plutonischen Hebungen, die Einstürze des Festlandes und die neuen Formationen ihren Verlauf nehmen konnten, ohne welche das große (geologische) Diluvium nicht denkbar ist, und die dem

---

für Reste der Sündfluth hielt, zeigte damals schon Fracastoro das Unhaltbare dieser Ansicht, weil jene Fluth als eine schnell vorübergehende solche Meeresbewohner nicht zurücklassen konnte. Quenstedt l. c. S. 137.

Abschluß aller dieser Katastrophen, nämlich der Noachischen Fluth vorausgegangen sein müssen.

Wir haben uns daher vor allem mit den Widersprüchen zu befassen, welche die geologische Forschung gegen den biblischen Bericht, und insbesondere gegen die Mosaische Zeitberechnung erhebt, indem diese vom ersten Auftreten des Menschen bis zum Gericht der Fluth keine vollen zwei Jahrtausende ansetzt, während die Geologen ihre Bildungsperioden nur nach Milliarden und Millionen von Jahren zu bemessen gewohnt sind. Da diese Perioden bekanntlich nach dem Vorhandensein fossiler Pflanzen und Thiere in den Stein- und Erdschichten, nach der stufenweisen höhern Ausbildung dieser Organismen und ihrem Vorkommen in älteren oder neueren Gesteinformationen berechnet werden, so mag es zweckmäßig sein, sie nach der Angabe eines der kenntnißreichsten Geologen übersichtlich zusammen zu stellen *). Das erste Zeitalter der Erde umfaßt die Formation von Gesteinen, die keine Spuren organischer Wesen enthalten; weßhalb es das azoische (leblose) genannt wird. Die zweite Periode ist die der sogenannten silurischen Gesteine, in welchen Weichthiere (Mollusken) und Seegewächse erscheinen. In der dritten (Devonischen) kommen die baumartigen Gewächse, aus welchen die Kohlenlager entstanden, und die Fische zum Vorschein. Die fünfte ist die Zeit der Amphibien (Reptilien) und der palmenähnlichen Cycadeen; die sechste endlich ist die der

*) Dana's Lehre von der Entwicklung der organischen Formen, mitgetheilt im Ausland, Jahrgang 1864, Nr. 15.

Palmen, der höher ausgebildeten Pflanzen und der Säugethiere, nach deren Abschluß der Mensch ins Dasein tritt *). Ob nun und wie diese Aufeinanderfolge mit dem Sechstagewerk (Hexaëmeron) der Genesis sich vereinbaren lasse, brauchen wir hier nicht zu untersuchen, da es insbesondere die Steinkohlenperiode ist, welche die Frage hervorruft, wie es erklärlich sei, daß in jenem Schöpfungsbericht von Hebungen und Senkungen der Erdrinde, von der innern Erdwärme, von plutonischen und vulcanischen Vorgängen nicht das Mindeste erwähnt wird? Mit der etwas abgeschmackten und verfänglichen Antwort, Moses sei kein Professor der Geologie gewesen, verdächtigt man eigentlich das Ansehen der Schrift, und mit der gelehrten Auskunft, er sei, weil im Nildelta erzogen, ein Neptunist gewesen, ist eben so wenig geholfen. Denn obwohl in Aegypten die Formationen des Landes und der Thiere aus dem Süßwasser vorwalten, konnten ihm doch die vulcanischen Zustände und Producte nicht unbekannt geblieben sein. Abgesehen davon, daß er den Gebrauch der Erdnaphta (des Steinöls oder Petroleums) zum Einbalsamiren der Leichname

*) Noch gedrängter wird diese Reihe, nach dem Abschluß der versteinerungslosen Zeit, in drei Perioden dargestellt. Zuerst die uranfängliche Zeit des organischen Lebens, oder das paläozoische Weltalter; dann eine mittlere oder mesozoische, endlich die (relative) Neuzeit des Lebens, oder das cänozoische (kainozoische) Weltalter. Sie lassen sich auch nach den fossilen Gebilden bestimmen, als die Grenzen des Kohlen- und Amphibienalters, des letzteren und der Kreideformationen, und endlich als die Tertiärperiode, in welche das eigentliche Zeitalter der Säugethiere fällt. (Ausland l. c.)

kannte, hat er ja auf seinen Wanderungen in Arabien und an den Grenzen von Palästina (z. B. in der Landschaft Hauran) die Verwüstungen erloschener Krater, auch wohl (wenn die diesfällige Namensableitung richtig ist) basaltische Felsen vor Augen gesehen *); er selbst erzählt von den Noachiden in der Ebene Sennaar, daß sie ihre Luftziegel mit Bitumen (Erdpech) zusammen gefügt, und überdies berichtet er die vulcanische Zerstörung der Städte am untern Jordan, und die Entstehung des todten Meeres.

Wenn nun dennoch in der Schöpfungsgeschichte von solchen Vorgängen keine Spur sich findet, so liegt wohl der Grund einfach darin, daß sie derselben ganz und gar nicht angehören. So wenig man von den verwitterten Ruinen Ninive's, oder von den Trümmern eines abgebrannten Dorfes aussagen wird, daß Gott sie so erschaffen habe, so wenig mag es sich geziemen, die Steinkohlen-, Braunkohlen- und Torflager, die vulcanischen Gesteine, die erstarrten Lavaströme, den Schutt, das Geröll u. dgl. als Werke der Schöpfung zu bezeichnen. Sie sind zwar sämmtlich Wirkungen elektrisch-

*) Das in höchst regelmäßige Säulen zerklüftete Basaltgestein heißt (nach Buttmann) bei Plinius eigentlich Basanites, von der Landschaft Basan, südlich von Damascus, zwischen dem großen Hermon und dem Basaltgebirge Hauran an der Wüste, welches von Seezen und neuerlichst von dem preußischen Consul Wetzstein durchforscht worden. Im A. T. ist Basan durch den König Og aus dem Geschlechte der Enakssöhne bekannt. Der Name Basalt (statt Basant) ist durch den alten Montanisten Bauer (Agricola) gebräuchlich worden. Quenstedt l. c. S. 5 und 21.

chemischer und mechanischer Gesetze, die der Natur eingeschaffen, aber keine Werke der ursprünglichen Schöpfung, wie sie erhaben und einfach in der Mosaischen Urtradition geschildert wird, da man einem Vorgang der Verwüstung und Zerstörung nicht den Namen eines Schöpfungsaktes beilegen kann. Es sind Zerrüttungen einer uranfänglichen (im Sechstagewerk beschriebenen) Ordnung, die jedoch durch Gottes Macht dergestalt beherrscht und gelenkt werden, daß eine neue und höhere Gestaltung der Dinge aus ihnen hervorgehen muß.

Ueber das Wesentlichste jener schöpferischen Anordnung haben wir uns bereits früher verständigt. Die Natur hat die Bestimmung, aus dem unorganischen Zustande immerfort zum organischen aufzustreben, und in der Thierwelt durch die Entwicklung der Sinne (in den Empfindungen von Licht, Schall, Duft, rc.) ihres eigenen Daseins inne zu werden. Allein sie kann in keiner Weise zum innern Selbstgefühl gelangen, ohne zugleich durch Verkörperung wieder äußerlich zu werden. Sie ist daher, um für ihr ruhe- und rastloses Streben, das Ziel und den Ruhepunkt zu finden, an den selbstbewußten und selbstständigen Geist des Menschen angewiesen, der ihr Beherrscher, Ordner und Veredler zu sein berufen war. Man kann aber mit Grund behaupten, daß diesem Berufe auch der frühere Zustand der bewohnbaren Erde entsprochen habe. Das erste trockene Land (in Mittelasien) war eine ebene Fläche, auf der kein Höhenunterschied von Berg und Thal einen Wechsel der Temperatur, oder Sturm und Ungewitter veranlaßte; zufolge des Sonnenstandes und der innern Erd-

wärme konnte hier ein steter Frühling und paradiesischer Friede herrschen *). Kaum aber war der Mensch, im Mißbrauch der Freiheit, aus seiner Bestimmung und Weltstellung gewichen, als auch die Erdnatur, ihres sittlichen Ziel- und Haltpunktes verlustig, von der Herrschaft des Menschengeistes entfesselt, in den Kampf ihrer elementaren Kräfte, in die Unruhe des steten Gestaltens und Zerstörens, des Werdens und Vergehens zurückfiel. Von jetzt an begannen die Umwälzungen der Zustände in Luft, Land und Meer, die in den Mythen als Folgen des Sturzes der Götter- und Menschenwelt geschildert werden. Die plutonischen und vulcanischen Mächte des Erdinnern, die Spannung der Gase und die Gluthitze, bewirkten Erschütterungen und Einstürze des Bodens, gewaltige Hebungen und Senkungen, Feuerausbrüche, Empordringen ganzer Gebirgsketten aus weitklaffenden Spalten, Ueberfluthungen anderer Strecken, stete Veränderungen in den Verhältnissen zwischen Land und Meer, und daher auch in dem Auftreten und Untergange zahlreicher, von diesem Wechsel abhängiger Gebilde einer frühern Pflanzen- und Thierwelt; und daß diese Reihe der gewaltigsten Naturkrisen bis zur Noachischen Fluth, mit der

*) Nach den altbekannten Ansichten Burnett's, die, obwohl von der Naturwissenschaft längst überholt, doch nicht verwerflich scheinen. Daß die Erde in der Urzeit große ebene Continente besaß, erweist sich aus den Resten der ungeheuren Urwälder, aus welchen die weit ausgedehnten Lager der Steinkohlen bestehen. Man berechnet, daß die Kohlenfelder von Illinois, Michigan und dem Gebiete des Ohiostromes ehedem einen Raum von 20.000 Quadratmeilen einnahmen.

sie zum Abschluß kam, fortgedauert habe, ist keinem Zweifel unterworfen *).

Wenn diese ganze Epoche der urweltlichen Menschheit eine vorhistorische zu nennen ist, die nämlich jedem geschichtlich bekannten Zeitalter vorausgeht, so ist die Ursache davon theils in den physischen Drangsalen und den unmenschlichen Freveln zu suchen, von welchen die Klage des sethitischen Patriarchen Lemech Zeugniß gibt, theils auch darin, daß die Entwicklung der Völker und Staaten von einer Gestaltung der Festlande und Meeresküsten abhing, welche in großen Theilen der Erde (in Vorderasien, Ostindien, Europa, Amerika) damals erst im Werden begriffen war. Damit soll nun allerdings nicht weniger gesagt sein, als daß der gesammte Zustand der Erde, wie er gegenwärtig erscheint, binnen der von der Genesis angegebenen Zeit (zwischen dem Sündenfall und der Sündfluth) sich ausgebildet habe. Ist aber eine Behauptung der Art nicht ein thörichtes Wagniß, ja ein Attentat gegen die infallible Würde der Naturwissenschaft? **) Ist es erlaubt oder möglich, die unge-

*) Von den großen phlegräischen Revolutionen des centralen Asiens, deren Andenken in den Traditionen aller Völker aufbehalten, ist bereits früher Erwähnung geschehen. Die Erklärung vieler alter Gebräuche führt, wie Eckstein zeigt, auf eine uralte, allgemeine Schreckenszeit zurück, die mit der Noachischen Epoche schließt. Eine Urzerstreuung der vornoachischen Menschheit steht sicher im Zusammenhang mit vulkanischen Erschütterungen Mittelasiens und mit enormen climatischen Veränderungen, von welchen im Vendidad die Tradition aufbewahrt worden. Eckstein l. c. S. 172.

**) Am entschiedensten scheint ein sehr einsichtsvoller Gelehrter Prof. Keil (in Rudelsbach Zeitschrift 1861, IV.), diese Offensive

heuren Zeitmaße ihrer Aeonen und Perioden auch nur um ein Geringes zu verkürzen?

Um in diesen Bedenken uns zurecht zu finden, erinnern wir uns fürs erste an die großen Weltepochen, welche die Mandarinen und Brahmanen, die Chaldäer und die Magier, die Aegyptier und Phöniker, zuletzt die Buddhisten zuerst mythisch, dann astrologisch auszurechnen liebten. Da sie für die Entwicklung ihrer Götter- und Menschenwelt eines Urgrundes und Anfangs bedurften, nannten sie diesen Urheber (dessen Idee übrigens bald ins Dunkel zurück trat) den Alles beherrschenden, allen Raum umspannenden Zeitengott. Es ist dies der babylonische Urgott El-Kronos, der das Chaos spaltete (d. h. die Polarität der Materie weckte); im System der Zendrelegion heißt er Zeruana oder Zervan, aus welchem Licht und Finsterniß, Ormuzd und Ahriman, dualistisch hervor gegangen *). Diese teleskopische Weltanschauung ist neuerdings wieder sehr zu Ehren gekommen. Anstatt des El-Kronos, der Isis oder Maja setzt man die Natur, die man, obwohl sie erschaffen ist,

---

ergriffen zu haben, indem er die Hypothesen der Geologie mit ihren eigenen Waffen bekämpft.

*) Nach Eudemos, einem Schüler des Aristoteles, haben die Magier theils den Raum, theils die Zeit, das intelligible All und das Ur-Eine genannt, aus dem sich die guten und bösen Götter (d. h. die kosmischen Mächte) ausgeschieden haben. Die Mythologie im Gewande der Wissenschaft sucht das Ur-Eine in einer (beinahe) grenzenlosen Sphäre von gasförmigem Weltstoff, die einstmal, man weiß nicht wann und warum den Entschluß gefaßt hat, sich um ihre Achse zu drehen.

eine ewige, schöpferische Macht nennt, die aber freilich zuweilen sehr lange „brüten" muß, bis sie etwas Neues ausgesonnen; anstatt des Zervan nennt man die Zeit, bei der Alles möglich sein soll, so daß sie, was ihr in einem Jahrtausend nicht gelingt, in der runden Zahl einer Billion von Jahren sicher zu Stande bringt. Für das Verständniß der Dinge ist mit diesem Auskunftsmittel schlecht gesorgt. Denn auch abgesehen davon, daß man bei allem Zurückschieben unerfaßlich langer Perioden zuletzt doch an einen Anfang gelangt, hinter welchem kein neuer mehr liegt, bleibt es doch seltsam, daß man die Zeit, den Begriff des Nacheinander, als eine Macht betrachtet, mittelst derer die Natur ihre sogenannten Schöpfungen von einer Stufe zur andern fortführt, ohne nach Ablauf irgend einer Periode zu jeder neuen Entwicklung durch ein göttliches „es werde, es sprosse, es rege sich" geweckt zu werden.

Fassen wir nun diese Perioden selbst ins Auge, die auf keinerlei Weise in die Mosaischen Schöpfungstage sich einfugen, oder mit ihnen in Einklang bringen lassen, so wird in Bezug auf ihre Reihenfolge und Dauer gar manches sich darbieten, das den geologischen Köhlerglauben zu erschüttern geeignet ist *). Beginnen wir bei der sogenannten azoischen (unbelebten) Periode der krystallinischen Urgebirge, so gesteht ein berühmter Geolog

*) Dieses Ausdrucks bedient sich Quenstedt in Bezug auf die Leichtgläubigkeit an vermeintliche Funde fossiler Menschenknochen. Gegen die überspannt exacten Periodenberechnungen französischer Geologen erklärt er sich entschieden. l. c. S. 18.

selbst, es sei nichts weniger als gewiß, daß sie keine Spur organischer Gebilde enthalten *). Vom Granit insbesondere, der als Grundbau der Erdrinde erachtet wird, scheint es erwiesen, daß er nicht einzig der Urzeit angehört, sondern, und zwar auf nassem Wege, auch in viel späterer Zeit entstehen kann **). Auch über die Reihenfolge der Gesteinformationen, wie sie bisher die Wissenschaft lehrt, sind viele Zweifel erlaubt. Denn außerdem, daß die sekundären (silurischen) Gesteine in großen Landstrecken an der Oberfläche liegen, in andern die Kreidebildung mangelt, führt der rege Fortschritt der Beobachtungen einen steten Wechsel der Ansichten mit sich, so daß keine derselben eine absolute Geltung beanspruchen darf.

Die Bildung des Festlandes läßt sich durch ein Aufsteigen der Gebirge erklären, die zwischen ihren Wandungen flache Becken emporheben. Nach Dana's Ansicht sind die großen Gebirgsketten der neuen Welt,

*) Dana.

**) Der treffliche J. W. Helfer aus Prag, den der vergiftete Pfeil eines Wilden tödtete, fand an der Küste von Cabosa, Granitblöcke, welche rothen Sandstein und in diesem sogar Schnecken einschlossen. Er hält diesen granitischen Teig für eine der jüngsten Formationen auf Erden, da alle Spuren eines anfänglich flüssigen Zustandes vorhanden sind. In anderen Granitstücken fand sich häufig auch Grünstein oder es waren Granit und Sienit mit Massen von Hornblende zusammen; auch Rollstücke von feinkörnigem Granit kamen vor von neuem Granit umschlossen. (Tagebuch der Reise nach den Andamanen-Inseln im Jahre 1840, veröffentlicht in den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien, Jahrgang 1859. 3. Heft.)

die Felsengebirge und die Anden, erst spät (nach der Kreidezeit gehoben worden, gleichzeitig mit ihnen die Pyrenäen, die Karpathen, und noch später als diese die Alpen; so daß diese Epoche mit den größten Störungen in der alten Welt zusammen traf. Da man auf den Höhen des Himalaya viele Knochen großer Säugethiere gefunden hat *), so ist es unzweifelhaft, daß dieses höchste Gebirge Mittelasiens erst in verhältnißmäßig neuer Zeit bis zur Region des ewigen Schnees gehoben worden ist. Diese großen Hebungen, mit welchen auch die das Meer einfassenden Ränder, die Küstengebirge und die theilweise Ueberfluthung der Niederungen in Verbindung stehen, werden (von Lyell) durch die von der hohen Erdwärme bewirkte Ausdehnung der Erdrinde erklärt; da aber auch die Spannung der im Innern entwickelten Gase und die Thätigkeit der Vul-

*) Auf dem Dhavalagiri, in einer Höhe von 17.000 Fuß über dem Meere, hat Colebrock diese Knochen von Rhinoceroten, Bären, Pferden gefunden; es mußte also früher hier in nicht sehr ferner Zeit ein Pflanzenwuchs und ein Clima gewesen sein, welches das Leben so großer Landthiere ermöglichte. (Ausland 1864, Nr. 12.) Nach Strachny finden sich an der nördlichen (tibetischen) Seite des Himalaya jurassische Felsen auf Höhen von 14—18.000 Fuß, deren Hebung nach seinem Urtheil in Massen erfolgt sein muß. Er hält es für gewiß, daß der westliche Haupttheil des Gebirges, in welchem Kaschmir liegt, in einer früheren Zeit noch 15.000 Fuß unter seinem jetzigen Niveau war, und daß (wie in den Alpen und Apenninen) die Hebung der ganzen Kette erst in der Tertiärzeit erfolgte. (Dana über die Erhebung der Appalachen und Felsengebirge. (Ausland 1864 Nr. 7). Allein die eben angeführten Knochenfunde weisen auf eine spätere Erhebungszeit.

kane dabei einen mächtigen Einfluß üben, so wird durch alles dieß unser Augenmerk auf eine andere vielbesprochene Periode, nämlich die der Kohlenbildung gelenkt.

Die erste Bedingung für jene Urwälder, aus deren Stämmen die Steinkohlenflötze bestehen, ist ein sehr hoher Grad der innern Erdwärme; die andere eine an Kohlensäure reiche dunstige Atmosphäre. Daß eine hohe Temperatur einst bis zu den Polarkreisen herrschte, zeigt sich an den Korallen, Seemuscheln und anderen Resten der Thierwelt, die jetzt nur in tropischen Zonen heimisch sind. Nach dem muthmaßlichen Kohlenstoffgehalt jener Bäume, sowie nach der Mächtigkeit der Lager und der dazwischen befindlichen Erd- und Gesteinschichten hat man die Zeit, deren irgend ein ergiebiges Kohlenfeld für seine jetzigen Ausmaße benöthigte, auf eine bis anderthalb Millionen Jahre berechnet. Arithmetisch wäre an der Genauheit solcher Ziffern nichts zu bemängeln*), dennoch ist das Ergebniß ein falsches, weil auf Thatsachen beruhend, die auf die Urzeit nicht anwendbar. Da waren weder Nadel- noch Laubwälder, weder Gräser (Gramineen) noch Palmen, sondern theils kriechende, theils baumartige Farren, unter welchen (von Feuchtigkeit und Treibhaus-

*) Nimmt man das Verhältniß des Kohlenstoffgehaltes in lufttrockenem Nadelholz zu jenem in der Steinkohle wie 1 zu 6 an, so läßt sich daraus das Weitere berechnen. Die Holzschichte, welche unsere Wälder ansetzen, beträgt in 100 Jahren nicht mehr als zwei Zoll; eine Holzschichte von einem Fuß Dicke würde sonach 600 Jahre erfordern. Die 400 Fuß mächtige Saarbrücker Kohle wäre demnach aus einer Holzmasse entstanden, die zu ihrem Wachsthum 600 mal 2400 Jahre gebraucht hätte. (!) Quenstedt l. c. S. 170.

wärme begünstigt) nicht wenige, wie z. B. die Sigillarien und die astlosen schlanken Calamiten, überaus schnell emporwuchsen und in dicht gedrängten Reihen weithin den sumpfigen Boden überwucherten *). Bei der Ueppigkeit dieses Wachsthums waren gewiß keine Jahrhunderte nöthig, damit große und dichte, an Kohlenstoff reiche Wäldermassen sich bilden konnten. Wurden sie dann durch Erdbeben gestürzt und versenkt, von heißen schwefelhältigen Quellen oder Meereswogen überfluthet, durch das Gewicht secundärer oder tertiärer Gebirgsmassen, die auf sie herabstürzten, mächtig zusammen gepreßt, so konnten, wie es einem unbefangenen Nicht-Geologen einleuchtet, auch diese großen Prozesse in Zeiträumen zu Stande kommen, die in den Augen eines Buddhisten gar nicht des Nennens werth erscheinen. Mit der, einer spätern Epoche angehörenden Entstehung der Braunkohle aus theils tropischen Nadel- und Laubhölzern, auch Palmen und anderen Gewächsen wird es wohl eine ähnliche Bewandtniß haben, wobei jedoch große Zusammenschwemmungen mit in Anschlag zu bringen sind **).

---

*) Quenstedt l. c. S. 171.

**) Die Schichten der Braunkohlen sind oft in Lager von feinem Sand gebettet. Im Sandstein und Schiefer dießseits der Alpen finden sich zarte Blätter von Dattel- und Fächerpalmen. Im Salzhauser Kohlenfelde hat das Cypressenholz noch seinen balsamischen Duft behalten. Deutlich kennbar sind Palmenholz, Lorbeerzweige, Birken- und Ahornblätter, Kätzchen der Erlen, Wallnüsse, sogar Trebern von Weintrauben. Die Baumstämme in Kohlenwerken am Rhein, theils aufrecht stehend, theils liegend und breitgequetscht, zeigen eine Dicke

Im Gegensatz zu diesen Produkten einer hohen Temperatur, die in Folge der Erdwärme bis in die Polarkreise reichte, stehen die Erscheinungen einer Eisperiode, einer Zeit der Gletscherbildung, binnen welcher sich das jetzige grönländische Klima bis über Sicilien und bis zum Libanon erstreckt haben muß *). Die Gletscher der Schweizeralpen mußten damals von den Mittelhöhen bis an die Abhänge des Jura heranreichen, um auf diesen vom Montblanc her die großen Steinmassen (erratischen Blöcke) ablagern zu können**). Auch diese wichtige Uebergangsperiode, die in Centralasien mit der Hebung des Altai und Himalaya eintrat, ist nicht so uralt, daß sie in eine dem Menschen vorangehende (präadamitische) Zeit hinaufreicht, da selbst der Fürst der Geologen, Lyell, ihren Höhepunkt in ein sehr

---

von 5 bis 12 Fuß. Nach der Anzahl der Jahres- oder Wachsthumsringe hat man das Alter eines dieser Stämme auf 3780 Jahre berechnet, ein Resultat, gegen welches auch der strengste Schriftgläubige nichts einzuwenden haben wird.

*) Man findet nämlich in Sicilien in sogenannten postpliocänischen Schichtungen Muscheln, die den Polargegenden eigen sind, und der große Botaniker Hooker hat am Libanon Spuren von ehemaligen Gletschern entdeckt.

**) Nach Escher's Ansicht (Ausland 1864, Nr. 23) war während der Eisperiode die große afrikanische Wüste Sahara vom Meer bedeckt; die tropische Sonne vermochte die Gewässer nicht in dem Grade zu erwärmen, um die warmen Südwinde hervorzubringen, durch welche das Eis auf den Alpen schmilzt. Erst nach dem Rücktritt des Meeres konnte die Erwärmung des Sandes den heißen Südwind (den in großer Höhe daher ziehenden Föhn) erzeugen, der zur Erhöhung der Temperatur in unserem Clima nöthig ist.

neues (postpliocänisches) Zeitalter setzt, in welchem, sicheren Anzeichen nach, der Mensch bereits im nördlichen Europa gelebt hat. Im engen Zusammenhang mit der Eisperiode stehen wohl auch die Wechselzustände zwischen Land und Meer, die, mehrmals und in nicht sehr langen Zwischenräumen sich wiederholend, der letzten (Noachischen) Ueberfluthung durch eine Reihe von Jahrhunderten vorher gegangen sein mußten *). Die Grenzen zwischen dem sogenannten Diluvium und Alluvium lassen sich unmöglich genau bestimmen, und die raschen Veränderungen der Meeresküsten, die noch in der Neuzeit beobachtet werden, können wohl dazu berechtigen, auch größere Vorgänge der Art in eine nicht allzuferne Vergangenheit zurück zu verlegen **). Und was endlich die

*) Nach Lyell hat sich die Gestalt der brittischen Inseln durch festländischen Zusammenhang mit Norwegen und Frankreich, neue Senkungen und Hebungen mehrfach geändert. Im Thon und Süßwasserkalk bei Kent beobachtet man 200 Fuß über Meer deutlich das Deltaland eines ehemaligen großen festländischen Stromes mit vielen Landamphibien. Nach den Forschungen Dr. F. Hochstetter's in der schönen Schilderung von Neuseeland (Stuttgart 1863) waren alle Niederungen beider Inseln noch in der jüngsten Zeit vom Meer bedeckt gewesen. Große Theile wurden erst vulcanisch auf 2000 bis 5000 Fuß gehoben und auf diesen Höhen liegen massenhafte Diluvialgerölle; andere Theile sind in die Südsee versunken. Die Gletscher sind häufig und tief hinabreichend.

**) So z. B. verschwand in Friesland im J. 1539 die Stadt Torun sammt 50 Dörfern und Klöstern der Umgegend in der See. Bei Sherringham in England erbaute man 50 Yards von der See ein Gasthaus, wobei man erfahrungsgemäß darauf rechnete, es werde 70 Jahre lang von der See verschont bleiben. Allein im Verlauf der

Methode betrifft, nach der man die, zur Entstehung der Deltaländer erforderliche Anzahl jährlicher Anschwemmungen berechnet, so haben wir bereits bei einem frühern Anlasse gesehen, wie sehr diese Berechnung des Sandes auf Sand gebaut ist. Wenn Herodot von ägyptischen Priestern belehrt ward, daß der Nilschlamm in einem Jahrhundert etwa eine Elle wachse, so beträgt diese Zunahme jetzt nicht vier Zoll. Allein dieser Maßstab ist nicht auf jene früheren Zeiten anzuwenden, in welchen, wie in anderen Welttheilen, auch die Höhen Centralafrikas gehoben und mit einemmal mächtige Geröll- und Sandmassen herabgewälzt wurden. In der That ist die vielbeliebte Meinung von einem fabelhaft hohen Alter Aegyptens nicht mehr haltbar*). Vom großen Deltalande des Mississippi, dem man ein Alter von mehr als hunderttausend Jahren zuschreibt, obwohl Niemand weiß, welche Geröllmassen früher der Missouri aus dem Felsengebirge fortzureißen vermochte, wird man das Gleiche behaupten dürfen **). Von den ungeheuern

---

Jahre von 1824 bis 1829 hatte die See vom Küstenrand schon so viel weggespült, daß ihre Wogen an den Garten des Hauses anschlugen. (Ausland 1864, Nr. 14.)

*) Aus den allmäligen Bodenerhöhungen des Nilthales hat man berechnet, daß Luxor oder Theben in Oberägypten erst um das Jahr 1400 v. Chr. erbaut sein könne, und daß auch das Alter des Nilthals nicht über 2900 Jahre vor Christus hinauf reichen könne. Ritter Afrika I. S. 843.

**) An der Hauptmündung des Mississippi rückt der Strom jährlich um beinahe 340 Fuß vor, mit einer Breite von beinahe 12.000 Fuß und einer Tiefe von 100 Fuß, wodurch sich die Masse des jährlichen Niederschlags auf mehr als 250 Millionen Cubikfuß berechnet.

tiefen Schluchten, die der Coloradostrom sammt seinen Zuflüssen sich ausgegraben, sagt ein großer Beobachter, daß man nicht nöthig habe, für die Bildung derselben „abenteuerlich lange" Zeiträume anzunehmen *).

Von diesen hypothetischen Zeiträumen erklärt Dana, daß die Geologen keine in festen Zahlen bemessene (quantitative), sondern nur eine beziehungsweise (relative) Zeitrechnung besitzen, die nämlich gewisse Formationen als die älteren, andere als die jüngeren unterscheidet, und auch Lyell macht das Zugeständniß, man sei (bei den Bedingungen für die Gletscherbildung) keineswegs zur Annahme von Zeiträumen bemüssigt, die an fabelhafte buddhistische Zahlenspiele erinnern. Es wird wohl das Gleiche auch von jenen Berechnungen gelten, die man, nach einer vermutheten Stufenfolge organischer Entwicklung, auf das Vorkommen der fossilen Pflanzen- und Thierreste gegründet hat. Denn nicht allein haben neuere Forschungen gar vieles davon, was vor kurzem noch volle Geltung hatte, als falsch erwiesen, sondern selbst an der altberühmten Stufenleiter der Wesen sind einige Sprossen schadhaft geworden. „Zur größten Betroffenheit" hat Lyell entdeckt, daß die Thierwelt sich nur theilweise vervollkommt, theilweise wieder Rückschritte

---

**) Diese lothrecht ausgefeilten schmalen Felsschluchten haben eine Tiefe von 3000 bis 6000 Fuß und schneiden unten durch festen Granit. Dana (über die geologischen Kräfte) erinnert dabei an den Simeto in Sicilien, der im Jahre 1606 durch einen Lavastrom abgelenkt wurde, und der sich seitdem, also in beziehungsweise sehr kurzer Zeit, im harten Basalt ein neues Bett von 50 bis einige hundert Fuß Tiefe und etwa 40 Fuß Breite ausgegraben hat.

nachweisen läßt. An den fossilen Reptilien erscheint ein höherer Grad organischer Ausbildung, als an den jetzt lebenden und die Fische aus sehr alten (devonischen) Schichten, gehören der höchsten Ordnung dieser Thierklasse an. Es gab also gleich Anfangs höhere Thierformen, die den niedrigeren vorausgingen, oder auch gewisse Mittelformen und Typen, aus denen sich, je nach vereinzelten Richtungen, oft nur zeitweilig, besondere Arten heraus bildeten, wie dieß an den fossilen Fischen, Amphibien (Sauriern) und mit Flughäuten versehenen Echsen in mannigfachen Uebergängen sich darstellt. Seitdem (durch Darwin, Hooker, Wallace, Agassiz u. A.) die Ansicht von der Herausgestaltung der Arten aus gewissen Urformen (Prototypen) zur allgemeinen Geltung gediehen ist, kann man die Behauptung nimmer aufstellen, daß die fossilen Pflanzen und Thiere einer ganz anderen Schöpfung als der gegenwärtig vorhandenen angehören; denn obgleich viele jener fossilen Arten, in Folge der Veränderungen in Boden und Klima, gänzlich erloschen sind, so lassen sie doch in die Ordnungen und Gattungen der jetzt lebenden Geschöpfe ohne Zwang sich einreihen. Zu allem dem kommt noch die Thatsache, daß in Schichten, in denen man ihr Vorkommen nicht vermuthet hätte, Gerippe von Dickhäutern, Wiederkäuern und andern warmblütigen Thieren, ja selbst von Affen entdeckt worden sind, die zu noch lebenden Arten gehören, und von denen der große Naturforscher Cuvier noch voraussetzte, daß sie im fossilen Zustande nirgends mehr zu finden seien.

Die auffallende Thatsache, daß man unter so zahllosen Thierknochen keine fossilen Reste von Menschen vorgefunden, konnte gleichfalls zum Zeugnisse dienen, daß dem Auftreten des Menschen lange Entwicklungsperioden voraus gegangen seien. Allein, obwohl die jüngsten Funde von wirklich fossilen Menschengerippen nur spärliche, mitunter noch sehr zweifelhafte Ergebnisse lieferten*), hat man doch an den Pfahlbauten im Genfersee, an den zahlreichen, aus Feuerstein verfertigten, von Kieslagern bedeckten Werkzeugen in Frankreich und England, so wie an anderweitigen unverkennbaren Zeichen nachgewiesen, daß der Mensch schon zu einer Zeit auf Erden gelebt hat, welche, obwohl die postpliocänische genannt, in der Rechnung der Geologen doch sehr weit zurück liegt. So ist z. B. erwiesen, daß der Mensch schon gleichzeitig mit dem Mastodon und dem Mammuth oder Urelephanten auf Erden sich befand, und daß er ein

*) In der Nähe der pyrenäischen Stadt Aurignac sollen zwischen Säugethierknochen in einer Höhle 17 menschliche Skelette, jeden Alters und Geschlechtes und von kleiner Statur gefunden worden sein, die man aus Pietät begraben ließ und deren Stätte nimmer auszumitteln war. Die Sache ist also höchst zweifelhaft. In 42 belgischen Höhlen, in denen sehr viele Thierknochen angehäuft, konnte Dr. Schmerling nur in dreien einige Menschenknochen entdecken. Bei der Ausschöpfung des Harlemer Sees (1833) zeigte sich in einer Bodenaufwühlung von einigen hundert engl. Meilen keine Spur von Menschengebeinen. Ob der vielbesprochene Neanderthaler Schädel einem Jäger aus vorkeltischer Zeit, einem verkümmerten Cretin, oder vollends einem Schimpanse angehörte, ist noch unentschieden; der verewigte R. Wagner hat auf diesen berühmten Fund geringen Werth gelegt.

Zeitgenosse von Thiergeschlechtern war, die längst wieder erloschen sind*). Wenn demungeachtet von allen den Geschlechtern, die seit Jahrtausenden vorüber gezogen, statt fossiler Reste höchstens nur etwas Staub übrig geblieben, so könnte man wohl, anstatt der Erklärung auf das göttliche Strafurtheil hinweisen, das über Adam ergangen. Was aber die Erklärung selbst anbelangt, so hat man sie darin gesucht, daß von jeher die Leichname entweder verbrannt oder in die Erde bestattet wurden, in welcher die mit Kohlensäure gesättigte Feuchtigkeit die Zersetzung beschleunigt. Einfacher jedoch ist es (nach Lyell) daran zu denken, daß die fossilen Menschenreste in Europa deßhalb so selten vorkommen, weil dieser Welttheil ehedem (zumal vor der Fluth) nur von einzelnen dürftigen Jägerfamilien durchstreift wurde, von welchen auch die eben erwähnten durch die Fluth verschütteten steinernen Beile und Waffen herrühren. Die Länder hingegen, welche die urweltliche Menschheit bewohnte, die hauptsächlich auf Mittel- und Vorderasien sich beschränkten, sind bisher den geologischen Forschungen noch wenig zugänglich gewesen, in großen Strecken auch durch Erschütterungen und Einstürze in Salzseen und Wüsten verwandelt, daher in diesen Ursitzen von den irdischen

*) In Höhlen in der Dordogne in Frankreich haben Lartet u. A. unverkennbare Anzeichen entdeckt, daß der Mensch ehedem gleichzeitig mit dem Rennthier in Gallien gelebt habe, bevor dieses Thier in die Polargegenden zurückgedrängt worden. Auch an den Knochen eines Höhlenlöwen zeigten sich Spuren eines Messers oder sonst eines schneidenden Werkzeuges. (Ausl. 1864. N. 16.)

Resten ihrer einstmaligen Bevölkerung noch nichts aufgefunden wurde.

Je früher oder älter nun die Epoche, in welcher die Wissenschaft das erste Erscheinen des Menschen festsetzt, desto geringer wird ihr Widerspruch gegen die Genesis, nach welcher die Schöpfung der Landthiere sowohl als des Menschen im sechsten Tagewerk vollbracht wurde. Wenn man mit Grund annehmen darf, daß in dem Zeitalter von Adam bis zur Fluth viele typische Thierformen in bestimmte Arten sich sonderten (specifirten), von denen manche wieder ganz erloschen*), so kann man auch behaupten, daß die sogenannten präadamitischen Perioden mit den postadamitischen zusammenfallen. Es war dieß für die jugendliche, allerdings urkräftige Menschenwelt ein Zeitalter voller Schrecknisse Gefahren und Kämpfe. Nicht bloß die kainitischen Geschlechter, sondern auch die Sethiten, seitdem sie aus der Urheimath in Eden ausgewandert, sahen sich gezwungen, die Raubthiere nicht minder als jene seltsam gestalteten gefräßigen Ungeheuer zu bekämpfen, die noch in den Binnenseen und Sümpfen sich umher trieben**). Wenngleich die vielköpfige Hydra zu den Fabeln gehört,

*) So verschwinden jetzt noch von einem Boden, der umgepflügt und gedüngt wird, die der Wiese eigenen Gräser und Kräuter, ebenso die Moor- und Torfpflanzen, sobald der Boden trocken gelegt; und gar viele Thiere sind durch die Menschen ausgerottet oder in ferne Wildnisse verdrängt worden; wie schon selbst die Cetaceen in die Polarmeere sich flüchten.

**) So z. B. erreichte der Ichthyosaurus eine Länge von 40 Fuß; andere Saurier noch mehr. Von den häßlichen bepanzerten

so fand sich gewiß doch überall ein Herakles, der gegen die gewaltigen Höhlenbären, Dickhäuter und drachenähnlichen Saurier mit eben der Kühnheit wie gegen andere Heroen zu Felde zog, bis die letzte große Fluth den mörderischen Kämpfen und Schandthaten eines ruchlosen und verthierten Geschlechtes das Ende brachte. Von diesen Gewässern, welche die damals bevölkerten Länder überflutheten, geben nicht bloß die vielen Kiesschichten im Lehm der Thäler und Ebenen Zeugniß, sondern auch die auf großen Höhen abgelagerten, völlig abgerundeten Rollsteine und Geschiebe, die eine sehr mächtig bewegende Kraft der letzten Gewässer voraussetzen*). Die zugleich bewirkte Auswaschung der Metalle,

---

Gavialen (in Unger's und B. Cotta's paläontologischen Landschaften abgebildet) die selbst Holz und Steine verschluckten, sagt Quenstedt, daß ein Blick auf die dick geschwollene Körpermasse dieser (noch im Ganges lebenden) Thiere Grauen erregt. Von den in Kalksteinhöhlen angehäuften fossilen Bären, Hyänen, Löwen &c. bemerkt er (l. c. S. 141.), es sei möglich, daß dieselben nebst dem Riesen-Ellen und dem Mastodon noch in die geschichtliche Zeit (also in das Zeitalter der Sethiten und Kainiten) herein ragen, und daß die ersten Jäger sich gegen den Mammuth zu wehren hatten. Letzteres ist durch Beobachtungen am Ohio, in der Picardie und anderwärts zur Gewißheit erhoben.

*) Gletscher allein, wie Quenstedt (l. c. S. 140) bemerkt, können die allgemeine Verbreitung des alpinischen Kieses nicht verursacht haben. Es mußten auch große Süßwasserbecken dazu mitwirken; so daß die Existenz einer letzten gewaltigen Fluth „kaum ganz" geläugnet werden könnte. Dieses „kaum ganz" nimmt sich aus, wie ein Licenzgesuch an bibelfeindliche Wortführer, die jedoch das „kaum" wohl nicht billigen werden.

die Abrundung der Bergkuppen, die Bildung fruchtbarer Abhänge und Thäler trugen wesentlich dazu bei, für die neuen, aus der Noachischen Familie erwachsenden Völker den Erdboden wohnlich einzurichten*); wie das (nach C. Ritter) am augenscheinlichsten an den Küsten des Mittelmeeres und an Europa, dem Sitze der Cultur sich nachweisen läßt.

Ob nun diese letzte Ueberfluthung im absoluten Sinne eine allgemeine gewesen, oder nur in Bezug auf alle damals bewohnten Lande der Erde, das ist keine Frage, auf die ein besonderes Gewicht zu legen, und zwar fürs erste, weil große Katastrophen auf der einen Hemisphäre der Erde nicht eintreten können, ohne die andere Hälfte zu berühren; sodann, weil es im Berichte der Genesis nicht sowohl um die (tellurische) Allgemeinheit der Fluth, als vielmehr um die Allgemeinheit des, durch dieselbe vollzogenen Gerichtes sich handelt**). Das eine wie das andere, nämlich die weite Verbreitung der Fluth und ihre strafgerichtliche Bedeutung wird durch die vorgeschichtlichen Sagen beurkundet, die fast ohne Ausnahme in der Ueberlieferung sämmtlicher Völker sich

*) Wie schon Andreas Wagner gezeigt hat.

**) Delitzsch (l. c. S. 262) nach Theod. von Mopsuesta. Zu den Beweisen gegen die relative Allgemeinheit der Fluth zählt Lyell auch die Aschenkegel in der Auvergne in Frankreich, die dem Andrange des Wasserschwalls nicht hätten widerstehen können. Allein es wird dabei vorausgesetzt, daß diese Kegel und die Vulkane schon vor der Fluth vorhanden gewesen, was erst bewiesen werden müßte.

finden, und durch die Gemeinsamkeit ihrer Grundzüge die geschichtliche Wahrheit des biblischen Berichtes bezeugen. Vor allem merkwürdig ist die Thatsache, daß die Geschichte und die historische Zeitrechnung der alten Völker (der Phönicier, Chaldäer, Assyrier, Griechen, Inder, Chinesen 2c.) erst mit der großen Fluth den Anfang nimmt, und daß selbst das Zeitalter der Fluth, wie es von ihnen berechnet wird, mit den Angaben der Genesis so genau, als man nur immer billig verlangen kann, übereinstimmt*). Was nun die verschiedenen Fluthsagen selbst anbelangt, so erklären sich ihre besonderen Züge aus der nationalen Beschränktheit, welche die alten Völker bewog, allgemein menschliche Geschicke auf ihren Stamm und heimischen Boden zu beziehen und

*) Varro nahm drei Zeiträume an: einen ersten unbekannten vom Anfang bis auf Ogyges und die große Fluth, den zweiten oder mythischen, dem er eine Dauer von 1600 Jahren zuschreibt, von da bis zur ersten Olympiade, den dritten, historischen bis auf sein Zeitalter, was demnach einen Zeitlauf von mehr als 2300 Jahren ergibt.. Die babylonische Zeitrechnung, auf ihr wahres Maß reducirt, ergibt für die Fluth die Jahrzahl 2500 vor Chr.; die chinesische mehr als 2300; die mythische Zahl der Aegypter von 30.000 Mond-Monaten umfaßt 2244 Sonnenjahre. Nach Syncellus herrschte Menes, der Ableiter des Nils in's Meer, 2600 vor Chr., die indische Zeitrechnung (in der Chronik von Kaschmir) nach Lassen gibt 2448 vor Chr. Dieses Schwanken der Daten zwischen 2000 und 3000 kann um so weniger befremden, als auch die Angaben der verschiedenen Bibelversionen differiren, so daß im hebr. Text die Jahrzahl 2253 vor Chr., im samar. 2903, bei der Septuag. 3134 sich herausstellt (Lüken S. 241. S. Delitzsch S. 243.)

mythisch auszuschmücken, wie dieß schon aus der flüchtigsten Uebersicht anschaulich wird. Beginnen wir im äußersten Osten, so erscheint in der Reichsgeschichte der letzte Gebieter oder Kaiser der Urdynastie, der auch der erste nach der Fluth ist, der mythische Jao, als Ableiter der Fluth, dem das Buch Schu-king die Rede in den Mund legt: „Die ungeheuren Wasser der Fluth haben sich ausgebreitet, und Alles überfluthet und versenkt. Die Gebirge sind in der Tiefe der Gewässer verschwunden, und die Hügel unter ihnen begraben; die brausenden Fluthen scheinen den Himmel zu bedrohen; die Völker erseufzen.“ Eine andere Sage bezeichnet den Niu-hoa (dessen Name an Noah erinnern kann) als Besieger der Fluthen durch das Holz, d. h. durch den Bau eines dauerhaften Fahrzeugs. Näher durch mancherlei Züge steht dem biblischen Berichte die allerdings seltsam ausgestattete Sage der Inder von Manu (Nuh), genannt Satjavrata (Vollbringer des Guten) der in einem von Wischnu in Fischgestalt gezogenen Schiffe, das auch die Thiere barg, aus dem alles verschlingenden Ocean gerettet wurde. Weiterhin in Mittel- und Westasien finden sich bei den Völkern von Iran oder der Zendreligion nur solche Sagen, welche wie z. B. vom Garten des Yima, die Katastrofe der Fluth in die Urzeit zurück schieben, und mit der Erinnerung an das Paradies die Rettung aus dem Weltuntergang verflechten. Desto genauer hingegen schließt sich, wenn man die mythischen Zusätze beseitigt, die babylonische Sage vom Xysuthros, dem letzten der zehn Herrscher vor der Fluth, dem biblischen Berichte an, mit dem sie in den wesentlichsten Zügen

eine auffallende Aehnlichkeit darbietet. Die Phönicier wußten von einem Siege des Pontus über den Demaros, d. h. von der Bewältigung des Festlandes durch den Ocean; während die alten Aegypter mindestens dadurch von der Fluth Zeugniß geben, daß sie (wie Plato erwähnt) behaupteten, von der urweltlichen Ueberschwemmung sei ihr Land allein verschont geblieben*), wovon jedoch in ihren Mythen das Gegentheil angedeutet wird, so wie durch den Bericht des Herodot, ganz Aegypten sei mit Ausnahme von Theben, vom Wasser bedeckt gewesen, bis der Urkönig Menes das Bett des Nils ausgetieft habe. Bei andern afrikanischen Völkern ist die Meinung vorherrschend, die Gewässer der Sündfluth hätten sich in den See von Bornu verlaufen**).

Unter den europäischen Fluthsagen sind die der Hellenen, zu welchen wir über Kleinasien den Weg finden, die am meisten bekannten. Die phrygische Volkssage weiß von dem (bereits früher erwähnten) mit dem Patriarchen Henoch identischen Gerichtsverkünder Annakos (dem

*) Bekannt genug ist, aus Platons Schriften, die von ägyptischen Priestern dem Solon mitgetheilte Erzählung von dem großen ins Atlantische Meer versunkenem Lande Atlantis, am ausführlichsten behandelt von Frederik Klee (der Urzustand der Erde 2c. Stuttgart 1843). Nach den Ergebnissen der Messungen von Seetiefen kann es allerdings, wie Dana zugibt, ehedem zwischen Europa und Amerika ein Festland gegeben haben.

**) Lüken l. c. S. 116. Diese Meinung ist im ganzen Sudan verbreitet. Die Araber nennen den See Bahr el Nuh (Strom oder See des Noah) wovon man den Namen des Landes Bornu ableitet.

babylonischen Edor-Ankhos); und denkwürdiger noch sind die Abbildungen Noah's und der Arche auf den berühmten Münzen der Stadt Apamea, die ehedem von der griechischen Bezeichnung der Arche den Namen Kibotos geführt haben soll*). Unter den Griechen hatte zwar jeder Volksstamm seine besonderen Fluthbezwinger, wie z. B. Inachos, Eurotas und Dardanus genannt der Atlantide; doch sind es nur zwei Sagen, die von Ogyges und Deukalion, welche den Anfang ihrer Zeitrechnung bestimmten. Von den Ueberlieferungen der keltischen Barden hat sich die Erzählung aufbehalten, der Llin = Llyon (der See der Seen, d. h. der Ocean) habe die Welt überschwemmt, und nur zwei Menschen sammt den Thieren seien in einem Fahrzeug ohne Segel gerettet worden, welches der himmlische Neivion, der Erfinder des Weinbaues, der auch „der Sohn des Meeres" heißt, erbaut habe. In der Edda ist es der Riese Ber-Gelmir, der sammt seiner Frau auf einem Boote sich rettet**). Zahlreiche Trümmer von Sagen ähnlichen Inhaltes hat man

---

*) In dem von der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg schön ausgestatteten trefflichen Handbuch zur biblischen Geschichte ꝛc. von Dr. J. Schuster 2. Aufl. 1862 sind diese sowie andere hieher bezügliche Gegenstände durch Abbildungen veranschaulicht.

**) Nach der Edda entstand die Fluth aus dem strömenden Blute des durch Odin und dessen Brüder getödteten Urriesen Ymir, welches das ganz Riesengeschlecht ertränkte. Nur Thrudgelmirs Sohn, Ber-Gelmir (der Alte vom Berge) entkam mit seiner Familie Gelmir ist (nach Lüken) soviel als Gemlir d. h. der Alte; wie denn auch das Wort Huer-Gelmir den alten Abgrund, nämlich die Höll bedeutet.

auch unter den Indianern Nord- und Mittelamerika's gesammelt, und selbst die Bewohner der weit zerstreuten Inseln der Südsee wissen davon nicht weniges zu erzählen.

All diesen uralten Traditionen gegenüber, in welche so viele traumhafte und abentheuerliche Bilder sich verwebt haben, tritt der Bericht der Schrift, den man das Tagesregister der Arche genannt hat, und der offenbar von Noah selbst verfaßt worden, durch die schlichte und sachgetreue Darstellung um so ehrwürdiger hervor. Je größer jedoch die Ausführlichkeit, die diesem Berichte eigen, desto mehr werden wir uns darauf beschränken müssen, nur bei jenen seiner Bestandtheile zu verweilen, gegen die man jederzeit mancherlei Bedenken erhoben. Handelt es sich zuvörderst um den Bau der Arche, so hat schon Celsus über die ungeheuren Dimensionen derselben gespottet, die einen Raum von 450000 Ellen im Cubikmaß umfassen. Allein wie gering erscheint dieses Ausmaß im Vergleich mit dem der Babylonier, die dem großen Fahrzeuge des Xisuthros eine Grundfläche von mehr als sieben Millionen Quadratellen geben, während die Arche nur 30.000 Quadratellen enthielt. Das altkluge Bedenken, woher denn Noah die Rohstoffe sowohl als die technische Kenntniß genommen, um einen so mächtigen und kunstvollen Bau zu führen, bedarf wohl keiner Widerlegung. Gewaltige Baumstämme (besonders harzige Cypressen und Taxodien) waren in Menge vorhanden; den Arbeitern aber, die (wiewohl ungläubig und spottend) Noah's Anordnungen vollführten, konnte es weder an athletischer Kraft noch an Werkzeugen mangeln. Der Vorwurf der Unzweckmäßigkeit oder Unbrauchbarkeit eines, nach jenen

Ausmaßen gezimmerten Fahrzeugs erweist sich als grundlos, weil es ja kein mit Ruder und Segel versehenes Schiff bilden sollte, sondern nur dazu bestimmt war, mit großen Lasten beladen auf der Höhe der Gewässer zu schwimmen, ohne sich von den bisherigen menschlichen Wohnsitzen (im westlichen Asien) bedeutend zu entfernen*).

Der innere Raum des großen Behältnisses mußte, um Landthiere und Vögel zu beherbergen, in viele Kammern und Ställe abgetheilt werden; mit dieser Aufnahme und Rettung der Thiergeschlechter ist jedoch ein weiterer Anlaß für den Zweifel gegeben. Man kann zwar darauf hinweisen, daß von dieser Mitnahme der Thiere fast in allen Völkersagen Erwähnung geschieht; man kann sich überdieß darauf berufen, daß bei großer Wasser oder Feuergefahr (z. B. bei Wald- oder Prairienbränden) selbst die reißenden Thiere sich unschädlich zeigen und nur eine sichere Zuflucht suchen; daher es wohl denkbar ist, daß die geängstigten Thiere, wie Lucian es von Deukalion erzählt, aus eigenem Antrieb zu Noah und der Arche sich drängten, in welcher sie dann, von den Schrecknissen der brausenden Wogen umringt, sich ruhig und zahm verhielten. Mit vollem Rechte darf man auch die erhabene Persönlichkeit des Mannes in Anschlag bringen, den die Vorsehung zum Retter der Menschenwelt erkoren, und dem um seiner Gottestreue willen die Herrschermacht über die Thierwelt, wie sie anfänglich

*) Bekanntlich hat der Holländer Peter Jansen im J. 1604 nach den Dimensionen der Arche ein Schiff gebaut, welches sich zum Tragen großer Lasten sehr geeignet erwies.

Adam besaß, wieder verliehen wurde. Bei allem dem bleibt es doch immer fraglich, wie er so viele Thiergeschlechter in ihren weit entlegenen Aufenthaltsorten aufsuchen*), wie er sie unterbringen, wie er mit den gesammelten Futtervorräthen (namentlich die fleischfressenden) ausreichend nähren, wie er mit Hilfe seiner drei Söhne die ganze ungeheure Arbeit bestreiten konnte?

In der That wäre es kaum möglich, solche Fragen befriedigend zu lösen, sofern man darauf beharren wollte, die Aufnahme aller Thiere des Festlandes als eine ausnahmslose zu betrachten**). Es wird aber damit dem Ansehen der Schrift nichts benommen, wenn wir auf Grund vieler Thatsachen dieß nur beziehungsweise gelten lassen. Von den großen Landsäugethieren (z. B. Dickhäutern, Höhlenbären, Riesen-Elen ꝛc.) die vor der Fluth die Erde bewohnten, sind ja viele aus den Reihen der jetzt lebenden verschwunden, oder die Gattungen, zu denen sie gehörten, werden durch andere Arten vertreten, und

*) Delitzsch (l. c. S. 252) erinnert hier beispielsweise an das Rennthier, das Faulthier und den Eisbären, als solchen die in sehr verschiedenen Klimaten heimisch sind. Es wäre jedoch dagegen zu bemerken, daß solche Beispiele auf die antidiluvianische Zeit nicht verläßlich anzuwenden sind, da in Knochenhöhlen und in fossilen Lagerungen gar oft die Reste von Thieren beisammen angetroffen werden, die in der Gegenwart in einem und demselben Klima nicht zu leben vermöchten, und an denen, wie an den fossilen Gewächsen, zu ersehen ist, daß der jetzige Unterschied der Klimate wohl erst nach der letzten großen Katastrophe und der Abnahme der Erdwärme sich ausgebildet habe.

**) Delitzsch l. c. S. 252.

zwar (nach Darwins Ansicht) durch solche, die eine größere Lebensfähigkeit oder Ausdauer besitzen. Ueberdieß isi es anerkannt, daß die Geschlechter der höher organisirten Säugethiere (z. B. der Affen nur eine geringe Anzahl von Arten besitzen*). Man ist daher zu behaupten berechtigt, daß vorzüglich die Arten von scharf ausgeprägter, bleibender Form (wie z. B. Löwen, Stiere, Pferde, Adler, Hühner 2c.) der rettenden Obhut des Menschen anvertraut wurden, während viele andere Thiergebilde entweder gänzlich untergingen, oder in mancherlei Weise geschützt, sich lebenskräftig erhielten. Die Fische und die Wale blieben ohnehin in ihrem Element; die Conchylien erstarben, (wie es noch jetzt geschieht) an Stellen, wo Süßwasser mit jenem der Se sich mischte; die ungeheuerlichen Mittelformen der Saurier gingen zu Grunde, weil die physischen Bedingungen ihres Daseins durch die Fluth ein Ende nahmen; viele Thierarten der niedrigern Reihen konnten durch Eier und Keime erhalten werden. Dazu kömmt dann noch der Umstand zu erwägen, daß die Allgemeinheit der Fluth hauptsächlich auf ihre strafgerichtliche Bedeutung sich bezieht, so daß der Gläubige keineswegs genöthigt ist, sie auch über die Oberfläche der noch unbewohnten Welttheile ausgedehnt zu denken, welche, wie z. B. Amerika,

---

*) Die höchste Affengattung in Indien (Pithecus) zählen nur fünf, die der Troglodyten in Afrika nur drei Arten. Mit der Darwin'schen Ansicht von der Bildung der Arten, insofern dieselbe (apologetisch) zu benützen ist, um die Aufnahme der typischen Thiergeschlechter in die Arche zu erklären, haben auch katholische Gelehrte wie z. B. Prof. Danko (l. c. S. 68) sich befreundet.

eigenthümliche Pflanzen- und Thierformen aufzuweisen haben. Was endlich die übrigen der angedeuteten Schwierigkeiten betrifft, so können wir uns für ihre Lösung getrost auf die Allmacht Elohims berufen, unter dessen Lenkung das große Rettungswerk vor sich ging.

Die Gnadenfrist der hundert und zwanzig Jahre war fruchtlos zu Ende gegangen, und die Katastrophe brach herein, der die tollkühnen Heroen nimmer wie den früheren Trotz zu bieten vermochten. „Die Quellen des Wasserschwalls (Thehom) d. h. des Oceans, öffneten sich (indem durch die Spannung der Gase das Meer emporstieg)*), die Schleusen des Himmels thaten sich auf, vierzig Tage und Nächte strömten die Regengüsse auf die Erde herab**). Die Arche, nachdem die zu Rettenden in

*) Daß es in den Tiefen der Erde große Wasserbehältnisse gibt, beweisen manche Ströme in Afrika, die sich in die Erde verlieren. Der See der Kilkorney-Höhle in Irland überschwemmt mehrmals jährlich das Land umher 60 Fuß hoch. Der Einsturz großer Höhlen zeigt sich am untern Jordan und todten Meer; nach Schubert auch am Tegernsee. Die Entwicklung von Gasen in ungeheurer Ausdehnung erklärt Bandorf aus der Berührung des Wassers mit dem Kalium-Metalloid in Höhlen der Erde; während Schubert die Entbindung der Wassermasse aus dem Oxydhydrat des Eisens herleitet. Daß die letzte große Ueberfluthung vom nördlichen Polarkreise gen Süden ihren Gang genommen, wird aus der Küstengestaltung der nördlichen Hemisphäre wahrscheinlich gemacht.

**) In der parsischen Sage (im Bundehesch) ist es der Stern Tistar (der Planet Jupiter), der einen 30tägigen Regen sendet. Die Redensart vom Aufthun der Schleusen des Himmels sagt ungefähr so viel als der Ausdruck „Wolkenbruch“; es ist ein Ausdruck für die (elektrischen) Momente der Regenbildung in der Atmosphäre, deren Gesetze die Meteorologie bisher noch nicht zu ergründen vermochte.

ihr geborgen, und ihr Eingang verschlossen worden, hob sich, hoch über der Erde schwebend, und schwamm auf der Fläche des Wassers, welches, wie die Schrift sagt, „alle hohen Berge bedeckte unter dem Himmel,“ womit wohl der weiteste Gesichtskreis gemeint ist, der in Westasien dem Auge sich darbieten kann. Denn daß der Ausdruck nicht absolut von allen Bergen der alten Welt zu verstehen sei, ergibt sich aus der Schrift selbst, die das endliche Festsitzen oder Stranden der Arche auf dem armenischen Gebirge berichtet, also auf Höhen, die von jener des centralen Asiens bei weitem überragt werden*).

Als aber das Fluthjahr zu seinem Abschluß sich neigte, „da gedachte Elohim des Noah“; ein Wind fuhr über die Erde, die Gewässer wichen und senkten sich, und die Arche, für deren Tiefgang das Wasser nimmer ausreichte, saß fest auf den Felsboden des Gebirges Ararat. Der Ausgang Noah's aus der Arche und sein Dankopfer, der Friedensbund Gottes und die neue gesetzliche Ordnung, endlich die vorbildliche oder typische Bedeutung der Fluth, bilden die besonderen Gegenstände, mit denen wir uns noch zu beschäftigen haben.

*) Auf der Gipfelhöhe des Ararat, die nach Parnots Messung nur einige hundert Schritte im Umfang hat, und nach allen Seiten steil abfällt, konnte die Arche nicht ihren Stillstand finden. Nimmt man diesen Ort, wo sie festsaß bis zu 12 oder 14.000 Fuß Meereshöhe an, so ragen doch die Himalayagipfel Dhavalagiri, Kintschindjinga und Mount Everest bis 26.000 und 28.000 (engl.) Fuß über Meer empor. Bis zu solchen Höhen konnte also die Noachische Fluth nicht hinanreichen; es fand sich aber auch auf diesen Regionen, seitdem sie so hoch gehoben worden, nur Eis und Schnee, und die Thiere, die ehedem hier gelebt, waren schon vor der Fluth längst erstorben.

2.

Auf dem weiten Hochlande Armeniens und Kurdistans, über der Ebene, die der Araxes durchströmt, alle andern Bergspitzen überragend, erhebt sich die schneebedeckte Pyramide des großen Ararat, der nach seiner Stellung zwischen Gebirgen und Binnenmeeren, und beziehungsweise im Mittelpunkte dreier Welttheile, von den Orientalen mit Recht der Nabel der Erde genannt ward*). Hier, auf einem nicht näher bezeichneten hohen Vorgebirge des großen und kleinen Araratgipfels, war die Stelle, an welcher die abnehmenden Gewässer nicht mehr tief genug waren, um die Arche zu tragen, so daß nach dem weitern Ablauf der Fluth, der Ort ihres Stran-

*) Wie Raumer zeigt, erhebt sich der Ararat in der Mitte des großen Wüstenzuges, der durch Afrika und Asien vom Senegal bis zur Wüste Gobi im Norden von Peking sich erstreckt, und in der Mitte des nördlichen Wasserzuges, der Wüste parallel, von Gibraltar bis zum Baikal; endlich in der Mitte der längsten Linie des Festlandes, von der Südspitze Afrika's (am Cap) bis zu der Behringsstraße im hohen Norden, welche (wie die vielen dort vorkommenden fossilen Mammuth beweisen) in der Altzeit eine Verbindung mit Amerika darbot. Nach Ritter bildet das armenische Hochland ein Bergrevier, welches als mächtiger Riegel und Eckstein zwischen drei Meeren, dem kaspischen, pontischen (schwarzen) und syrischen (mittelländischen) dasteht, und zugleich als Mittelgruppe zwei großer Gebirgszüge, des taurischen und kaukasischen. Auf den grasreichen, om Araxes durchströmten Hochebenen (die bei Erzerum noch 7000 Fuß über Meer liegen, hatten die Noachiden an angs Raum genug für ihre Heerden. Die Meereshöhe des großen Araratgipfels wird auf mehr als 17.000 Fuß bemessen.

dens auch der ihrer Landung war. Nach der ältesten und glaubwürdigsten Ueberlieferung wird dieser Landungsort an der Ostseite des Berges, in der Nähe der alten Stadt Nachitschewan gesucht, und während die Völkersagen, nach ihrer nationalen und örtlichen Beschränktheit, nur auf heimathliche Berge hinweisen, ist es für die historische Wahrheit des biblischen Berichtes sehr bezeichnend, daß in demselben ein Gebirge genannt wird, das für die Bewohner Palästinas und Syriens weit außerhalb ihres Gesichtskreises lag *).

Indem wir bei den Mitteln, durch welche Noah die die Abnahme der Gewässer erforschte, der Aussendung des Raben und der Taube, nicht zu verweilen nöthig haben **), wenden wir unsern Blick auf die Landung selbst, oder den Ausgang aus der Arche, und auf das

*) In der Sage der Brahmanen landet Manu am Himavan (Himalaya); der chinesische Jao auf dem Berge Jo-lü; als den Landungsort des Deukalion nennen die Griechen den Parnaß, auch den Athos; und so hätte eine bloße Localsage Israels den Libanon oder Hermon gewählt.

**) Plutarch erwähnt bei Deukalions Fahrt der Taube; der Rabe findet sich in germanischen Sagen, statt seiner lassen die Indianer Nordamerika's den Biber und die Ratte nach trockenem Lande suchen, und die des südlichen Amerika nennen statt der Taube den Kolibri. Das Oelblatt, das die Taube brachte, kann nicht befremdlich erscheinen, da der Oelbaum am Fuße des Ararat (südlich) gedeiht und auch unter dem Wasser grünt. Die Armenier nannten ehedem (nach Erdmann) den Monat August Nawasart (d. h. Landung der Arche); am ersten August besprengten sie sich mit Wasser und ließen Tauben frei ausfliegen.

Opfer, womit Noah diesen hehren Morgen einer neuen Weltepoche feierte, und welches als Anfang und Grundlage aller Religionen, der Erinnerung der Völker so tief sich eingeprägt hat, daß es kaum eine Fluthsage gibt, die von demselben nichts zu berichten wüßte*). Es war nicht bloß ein Dankopfer für die wunderbare Rettung, sondern zugleich ein im Namen der ganzen Menschheit dargebrachtes Sühnopfer, und gleich jenem des Abel, ein Brandopfer (Holocaustum), das von der Flamme verzehrt ward, um sinnbildlich als Ausdruck der Huldigung und Selbsthingabe zu Jehova empor zu gelangen, von dem es, (nach derselben menschlichen Bildersprache) als angenehmer Duft, d. h. in Huld und Wohlgefallen aufgenommen wurde. Das Gebet des Gerechten für die Seinigen und ihre Nachkommen ward erhört; er empfing die göttliche Verheißung und Zusage, es werde bis zum Ende des jetzigen irdischen Zeitlaufs kein allgemeines Strafgericht, keine so verheerende Katastrophe mehr verhängt werden über die Erde. Es sollen auf derselben „Saatzeit und Erntezeit, Kälte und Wärme, Sommer und Winter, Tag und Nacht" nicht abzuwechseln aufhören, was ohne Zweifel so viel bedeutet, als daß die neuen klimatischen Zustände, die nach der Fluth eintraten, der Wechsel der Jahreszeiten regelmäßig fortdauern werden, was vorzüglich von den gemäßigten Zonen der Erde

*) So z. B. wird auch von Deukalion berichtet, daß er nach seinem Anlanden Opfer brachte; ähnlich in der phöniciſchen Sage Demaros. Vom Opfer des Manu wird (nach altindischer Sitte) gesagt, daß es aus Butter und Milch bestand.

gilt, die nunmehr, nachdem ihre eigene Wärme sich in die Tiefe zurückgezogen, an der Oberfläche nur durch die Sonnenstrahlen erwärmt wurde. Von dieser großen Veränderung ist auch die gesammte Erdkunde Zeugniß zu geben genöthigt. Die Ueberwucherung und Ueppigkeit des Pflanzen- und Thierlebens der Urzeit hat ein Ende genommen; die Gattungen und Arten sind bleibend geworden; es bilden sich (abgesehen von den Racen der Hausthiere) keine neuen Arten mehr; klimatische Wechsel sind seit der historischen Zeit nur in Folge der Bodencultur eingetreten, und andere physische Vorgänge, wie z. B. vulkanische Ausbrüche, Erdbeben, Ueberfluthungen auf ein beziehungsweise geringes Maß beschränkt geblieben.

Der Friedensbund, den Jehova mit Noah und der Menschenwelt einging, war von Anordnungen und Gesetzen begleitet, die sowohl auf die physischen als die sittlich geselligen Verhältnisse Bezug nahmen*). Die Herrschaft über die Thierwelt, jedoch nur durch Vermittlung seiner eigenen Mühe, ward dem Menschen wieder zugesichert, indem jetzt der, früher eigenmächtige Fleischgenuß zum erstenmal die gesetzliche Berechtigung erhielt, und zwar von geschlachteten Thieren **). Hingegen ward auf

*) Delitzsch l. c. 271 u. f.

**) Als eine Spur der Erinnerung an diese Concession darf man wohl die Stelle im chinesischen Reichsbuche Schu-king betrachten, wo die Gehilfen des Sündfluth-Patriarchen Jao, Namens Yü und Schun, in dem Berichte über das Ende der Ueberschwemmung unter anderm auch aussagen, daß die Menschen anfingen, durch Fleischgenuß von vierfüßigen Thieren und Fischen (wahrscheinlich weil der Feldbau noch keine Frucht bringen konnte) sich zu ernähren.

den Genuß des Fleisches mit sammt seiner Seele, d. h. des Blutes, sowie des letztern selbst, und somit auf die Unsitte der barbarischen Thierzerreißer und Rohfresser (Omophagen) der Urzeit das strengste Verbot gelegt, eine Unsitte, die nicht blos (wie früher erwähnt) die Schrecken dämonischen Aberglaubens und epileptischer Anfälle, sondern auch die tiefste Verwilderung nach sich zog *). Durch den erneuerten Verbot des Mordes und durch die Vorschrift: „wer Menschenblut vergossen hat, dessen Blut soll durch Menschen vergossen werden", und zwar weil der Mensch nach Gottes Ebenbild geschaffen, und Menschenmord soviel als Brudermord, ward die gesetzliche Ordnung der Gesellschaft gegründet, und das Strafgericht in die Hände einer obrigkeitlichen Macht gelegt **).

*) Daß die Seele im Blute sei, ist durchgehends der Grundgedanke der sühnenden Stellvertretung durch das ausströmende Blut des Sühnopfers. Da kein thierischer Organismus ein eigentliches Centrum besitzt, und seine Lebensthätigkeit im Gegensatze von Nerv und Muskel sich bewegt, so ist das Blut, als Quell, aus dem beide ernährt werden, auch der allgemeine Träger des thierlichen Lebens.

**) Von den sogenannten sieben Noachischen Geboten der Synagoge, zu denen sich die in Judäa wohnenden Heiden verpflichten mußten, sind in der Genesis hier nur drei angegeben: das Verbot des Fleisches lebender Thiere (einer auch späterhin hie und da üblichen Barbarei), das Verbot des Mordes und die Pflicht des Gehorsams gegen die obrigkeitliche Macht. Die vier übrigen untersagten den Götzendienst, die Blasphemie, den Incest und den Diebstahl und waren späteren Ursprungs. Die vier den Heidenchristen auferlegten Verbote bezogen sich auf den Götzendienst, den Incest, den Genuß des Blutes und den des Fleisches erstickter Thiere.

Zur Bürgschaft der Verheißung für den Fortbestand der belebten Wesen auf Erden, und als Zeichen des Friedensbundes ließ nun Elohim auf dem Grunde des abziehenden Gewölkes den Regenbogen erscheinen. Ob dieses prachtvollste aller Meteore in der That nur zum erstenmale hervorgetreten, ob es im Gegentheile schon vor der Fluth dagewesen, und jetzt nur zum Zeichen gewählt worden sei, das ist eine Frage, die nur dann mit Sicherheit zu beantworten wäre, wenn wir von den Zuständen der Erde und ihrer Atmosphäre vor der Fluth eine genaue Kenntniß besäßen. Es wäre sehr überflüssig daran zu erinnern, daß die bekannten Gesetze der Lichtbrechung und der Farbenstrahlen schon in jener Urzeit wirksam sein mußten, daß z. B. das Farbenspiel des Sonnenlichtes in jedem durchsichtigen Prisma, im Dunstnebel, in Wasserfällen zum Vorschein kommt, und daß selbst ein beleuchteter Spinnenfaden abwechselnd roth und grün sich zeigt. Es scheint also daraus hervorzugehen, daß man keinen Grund habe den Regenbogen als ein neues, der frühern Menschenwelt unbekanntes Phänomen zu betrachten. Allein mit dieser Ansicht stimmt weder die Schrift, noch die Völkersage überein, die aller Orten den Regenbogen als eine neue Erscheinung, mit dem Fluthgerichte und der Rettung in Verbindung bringt *).

*) In der indischen Sage ist der Regenbogen Indras Waffe gegen die Weltverwüstenden Dämonen, die er nach beendigtem Kampfe (also nach hergestelltem Frieden) bei Seite setzt. Dem Schifferbauer und Retter, dem himmlischen Neivion gibt die kelti-

Beachtet man nun die Thatsache, daß im Weltalter vor der Fluth zwar nicht auf neu gehobenen Gebirgsflächen, doch auf den Ebenen, eine höhere, fast tropische Wärme auf Erden geherrscht, so folgt daraus, daß auch die Atmosphäre eine größere Capacität (Tragkraft) für die Wasserdünste besaß, die nicht zu Wolken sich verdichteten, sondern meist nur als ein sehr reichlicher Thau zu Boden fielen. Die Verhältnisse der Witterung waren jedenfalls, so lange die innere Wärme der Erde noch

---

sche Sage den Regenbogen als Gürtel. Gegen alle Stürme der Dämonen beschützt ihn (oder den Menschen Hu) eine um seinen Schild (d. h. um das Himmelsgewölbe) gezeichnete unwiderstehliche Figur (nämlich die des Regenbogens). Auch von einer Frau „des silbernen Rades" wird erzählt, sie habe den Britten zu Liebe dieß Rad gedreht, den Strom des Regenbogens, um dem Ungestüm der Regengüsse abzuwehren und das Verderben des vorigen Zustandes der Erde rings um den Weltkreis aufhören zu machen. Bei den Germanen war der Regenbogen die große, Himmel und Erde verbindende Asenbrücke, welche zuerst brechen muß, ehe und bevor die Welt untergehen kann (die also als Bürgschaft und gleichsam als Pfeiler des Fortbestehens des jetzigen Naturlaufes angesehen ward). Die Iris der Griechen galt als Friedensbotin zwischen Göttern und Menschen. Auch die Chinesen haben einige, wiewohl seltsame Erinnerungen bewahrt, indem sie vom Fluthableiter Jao erzählen, seine Augenbrauen hätten die Gestalt und Farbe des Regenbogens gehabt. Wie eine andere ihrer Sagen berichtet, ward durch den bösen Riesen (oder Dämon) Kung-kung eine der Himmelssäulen umgestoßen, wodurch die große Fluth entstand. Niu-hoa (dießmal eine Frau), die ein starkes Fahrzeug baute, glättete einen Stein von fünf Farben (nach der in China beliebten Fünfzahl statt sieben), mit welchem sie das Himmelsgewölbe verschloß, d. h. dem Regen ein Ende setzte. (Lücken S. 194. 205.)

mächtig auf die Oberfläche wirkte, von den jetzigen verschieden. Die Erscheinung eines so hoch und weitragenden Bogens ist allerdings von der Spiegelung des Sonnenlichtes in der Regenwolke und im Wolkenregen naturgesetzlich bedingt*), allein es ist damit noch nicht bewiesen, ob diese bedingenden Momente schon vor der Fluth vorhanden gewesen, ob sie nicht vielmehr erst nach derselben, in Folge atmosphärischer Veränderungen sich zusammen gefunden **). Andrerseits ist es gerade die Naturgesetzlichkeit dieser Erscheinung, in welcher die Bürgschaft liegt, daß so lange sie sich wiederholt, auch die sämmtlichen Naturverhältnisse auf Erden nach der gegenwärtigen Ordnung und Wechselwirkung in ihrem Fortbestande gesichert sind ***).

*) Delitzsch l. c. S. 276.

**) Auf den engen Zusammenhang des Lichtes und seiner Farbenstrahlen mit allen übrigen physischen Zuständen und Vorgängen hat schon Prof. Pfaff (der Mensch und die Sterne 1834) aufmerksam gemacht. Die überraschenden Entdeckungen im Gebiete der Polarisation des Lichtes, der mathematischen Oscillationsverhältnisse, der Fluorescenz und der Spectralchemie, werden über die Beziehungen des Lichtes zur Electricität und zu den ponderablen Stoffen, die mannigfachen Färbungen der Gewölke, des Morgen- und Abendhimmels noch gar Manches zu Tage bringen, was früher kaum geahnt worden.

***) Nach Berghaus hat die Erde um den Aequator einen Gürtel von 200 thätigen Vulkanen, die eben so viele Schlote und Ventile der inneren Feuerheerde sind und die gewiß erst nach großen phlegräischen Revolutionen in einer relativ späten Zeit eröffnet wurden, um die Erneuerung so ausgedehnter Zerstörungen zu verhüten. Es ist daher eine sehr scharfsinnige Vergleichung, die Quenstedt

Bei allen Volksstämmen, die in den mittleren Landen Amerika's heimisch sind, fand man ein Zeichen oder Symbol, unter welchem sie den Gott des Regens verehrten. Dieses Symbol, das unter den Skulpturen der großartigen Tempelruinen von Palenque in Yucatan und anderer Denkmale häufig vorkommt, hat die Gestalt des Kreuzes. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß es zunächst nur die Bedeutung eines bildlichen (hieroglyphischen) Schriftzeichens hatte, als Andeutung der wagrecht schwebenden Wolke und des senkrecht fallenden Regens. Es ist aber auch ein Bild der Widersprüche und Gegensätze, die in der physischen wie in der sittlichen Welt einander durchkreuzen, und in diesem Zusammentreffen sich ausgleichen und versöhnen. Wie in den elektrischen Schichten der Gewitterwolke mit dem zündenden Blitze gleichzeitig die Wasserbildung erfolgt, so leuchtet aus der dunklen Wand der Regenwolke der herrliche Farbenkreis hervor, welcher die Vielseitigkeit der weckenden und belebenden Macht des Sonnenlichtes kundgibt, und zugleich das Zeichen ist, daß Wärme und Freudigkeit wieder zu den Lebenden zurückkehrt. Sinnig und schön haben die Alten gesagt, daß beim Anblick der Sonne selbst die Thräne zum Lächeln sich verklärt *). So

---

zwischen dem Regenbogen und den Vulkanen anstellt. Gleichwie nämlich der erstere ein Zeichen ist, daß die schwarze Wolke nicht mehr Sündfluthströme in sich berge, so sind auch die Hunderte von Feuersäulen Bürge, daß so lange sie thätig bleiben, der jetzige Zustand der Erdrinde im Ganzen geschützt und erhalten wird.

*) Solis aspectu formas mea lacryma risum.

trat im Bundeszeichen aus der Gewitterwolke des furchtbaren Gottesgerichts der Sonnenblick der Huld und Gnade hervor; der Untergang eines heillosen und geistig abgestorbenen Geschlechts ward das Mittel zum Neubeginn und Fortbestand der Menschheit; in unbesiegbarem Lichte erglänzte wieder die Wahrheit und Treue der uranfänglichen Verheißung; sie schwebte über dem Haupte des großen Patriachen aller Völker, der (wie der Apostel lehrt) um seines gläubigen Gehorsams willen zum Erben der Gerechtigkeit eingesetzt wurde, die aus dem Glauben ist.

Diese Gerechtigkeit des gefallenen Menschen, welche die Sühnung und Rechtfertigung voraussetzt, hat keine andere Grundlage, als das stellvertretende Verdienst des von Anfang her verheißenen Mittlers, der seinem irdischen Erscheinen nach (als Menschensohn) ebenso wesentlich durch die Fortdauer der Menschheit bedingt war, als die Aufrechthaltung und Fortdauer dieser durch ihn. Die Zusicherung dieses Fortbestandes war daher zugleich die Bürgschaft der Erlösungsgnade. Und so weisen demnach das Weltgericht der Fluth und die Arche, das Opfer Noah's und das Himmel und Erde umfassende Bundeszeichen auf das Mysterium aller Zeiten hin, welches der Apostel in den inhaltschweren Worten schildert, daß „Gott Christum als Sühnopfer hinausgestellt habe, mittelst des Glaubens durch sein (des Sühnopfers) Blut, um seine richterliche Gerechtigkeit zu erweisen, und sich den Gläubigen als gerecht machend kund zu geben *).

---

*) Röm. 3.

Es ist dieß das Mysterium der Hingabe und des Opfertodes Christi, in welchem die schroffsten Gegensätze der sittlichen Welt sich durchkreuzen und versöhnen. Die Gerechtigkeit Gottes, die zur Sühnung der thatsächlichen Schuld eine thatsächliche Genugthuung, für den Ungehorsam und Abfall den stellvertretenden Gehorsam eines Gerechten fordert, erweiset sich gleichzeitig als Barmherzigkeit oder erbarmende Liebe, indem sie die Menschheit aus dem Verderben empor hebt. Der Triumph der Lüge und der Bosheit schlägt um in ihre Niederlage, ihre dämonische Macht erschöpft sich an der unbezwinglichen Treue dessen, der für Aller Heil den Kampf gegen sie unternommen; siegreich aus der Nacht des Todes geht das neue Leben hervor, um den ewigen Friedensbund zu besiegeln, der Allen die Fülle des Lebens verbürgt, die das Wort des Heils im lebendigen Glauben erfassen.

Um in diesem Grundzug der rettenden Liebe, der die ganze Heilsgeschichte durchwebt, sowie in die vorbildliche Bedeutung der Fluth und der Arche einen näheren Einblick zu gewinnen, fragen wir zuerst nach dem Geschicke jener großen Menge, die in den Wogen der Gewässer den Tod gefunden. Wir werden darüber gleichsam gelegentlich, durch den Apostelfürsten Petrus belehrt. Er hat den Gläubigen in Erinnerung gebracht, „daß Christus Einmal für unsere Sünden gestorben, der Gerechte für die Ungerechten, um uns zu Gott zu führen; daß er zwar getödtet worden dem Fleische nach (d. h. nach der irdisch leiblichen Natur seines menschlichen Wesens), aber lebendig gemacht dem Geiste nach", d. h. in

vorwaltend geistiger Weise, dadurch, daß in der Auferstehung sein Leib über die Naturknechtschaft erhoben, und in das Leben und die Freiheit des Gottvereinten Geistes aufgenommen, zu einem überirdischen und himmlichen verklärt wurde; wie in demselben Sinne der Apostel lehrt, da er den neuen und himmlischen Menschen einen lebendig machenden Geist nennt, von welchem nämlich die geistig-leibliche Neubelebung (Wiederherstellung) der Menschheit ihren Ausgang nimmt *). Indem nun der Apostel davon Gelegenheit nimmt, auch der Abgeschiedenen zu gedenken, lehrt er nun, seine Rede fortsetzend, daß Christus „in diesem Geiste", also in der erlösenden Macht des neuen Lebens, „zu den Geistern (der Verstorbenen) hingegangen sei, und ihnen gepredigt habe, die einst ungläubig widerstrebten, als die Langmuth Gottes (in der hundert- und zwanzigjährigen Gnadenfrist) auf sie harrte, in den Tagen des Noah, und während die Arche erbaut wurde". Da es der Heiland selbst ist,

*) 1 Petr. 3, 18 — 20. — 1 Kor. 15, 45. Ganz ähnlich lautende Stellen sind 2 Kor. 13, 4, Hebr. 10, 14. Der Gegensatz zwischen Fleisch und Geist (sarx und pneuma) ist hier keineswegs wie Leib und Seele (soma und psyche) aufzufassen, noch der Ausdruck Geist auf den Geist Gottes zu deuten, als ob hier die menschliche und göttliche Wesenheit Christi bezeichnet würde. Beide Ausdrücke „dem Geiste, dem Fleische nach," die auch (Kap. 4, 6) auf verstorbene Menschen angewendet werden, beziehen sich rein auf das menschliche Wesen, je nach dem leiblich irdischen oder dem geistig überirdischen Lebensgebiet desselben. Daß anderwärts Fleisch und Geist auch als Ausdruck der Gesinnung und Willensrichtung gebraucht wird, steht damit in Verbindung.

von dem gesagt wird, daß er den Geistern der Abgeschiedenen im Hades gepredigt, folglich das Heil ihnen angekündet habe, so können diese nur Solche gewesen sein, die in der äußersten Drangsal, als Noah's Weissagung zur furchtbaren Wirklichkeit geworden, in aufrichtiger Reue ihre Schuld erkannten, und um die Rettung ihrer Seelen die göttliche Barmherzigkeit anriefen. Was aber den Inhalt und Zweck dieser Verkündigung anbelangt, so lehrt der Apostel darüber in einer spätern Stelle: „Um deßwillen ist auch den Todten das Evangelium verkündet worden, damit, obwohl sie als Menschen dem Fleische nach gerichtet sind, (nämlich durch das Strafgericht des zeitlichen Todes), sie doch im Geiste leben nach Gott, d. h. in einer der Idee Gottes entsprechenden Weise geistig und leiblich wieder aufleben*).

*) 1. Petr. 4, 6. Die sehr zahlreichen Versuche (z. B. von Salmeron, Oecumenius u. A.) zur Erklärung dieser schwierigen Stelle sind ebenso ungenügend als erzwungen. Der Apostel hat gelehrt, Christus werde auch die Todten richten. Da es sich nun in diesem Gerichte hauptsächlich um das Verhalten der Menschen zum Evangelium handelt, und dadurch vorausgesetzt wird, daß die zu Richtenden das Evangelium vernommen haben, so scheint es, daß in diesem ganz allgemein gehaltenen Lehrsatze nicht bloß die von der Sündfluth hingerafften, sondern alle Verstorbenen gemeint seien, insofern jedem Sterblichen im letzten Augenblick oder nach dem Tode das Licht der Erlösungsgnade offenbar wird, das ja jeden Menschen (im Gewissen) erleuchtet, der in diese Welt kommt. Dieses unabweisbare Licht wird Jeden, der in's Jenseits gelangt, richten, es sei begnadigend oder verdammend, je nachdem er das Licht, das stets in seine Finsterniß hereingeleuchtet, angenommen und ihm Folge geleistet, oder es von sich gewiesen hat. So scheint es, weil ja die Liebes-

Von den Verstorbenen geht nun der Apostel zu den Lebenden über. Nachdem er bereits erwähnt hat, daß der einzig Gerechte für uns in den Tod gegangen, um uns zu Gott zu führen, d. h. um durch seinen Opfertod unsere Schuld zu sühnen, durch seine Auferstehung und Erhöhung uns die Rechtfertigung und die göttliche Huld zu vermitteln, weiset er nun auf das Mysterium hin, das für die Irdischen eingesetzt worden, damit sie zur Lebensverbindung mit Christus, zur Theilnahme an seinem Verdienste gelangen, und durch den göttlichen Geist in das Gebiet eines Lebens erhoben werden, das allein dieses Namens würdig zu achten. Dieß Mysterium, welches die Aufnahme in das Gottesreich darstellt und bewirkt, ist die Taufe, die nun im Anschlusse an das früher Erwähnte, als Gegenbild nach ihrer Beziehung zur Arche und zur Fluth hervorgehoben wird, so daß die Letztere als Vorbild der Taufe, und diese als Gegenbild (Antitypus) der Sündfluth erscheint. Ebenso nämlich (so lautet die Vergleichung) wie die in der Arche geborgenen Noachiden gerettet wurden mittelst des Wassers, indem dasselbe die Arche emporhob und trug, ebenso werden die Gläubigen mittelst desselben Elements (das die materielle Grundlage bildet) aus der alten Todesschuld gerettet durch die Taufe, von der nun der Apostel, um jedem heidnischen Irrthum vorzubeugen, das rechte Verständniß feststellt, indem er hinzufügt, daß sie keineswegs

---

that Christi die gesammte Menschheit umfaßt; aber behaupten und lehren darf man nur, was die Kirche in ihren großen Concilien dogmatisch festgestellt hat.

als eine Abwaschung (Ablegung) körperlichen Schmutzes zu betrachten sei, sondern als der Bund eines guten Gewissens mit Gott durch die Auferstehung Jesu Christi"*). Da nämlich jeder Bund in einer wechselseitigen Verpflichtung beruht, so wird durch den Friedens- und Gnadenbund, welchen Gott in seiner Herablassung mit den Menschen schließt, von Seiten der letzteren ein gutes Gewissen, d. h. ein aufrichtiges Verlangen nach Gott und dem geistigen Heile, sowie der entschiedene Willen gefordert, in Gesinnung und Werk nach dem göttlichen

---

*) 1. Petr. 3, 21. Sowohl im griechischen Text, wie in der Vulg. heißt es nach dem Wortlaut die Frage (interrogatio, eperotema) des guten Gewissens zu Gott. Man hat daher, je nach der Auffassung dieses Genitivs, sehr verschiedene Erklärungen versucht, wie z. B. die Taufe ist die an Gott gerichtete Frage nach einem guten Gewissen (nach der Weise, wie es zu erlangen sei); ferner: die an Gott gerichtete Bitte um ein gutes Gewissen. Einen besseren Sinn gewährt es jedenfalls, wenn man unter jenem Worte die Nachfrage, d. h. das Verlangen nach Gott versteht; doch kann auch diese Erklärung nicht befriedigen. Man hat auch an die bei der Taufhandlung üblichen Fragen und Antworten hingewiesen; ja sogar darauf, daß die Taufe, als Aufnahme in die Kindschaft Gottes, den Gläubigen berechtigt und ermuthigt, mit kindlicher Zuversicht an Gott gewisse Fragen zu richten, wie z. B. (nach Röm. 2, 15) „bin ich nicht dein Sohn, soll ich nicht auf deine Hilfe rechnen?" Bei weitem entsprechender ist daher die Ansicht des heil. Gregor von Nazianz, der die Taufe als ein mit Gott eingegangenes Bündniß definirt, mit der Gelobung eines neuen und reinen Wandels; auch Estius erklärt: „eines guten Gewissens Angelobung gegen Gott", und es ist demnach das Sicherste, nach Döllingers Vorgange statt aller Umschreibungen das Wort Bündniß oder Bund zu setzen.

Wohlgefallen zu streben. Befestigt und besiegelt aber ist dieser Bund von Seite Gottes (objectiv) „durch die Auferstehung Jesu Christi“, welcher, wie der Apostel fortsetzt, „zur Rechten Gottes ist, nachdem er, damit wir Erben des ewigen Lebens werden, den Tod verschlungen, und in den Himmel hingegangen, wo die Engel und alle Machtbegabten ihm unterworfen sind.“

Indem nun der Apostel in diesen Worten jenem zuerst erwähnten Hingange zu den Gläubigen und den Reuigen in der Unterwelt den andern in den Himmel entgegensetzt, schildert er nicht bloß die Verherrlichung Christi, der in der Glorie des Vaters waltend, den Gläubigen den Geist der Wahrheit und Heiligung sendet, sondern er mahnt weiterhin auch an die dem Schlusse der Weltgeschichte vorbehaltene Offenbarung dieser Herrlichkeit zur Zeit des Eintritts des zweiten und letzten allgemeinen Weltgerichtes. Je näher aber die Beziehungen zwischen diesem und dem Gerichte der Fluth, desto weniger bedarf es der Erklärung, warum dieselbe auch dem Endgerichte und der Neugestaltung der Erden- und Menschenwelt zum Vorbilde dient, wie dieß in nicht weniger Stellen der Schrift betont wird. „Wenn Unsitte und Ungerechtigkeit überhand nehmen, und alle Nächstenliebe erkaltet und schwindet, wird es wiederum sein wie in den Tagen des Noah“; die Sterblichen werden ihren Lüsten und Leidenschaften fröhnend, nur für ihr Erdendasein besorgt, Glauben, Gewissen und Weissagung verachtend, dahin leben, bis die gewaltige Katastrophe, die sie auf Billionen von Jahren hinausge-

schoben, die Zerstörung und Umwandlung der Erde urplötzlich hereinbricht.

Es war gegen Ende des neunten christlichen Jahrhundertes (881), als die Normannen auf einem ihrer Raubzüge rasch und unerwartet Lüttich, Köln und Aachen überfielen. In der Kirche zu Tongern, wo eben die Frühmette der Christnacht gefeiert wurde, hatte ein Chorknabe die vor jeder Lection üblichen, den Segensspruch einleitenden Worte zu sprechen*). Da vernahm aber sein scharfes Gehör einen herannahenden Tumult, und voll Schrecken rief er: „Feinde, Feinde vor dem Thor!" Der Meister schlug ihn zur Strafe der Unaufmerksamkeit; allein wiederum rief der Knabe: „Feinde auf der Mauer!" Zum drittenmale hatte er kaum gerufen: „Feinde auf dem Markte!" als auch schon überall Jammer und Wehklage erscholl, und die Flammen der in Brand gesteckten Häuser in das Gotteshaus hereinleuchteten**).

Wie es diesem armen Chorknaben widerfuhr, dem der Warnruf mit Schlägen vergolten ward, so ist es auch jederzeit den Propheten Jehova's ergangen; und der Widerspruch und Hohn, den die Herolde des ersten Weltgerichts, Henoch und Noah, von ihren Zeitgenossen erduldet, kann den Herolden, die der Ankunft des Menschensohnes vorangesendet werden, ebenso wenig ausbleiben. So hat es auch der Apostelfürst vorausge-

*) „Jube domine benedicere."

**) Dr. Onno Klopp: Geschichten und Charakterzüge aus der deutschen Kaiserzeit ꝛc. 1852.

sehen*). „Es werden, so lehrt er, in späteren Zeiten leichtsinnige Verführer auftreten, die da sagen: „wie steht es um seine Verheißung und seine Wiederkunft? Seitdem die Väter entschlafen (seitdem die ersten Menschengeschlechter über diese Erde gezogen) sind alle Dinge (die Naturgesetze, die Naturgebilde, die Elemente, die Gattungen und Arten der organischen Wesen) genau so, wie sie von Anfang (in der historischen Zeit) gewesen, und werden so bleiben. Allein, die so entschieden dieß behaupten, wissen oder bedenken nicht, daß die Himmel und die Erde, wie sie uranfänglich waren, aus dem Wasser (dem erschaffenen chaotischen Urstoff) und mittelst des Wassers entstanden sind durch Gottes Wort; und daß durch eben jene Mächte jene erste Welt vom Wasser überfluthet untergegangen ist. Die Himmel aber (das Planetensystem) und die Erde, wie sie jetzt (seit der Sündfluth) durch dieselbe Macht des göttlichen Wortes (im Friedensbund mit Noah) aufbewahrt bestehen, sind dem Feuer aufbehalten bis zum Tage des Gerichtes" *).

Es läßt sich nicht anders erwarten, als daß die oberflächlichen Skeptiker, deren der Apostel erwähnt, auch diesen von ihm angekündeten künftigen Weltbrand den Wahnbildern des Aberglaubens beizählen. Allein mit denselben Ausdrücken, die der Apostel angewendet,

*) 2. Petr. 3, 3—7.

**) Ps. 101, 26. Jesai 34, 4—51, 6—60, 22. Daniel 7, 9. Matth. 24, 29. 35. — 2 Thess. 1, 8. Apokal. 21, 1. Selbst von Ovid wird (wahrscheinlich aus den Sibyllinischen Orakeln) der künftige Weltbrand geschildert, von dem auch viele Völkertraditionen wissen.

kann man erwiedern: die eine solche Behauptung aufstellen und so kühn über alles absprechen, wissen und bedenken nicht, was durch die jüngsten Ergebnisse der (mathematischen Naturwissenschaft zur erwiesenen Thatsache geworden; das große Gesetz nämlich, daß die Wärme (als Aequivalent der mechanischen Bewegungskraft) überall sogleich wirksam hervortritt, sobald die rasche Bewegung eines Körpers durch einen Widerstand gehemmt wird *). Würde nun die Erde durch irgend ein kosmisches Ereigniß plötzlich in ihrer Bewegung aufgehalten und zum Stillstand gezwungen, so müßte sich ihre Rotationskraft in eine Wärme verwandeln, die mächtig genug wäre nicht bloß den ganzen Erdball in den Zustand des Schmelzens zu versetzen, sondern auch einen beträchtlichen Theil seiner Masse in Gas-

*) Nach den Vorarbeiten von B. Thompson, H. Davy, Siguin hat vorzüglich Dr. Joule dieß Gesetz in eine bestimmte Formel gebracht. Ein Gewicht von ein Pfund muß 772 Fuß tief (oder ein Gewicht von 772 Pfund ein Fuß tief) fallen, um die Temperatur des Wassers, welches den Schlag desselben empfängt um einen Grad (Fahrenh.) zu erhöhen. Nach dieser Formel ist leicht zu berechnen, wie stark eine Kanonenkugel (deren Fluggeschwindigkeit gekannt ist) sich erhitzen muß, wenn sie durch einen Widerstand gehemmt wird (wobei jedoch der Kraftverlust durch das Abplatten mit in Rechnung zu bringen ist). Die Erde, eine ungeheuere Kugel von bekannter specifischer Schwere, hat eine bestimmte und meßbare Bewegungskraft. Denkt man sich nun, daß sie plötzlich zum Stillstande gezwungen würde, so muß die Hitze, in welche ihre Schwungkraft sich umsetzt, einen ungeheuern Grad erreichen. Man hat berechnet, daß, um diese Wärme hervorzubringen, vierzehn Kugeln Kohle von gleicher Größe wie die Erde erforderlich wären. (Ausl. 1864, Nr. 15.)

form zu verflüchtigen. Und eben das ist es, was der Apostel als Schmelzen der Elemente (der festen oder basischen Bestandtheile) der Erde und ihr Aufgehen im Feuer vorhersagt, als einen Vorgang jedoch, der nicht auf Zerstörung, sondern auf die Umgestaltung und Verherrlichung derselben zum Wohnorte einer beseeligten Menschenwelt abzielt. Denn „neue Himmel und eine neue Erde, nach der Verheißung des Herrn, erwarten wir, in welchen die Gerechtigkeit heimisch ist"*). Und da sonach in diesem glückseligen theokratischen Staate nur jenen das Bürgerrecht zugesichert wird, die durch Gerechtigkeit, d. h. durch einen der Idee Gottes entsprechenden Willen und Wandel darauf Anspruch erworben, so ist es wohl billig, zum Schlusse das Mahnwort des Apostels zu beherzigen, daß wir, dieß alles erwägend, uns beeifern sollen, rein und untadelhaft vor dem Herrn befunden zu werden im Frieden.

*) 2 Petr. 3, 13. 14. Apokal. 21, 1. Jesai 65, 17—66, 22.

Zehnter Vortrag.

Die Noachiden.

„Das Mysterium, welches dem früheren Geschlechte verborgen war, daß die Heiden Miterben des Heiles sind, und mit zu einem Leibe gehören in Christo." (Ephes. 3, 5.)

Ein bekannter Gelehrter des achtzehnten Jahrhundertes, der im Rufe stand, alles Erdenkliche zu wissen, wurde einst gefragt, worin wohl die Ursache zu suchen sei, daß unterirdische Räume, namentlich die Keller, im Winter eine größere Wärme haben als im Sommer? Die Antwort des weltklugen Mannes (d'Alembert) hatte die Form eines heidnischen Orakels. Die Ursache, sagte er, liegt darin, daß es gar nicht wahr ist. Die Unterschiede der Temperatur sind nämlich nur scheinbar, insofern weder die Sommerhitze noch die Winterkälte jenen Räumen in demselben Grade sich mittheilt; von vermeintlichen Dingen aber, die nicht thatsächlich bestehen, läßt sich kein Grund angeben.

Eine ganz gleiche Erwiederung ist es, die der ziemlich oft vorkommenden Frage gebührt: was doch die Ursache sei, daß die göttliche Liebe das Werk der Erlösung so lange verzögert, daß sie dasselbe so spät, erst nach vier

Jahrtausenden habe eintreten lassen? Man hat zwar, um dieß zu erklären, mancherlei Gründe ersonnen, allein der wahre Grund liegt darin, daß die ganze Voraussetzung falsch ist, daß eine derartige Verzögerung und Verspätung gar nicht stattgefunden hat. Unmittelbar nach dem Abfall der Urmenschen trat schon, dem leiblichen wie dem geistigen Tode abwehrend, die Verheißung sowohl als das Werk der Rettung und Erlösung ein, das jedoch erst in der Fülle der irdischen Zeit, in der Mitte der geschichtlichen Entwicklung seinen Höhepunkt erreichen konnte. Die Vorsehung, welche die Noachische Familie, und in dieser die Menschheit aus der Fluth gerettet, erwählte aus Noah's Söhnen zum einstweiligen Träger der Verheißung vorerst den Stammvater einer Semitischen Familie. Die Völker hingegen, die in dreifacher Linie von Noah abstammten, und, wie die Kainiten und Sethiten vor der Fluth nur allzu bald wieder in heidnische Naturreligionen zurück fielen, ließ die göttliche Langmuth (wie Paulus in seiner Rede an die Lycaonier gesprochen) ihre eigenen Wege einschlagen, d. h. in ihren verschiedenen falschen Religionen, Gebräuchen und Sitten wandeln. Bei allem dem hat doch der lebendige (wahrhafte und persönliche) Gott Sich selbst ihnen nicht unbezeugt gelassen, indem er ihnen vom Himmel Wohlthaten spendete, Regen und fruchtbare Zeiten gab, und durch Speise und rege Lebenskraft ihr Herz erfreute *), wie dieß den künftigen Geschlechtern im Friedensbunde mit Noah ausdrücklich verheißen worden. Allein mit diesem

*) Apostelg. 14.

äußerlichen und rein irdischen Segen war es darauf abgesehen, die Völker für den Zeitpunkt aufrecht zu behalten und zu bewahren, in welchem das bis dahin verborgen gebliebene Geheimniß sich enthüllen sollte, daß die Heiden zu Miterben des Heiles berufen seien, und mitsammt den bisherigen Trägern desselben dem Einen geistlichen Leibe angehören, dessen Haupt Christus ist. In welcher Weise dieß geschehen, daß die jugendlichen Völker ihre eigenen Wege zu gehen begonnen, oder mit anderen Worten, daß sich das Eine Menschengeschlecht in vielerlei Stammformen (Racen) Völker und Sprache familien sonderte, und sodann, wie aus dieser Theilung und Zersplitterung die ursprüngliche Einheit wieder angebahnt wurde — dieß sind die beiden großen Fragen, für deren Lösung in der Schrift und in der Geschichte die Behelfe sich darbieten.

1.

Einen Lehrer heidnischer Weisheit, den griechischen Sophisten Theodorus hörte man oft darüber sich beklagen, daß seine Zuhörer und Schüler die ersprießlichen Lehren, die er mit der rechten Hand ihnen darreiche, immer nur mit der linken Hand annehmen. Er meinte damit jene Unart der Menschen, jene Ungelehrigkeit und leichtfertige, des Ernstes ermangelnde Gesinnung, die als Grundzug der vorwaltend sinnlichen Lebensrichtung in allen geschichtlichen Zeiten ihren verderblichen Einfluß übt. Wie furchtbar waren nicht die Ereignisse und Geschicke, von denen die Söhne Noah's Augenzeugen geworden; wie gräßlich die Schrecknisse, die sie überall

um sich her sahen und erlebten! Sie sind von dem Strafgerichte, das über Millionen von Menschen verhängt ward, nur durch wunderbare Fügungen und durch die Glaubenstreue ihres Vaters verschont geblieben, dessen erhabenes Vorbild sie vor Augen hatten, und der es sicher nicht unterließ, sie durch seine Unterweisung zu allem sittlich Guten anzuleiten. Demungeachtet ist in der Familie Noah's das erste Ereigniß nach der Fluth, von welchem Erwähnung geschieht, eine der kindlichen Ehrfurcht wie der Sittlichkeit wiederstrebende That, die nur aus einer ganz pöbelhaften und zuchtlosen Gemüthsart hervorgehen kann. Sie steht nicht umsonst an der Spitze der Familiengeschichte Noah's, weil sie für die Geschichte der Völker, deren Stammväter die drei Söhne Noah's sind, eine folgenschwere geworden*).

In der babylonischen Sage, die dem Berichte der Genesis am nächsten sich anschließt, führen die drei

*) Nicht wenige Völkersagen stimmen darin überein, daß unter diese drei die Herrschaft über die Erde getheilt wurde. So z. B. ntsprechen in der persischen Sage die drei Brüder Salm, Tur und Irak, von welchen dem ersten Magreb (Arabien), dem zweiten die nordöstlichen Lande und China (Turan), dem dritten Iran (Medien rc.) zugetheilt wurde, den drei Noachiden; insofern die Turanier auch mit den Chamiten (Ostäthiopen) in Berührung kamen. Ob die (vom verew. Stolberg erwähnte) indische Schrift, nach welcher die drei Söhne des Satyavrata (Noah) die Namen Scherma, Charma und Iyapeti geführt haben und die dem biblischen Berichte durchaus allzu ähnlich lautet, eine Berücksichtigung verdient, ist zweifelhaft. Die brahmanischen Schriften heben nur Japhet hervor, den sie Jajati nennen.

Söhne des Xisuthur, des zehnten Urkönigs vor und nach der Fluth die Namen Zervan, Titan und Japethostes. Daß der letztere Name gleichbedeutend sei mit Japhet, unterliegt keinem Zweifel. Der Name Zervan ist am wahrscheinlichsten auf den Erstgebornen Noah's zu beziehen. Sem, zu deutsch der Mann des Namens, der Gepriesene, Hochberühmte, wurde von den Völkern seines Stammes, die sehr bald den Sternendienst der Chamiten annahmen, vergöttlicht und unter dem Symbole des höchsten Planeten Saturnus (Kronos) verehrt. Aus den Keilschriften aber hat man nachgewiesen, daß Zervan mit El- oder Bel-Kronos die gleiche Bedeutung habe. Der Name Titan, der von den Griechen einem zügellosen, gegen die Götter kämpfenden Geschlechte beigelegt wird, eignet sonach dem Cham, dem Versöhner seines Vaters, und unter seinen Nachkommen vorzüglich dem Stamme der Kuschiten, die, den Kainiten ähnlich, in den frühesten Zeiten zur Weltherrschaft gelangten *).

*) Nicht wenige Alterthumsforscher, so auch Lüken (l. c. S. 268) halten den Zervan (Zeruana) für identisch mit dem vergötterten Cham, weil die ersten Machthaber Babyloniens (unter Nimrod) Chamiten waren. Berosus hält ihn für gleichbedeutend mit dem alten Zoroaster (Zarata, Zarathustra) dem Erfinder der Magie. Aber auch die (japhetitischen) Arier (Baktrer, Meder ꝛc.) verehren einen Zervan als Urzeitengott, aus welchem Ormuzd und Ahriman hervorgegangen, während nach Moses von Chorene Zervan kein anderer als Sem ist. Wahrscheinlich ist diese Verwirrung (die mit dem Schutte zerworfener und umgestürzter Gebirgsschichten vergleichbar) dadurch entstanden, daß anfänglich kuschitische (äthiopisch kephenische) Herrschaft

Die älteste Geschichte des Menschengeschlechtes, vor wie nach der Fluth ist in ein Dunkel gehüllt, durch welches nur einzelne Lichtblicke streifen; mit Recht wird sie von einem kenntnißreichen Geschichtsforscher einer großen Trümmerstadt verglichen, die wir beim Mondlichte durchwandern *). Aber gleichwie dieß bleiche Licht mit seinen täuschenden Schlagschatten von der verborgenen Sonne herrührt, so geben die Mythen und Sagen der alten Völker Zeugniß von der Wahrheit der Urtradition, die gleich einer Morgendämmerung die Anfänge der Geschichte beleuchtet. Diese Grundzüge der uranfänglichen, aus drei Hauptästen hervorgehenden Verzweigung des in seinem Ursprung Einen und einheitlichen Menschengeschlechtes sind in der Mosaischen Völkertafel bewahrt, die in allen ihren Angaben sowohl durch die Schriftsteller des Alterthums, als durch die Fortschritte der Völker- und Sprachenkunde ihre volle Bestätigung findet **). Mit Recht wird sie von Haneberg der in seiner Art einzige, unvergleichliche Heimatschein aller Nationen

---

von jener der Semiten und diese wieder von den Ariern bezwungen wurde, bei welchen Conflicten die Stämme ihre Mythen und Traditionen umtauschten und von einander annahmen. Rawlinson meint, Zervan oder Zerovanes sei der Ziru-banit der Keilschriften, welcher der gewöhnliche Beiname des Bel und Prototyp des semitischen Stammes ist; woraus folgt, daß die Zorastrischen Chamiten oder Kephenen, die den Magismus und die Astrologie den semitischen Chaldäern mittheilten, von diesen letzteren wieder den Dienst des Zervan oder Bel angenommen haben. Döllinger l. c. S. 354.

*) Weiß, Weltgeschichte 1. Band. S. 24.

**) Weiß l. c. S. 34. Delitzsch l. c. S. 290.

der Erde genannt, wodurch sie auch die wichtigste aller Urkunden bildet, die uns über die Verwandtschaft der Völker belehren.

Indem wir nun, wiewohl nur das Wissenswürdigste hervorhebend, zur Uebersicht dieser großen Stammtafel uns wenden, die siebenzig Völkernamen enthält**), bemerken wir, daß die Japhetiden als die zahlreichsten, in der Welt- und Culturgeschichte wichtigsten Stämme voran stehen, während die Semiten, um den Uebergang zu den Abrahamiden und zur Heilsgeschichte anzubahnen, die letzte Reihe bilden. Als der erste der sieben Söhne Japhets wird Gomer genannt, den man für den Stammvater der Kelten hält, und dessen Name an die Kymri oder Kymerier anklingt. Der zweite ist Magog, von welchem man die Turanier, die Skythen und Sarmaten herzuleiten pflegt. Der dritte, Madai, bezeichnet (auch in den Keilschriften) die Meder, „das Volk der Mitte", vielleicht den ganzen Stamm der eigentlichen Arier, die sich in die Zendvölker (Baktrer, Perser, Kurden) und die brahmanischen oder Hindu theilten. Der vierte Javan (indisch Javana, Nachkomme des Jajati, persisch Juna) ist der Stammvater der Jonier und der hellenischen oder griechischen Völkerschaften überhaupt. Der fünfte und sechste, immer mitsammen genannt, sind Thubal und Mosoch (Mesech), die Tybarenner und Moscher oder Iberer und Moßok; der siebente endlich, Thiras ist der

*) Bei diesen Angaben ist vorzugsweise auf die dießfälligen Abhandlungen von Knobel, Wiseman, Gfrörer, Prichard, Delitzsch, Eckstein, Weiß u. A. Rücksicht genommen.

Ahnherr des ehedem so zahlreichen Volkes der Thracier oder Thraken *).

In der zweiten Geschlechtsfolge der Japhetiden werden vorzugsweise jene Stammfürsten und Völker aufgeführt, die von Gomer und Javan abstammen. Der erste Sohn Gomers, Askenas, steht ohne Zweifel an der Spitze der deutschen Völkerschaften oder Germanen; sei es nun, daß jener Name vom Geschlechte der Asen oder von den drei Söhnen des Mannus abzuleiten wäre. Gomers zweiter Sohn, Riphat, dessen Name an den des Gebirges Ripaia oder der Karpathen anklingt, betrachtet man als den unmittelbaren Stammvater der

*) Der Name Kymri ist noch üblich bei den Bewohnern von Wales in England. Gog soll Berg, Ma Land bedeuten, Magog also Bergland, nämlich den Kaukasus, so noch jetzt beim Stamme der Osser. Nach Anderen bedeutet Ma groß wie im Indischen. Beim Propheten Ezechiel heißt Gog der König von Magog und zugleich Fürst von Rosch, Mesech und Tubal; seine Krieger sind Reiter und Bogenschützen, nämlich die Skythen, die 1500 v. Chr. noch ein eigenes weit gefürchtetes Volk bildeten. Rosch oder Roß kann mit Grund auf die alten Russen (Rossolanen) bezogen werden. Der Name der Skythen wurde durch die Sarmaten verdrängt, die von ihnen und den Medern abstammen; sie werden mit den Sorben oder Slaven identisch gehalten. Tubal und Misek werden (nach Rawlinson) auch auf assyrischen Denkmalen zusammen genannt. Die Iberer sind aus Asien nach Spanien und Sardinien eingewandert, sie wohnten am schwarzen Meer und sind verwandt mit den Liguriern im südwestlichen Europa. Die Thiras oder Thracier (ägyptisch Thairasch) in Macedonien und Bithynien hielten die Mitte zwischen hellenischen und gothisch germanischen auch wohl (nach Norden zu) lithauischen und slavischen Stämmen.

keltischen Stämme, die in den Karpathen, auch (als Galater) in Kleinasien wohnten, und nach Gallien und in die brittischen Inseln einwanderten. Der dritte, Togarmah (von Toka, Familie, oder Thoy und Armah oder Armenak) zeigt auf den Gründer der Armenier, die ihren ältesten Stammfürsten Haik den Sohn des Thorgom nennen. Als Nachkommen Javan's werden Elisa, Tharsis, Kittim (Kithim) und Dodanim angeführt. Der Name Elisa deutet auf Elis und den hellenischen Stamm der Aeoler, besonders in Thessalien; Tharsis wird für gleichbedeutend mit dem alten Volke der Etrusker, Tusker oder Tyrsener in Italien gehalten. Die Kittim sind die Bewohner der Inseln im Osten des Mittelmeeres, z. B. Cypern (mit der Hauptstadt Kition) und Kreta mit der Stadt Kidonia *).

Die Dodanim endlich sind die Dardaner, die von Illyrien Besitz nahmen, aber auch in sehr früher Zeit

---

*) Von den Asen, dem Göttergeschlechte der alten Germanen, leitet Knobel den Namen Askenas ab; dagegen Grimm von Iskus, Ingus und Hermino den drei Söhnen des Mannus. Von den riphäischen Kelten stammen (in Spanien) durch Mischung mit den Iberiern (Tibarenen) die Keltiberer, am Oberrhein die alten Helvetier. Zu dem Stamme der Tharsis rechnen manche Historiker auch die Pelasger, so wie die ganze Urbevölkerung Italiens. Im ersten Buche der Makkabäer wird von Alexander gesagt, er sei aus dem Lande Kittim gekommen, auch ist von einem König der Kittäer, Namens Perseus, die Rede. Sonach deutet Kittim nicht bloß auf die Inseln des Mittelmeeres, sondern auch auf Macedonien, und überhaupt auf Griechenland, Italien und Europa, soweit es den Orientalen bekannt war. Auch die Karer, die in Macedonien eingewandert, sind unter die Kittim zu rechnen.

aus Europa nach Asien gezogen, wo sie die altberühmte Stadt Troja gründeten.

Auf die Stammtafel der Japhetiden folgt jene der Chamiten, die zwischen den ersteren und Semiten nicht umsonst in die Mitte gestellt sind, da sie in der Urzeit zwischen beide sich eindrängten und anfänglich als Krieger und Culturvölker herrschten. Unter Cham's vier Söhnen: Kusch (Chus), Mizraim, Phut und Canaan war der erste derjenige, dessen Name im Alterthum am weitesten bekannt wurde. Der große Stamm der Kuschiten umfaßt die östlichen und westlichen Aethiopen, die im südlichen und westlichen Asien, wo sie unter dem mythischen Könige Kepheus das Reich der Kephenen bildeten, in Arabien und in Afrika (bis Nubien) wohnten. Der Name des zweiten Sohnes, Mizraim, eine Verdopplung von Misr (babylonisch Missir) deutet, (wie noch jetzt im Sudan) Ober- und Unteregypten, besonders jedoch das letztere an; wiewohl häufig auch der Name Cham's auf Egypten übertragen wird, das die Eingebornen das Land Cham oder Chemi nennen. Phut, der dritte Sohn (altegyptisch Phet, was so viel als Bogen oder Armbrust bedeutet) wird für den Stammvater der streitbaren Völker in Nordafrika (Libyer, Mauritanier, Berbern, Kabylen, angesehen. Von Canaan endlich, Cham's jüngstem Sohn, phönicisch Chna, stammten die Völker, die das westliche Jordanland bewohnten *).

---

*) Die östlichen Aethiopen gründeten in uralter Zeit Susa oder Susiana, westlich vom Indusstrome, das auch (von Cush) Kossia oder Kissia hieß. Das alte kephenische Reich erstreckte sich bis zu dem

Von den Söhnen des Kusch, unter welchen in besonderer Weise auch des Nimrod gedacht wird, stammen die Sabäer und andere kuschitische Völker ab, die mit den Semiten sich vermengten; die Nachkommen des Hevila (Chevila) sind vielleicht jene Kuschiten oder Aethiopen im Südosten Asiens, die (weit früher als die Phöniker), zum ersten Cultur- oder Handelsvolk der Erde sich aufgeschwungen. Unter den Söhnen des Mizraim, welche dadurch, daß ihre Namen die Form der Vielzahl haben, größere und kleinere Volksgruppen anzeigen, treten in den Vordergrund der alten Geschichte vorzüglich die Chasluim oder Casluchim, Bewohner von Colchis am schwarzem Meere (von Herodot als Nachkommen der Aegyptier bezeichnet); dann die Kaphthorim (auch Kerethim) in Kappadocien und auf der Insel Kreta, und mit ihnen verwandt die Philistim oder Philistäer, welche, (wie es auch bei den Propheten Amos, Jeremias, Ezechiel berichtet wird) aus Kreta in das südliche Küstenland von Palästina gezogen sind. Die sehr

---

späteren Joppe. Der Name der Kuschiten reicht im hohen Alterthum von Susiana bis zum Libanon, ja bis zum Pontus und nach Thracien, wo ebenfalls eine Landschaft Kissia sich vorfand. — Der griechische Name Aegyptos wird von Ka-Phtha (Land des Gottes Phtha) abgeleitet. In der phönicischen Tradition ist Chna (Canaan) Bruder des Osiris, der letztere daher identisch mit Misr und Mizraim. Den Namen Phut will man im Volke der Futah, die am Senegal wohnen, wieder erkennen, was jedoch ungewiß ist; mehr Gewicht hat das Zeugniß des heiligen Hieronymus, daß im Gebiete der Mauritanier (die stets als Bogenschützen berühmt waren) ein Strom sammt der ganzen Umgegend noch zu seiner Zeit unter dem Namen Phut bekannt war.

zahlreichen Söhne Canaans scheinen mehrentheils die Anfänge kleinerer Stämme zu bilden, von denen am Schlusse ihrer Aufzählung gesagt wird, daß aus ihnen die Bevölkerung des Landes Canaan besteht. Die berühmtesten unter ihnen sind die Phönicier oder Phöniker, deren Stammfürst, der Erstgeborne Canaans, die nach ihm genannte Seestadt Sidon baute, die erste bekannte Welthandelsstadt der Vorzeit. Ursprünglich waren sie aus dem Süden vom persischen Meerbusen heraufgezogen, woselbst sie die Sprache der Semiten angenommen hatten. Neben Sidon wird als zweiter Sohn Canaans Cheth genannt, der Stammvater der sehr mächtig gewordenen Hethäer; dann Jebus, dessen Stamm (die Jebusäer) das Hochland um Jerusalem bewohnte, und Amri, dessen Abkömmlinge das Volk der Amoriten bildeten *).

Mit den Chamiten wie mit den Japhetiden in sehr vielfacher und enger Berührung stehen die Semiten,

*) Weiß vergleicht den Namen Canaan mit Kenaan, was einen Händler oder Kaufmann bedeutet. Darin zeigten sich die Phöniken ihren Verwandten den Ostäthiopen ähnlich; doch haben die Semiten (die Araber, Yoktaniden ꝛc.) gar bald von ihnen gelernt. Den Namen Phöniker haben ihnen, von der rothen Hautfarbe, die sie mit den Aegyptern gemein hatten, die Griechen gegeben, sie selbst nannten sich Canaanim, wie es auch der heil. Augustinus in seiner Diöcese (Hippon oder Bona in Algerien) von den Landleuten meldet, die von der phönicischen Colonie der Karthager abstammten. Die Hethäer, von welchen (nach Inschriften und Bildern in ägyptischen Grabmonumenten) in den Feldzügen des Pharaonen Rhamses des Zweiten die Rede ist, werden als so übermächtig geschildert, daß man sie nicht füglich mit jenen in Canaan für identisch halten kann.

deren Stammtafel von Sem's fünf Söhnen: Elam, Assur, Arphachsad, Lud und Aram den Ausgang nimmt. Von Elam stammt die große Völkerschaft der Elymäer, die vom östlichen Assyrien bis zum kaspischen Meere wohnten, und deren semitische Sprache in der Folge durch die Herrschaft der Arier von der persischen verdrängt wurde. Assur (in der Keilschrift Athura) ist Stammvater der Assyrer, zwischen Medien und dem Tigris, die zu einer gewaltigen Weltmacht sich erhoben. Durch ihre Eroberungen verbreiteten sie die Sprache der Semiten jedoch mit anderen Idiomen vermischt; Cultur und Sitten hatten sie von den kephenischen Kuschiten angenommen, die ursprünglich in Chaldäa wohnten. Arphachsad, dessen Name auch dem Hochlande Arrapachitis und Kurdistan beigelegt wird, ist der Vater der Chaldäer (die bei den Propheten auch Chasdim heißen) und zu denen auch die Gordyäer (Karduchim, Kurden) gehören. Von ihnen wird auch die Herkunft der Beduinen abgeleitet. Lud wird für den Stammfürsten der ursprünglich arabischen Lydier in Kleinasien erklärt. Diese Ludim sind die Solymäer, welche die Sprache und Sitte der Karer annahmen. Sem's fünfter Sohn, Aram, steht an der Spitze der Aramäer, welche Syrien (mit der Hauptstadt Damaskus) und theilweise Mesopotamien bewohnten, und von welchen die ebenfalls Solymäer genannten Bewohner Lycaoniens und Pamphiliens herkamen *).

---

*) Diese noch semitischen Elamiten waren es, die (nach Eckstein) mit arischen Stämmen verbunden im Zeitalter Abrahams

Während von Elam und Lud keine Nachkommen namentlich angeführt sind, wird von jenen des Arphachsad vorzugsweise sein Enkel Heber hervorgehoben, der von Chaldäa aus zuerst in das Land jenseits des Euphrat hinüber gezogen; dann Hebers Söhne Phaleg und Jektan (Peleg und Yoktan). Dieser letztere ist es, von welchem nicht weniger als dreizehn Söhne aufgezählt werden, wie denn auch von den Yoktaniden (deren Name noch in Südarabien üblich), sowie von Peleg die zahlreichen urarabischen Völker sich abzweigen. Viele derselben haben dadurch, daß sie im Süden Arabiens und dem nahen Afrika mit den Kuschiten (westlichen Aethiopen) verschmolzen, von den übrigen sich losgetrennt; überdieß schreibt man ihnen den Ursprung der Hyksos oder Hirtenvölker zu, deren Könige mehrere Jahrhunderte lang als Eroberer Aegypten beherrschten, wiewohl Andere sie für identisch mit den Amalekitern halten, die durch die Yoktaniden aus ihrer Heimath nach Aegypten gedrängt wurden *). An Yoktans Bruder

---

Syrien und Canaan überfielen; sie dehnten ihre Eroberungszüge auch über Susa und Medien aus, wodurch sie viele Kuschitische und Arische Elemente aufnahmen. Von den Völkern der Chaldäer sagt Plinius, daß Babylon das Haupt derselben gewesen. Zu den Ludim zählt Weiß auch die Philister, die aus Aegypten über Kleinasien (Cilicien) nach Kreta und von da nach dem Süden von Palästina zogen. Jedenfalls waren sie ein semitisch chamitisches Mischvolk.

*) Man pflegt die Namen der Nachkommen des Arphachsad als Abstracta zu erklären, so zwar, daß Sale oder Selah die Aussendung (aus Chaldäa) bedeutet, Heber den Uebergang (über den Euphrat), Peleg die Theilung. Delitzsch hingegen betrachtet sie,

Peleg knüpft sich, der Bedeutung dieses Wortes gemäß, die Erinnerung an den wichtigen Zeitpunkt, da die Familien der Völker von einander schieden, um nach allen Weltgegenden hin ihre Heimath zu suchen.

Den Abschluß der Völkertafel bildet die Bemerkung, dieß seien die Familien Noahs, je nach ihren Stämmen, von welchen aus sich die Völker auf Erden vertheilt haben; so daß es demnach kein Volk gibt, das nicht von einem der drei Söhne Noahs die Herkunft hätte. Man erhebt dagegen die Einwendung, daß von einer der zahlreichsten Nationen, von dem Volke und Culturstaate der Chinesen in jener Stammtafel nichts erwähnt werde. Auch läßt sich diese scheinbare Lücke nicht dadurch rechtfertigen, daß die Chinesen mit den übrigen Völkern lange in keine Berührung gekommen, weil manche

wohl mit Recht, als Namen von Personen. Die Amalekiten, ein canaanitisch semitisches Mischvolk, haben (wie Eckstein nachweist) in den ägyptischen Osirisdienst Elemente des semitischen Mythus eingemengt. Die Zeit dieser Hirtenkönige oder Hyksos, von denen Manetho erzählt (sie sollen 500 Jahre lang Unterägypten beherrscht haben) ist zwar dunkel; doch zeigt die Aufnahme und das sprachliche Verständniß, das die Patriarchen von Abraham bis Joseph in Aegypten gefunden, daß zu ihrer Zeit dort semitische Sprache und Sitte nicht fremd gewesen. Früher als die Elamiten nahmen (wie derselbe Forscher meint) die Aramäer von Syrien aus den Liban und einige Gebiete Canaans in Besitz, so auch Salem. Im Liban regierten als Priesterfürsten die Sydyk, d. h. die Gerechten, die jedoch in den heidnischen Kabyrencult verfielen, mit Ausnahme des Melchisedek, des Fürsten der Stadt Salem (Jerusalem), der demnach kein chamitischer Canaanit, sondern ein semitischer Aramäer ist.

in altägyptischen Grabmalen gemachten Funde das Gegentheil beweisen*). Allein mit gleichem scheinbaren Rechte könnte man noch einwenden, daß in der mosaischen Völkertafel die Namen der Slaven, der Skythen, der Finnen, Mongolen, Malayen und anderer weit ausgebreiteter Stämme nicht vorkommen. Allein die Slaven von reiner Abkunft gehören so gewiß wie die (ebenfalls nicht genannten) iranischen Völker zu der von Madai und Javan stammenden indogermanischen Sprachfamilie; von Magog kommen die zahlreichen turanischen Völker, die Skythen, Tataren, Mongolen (zu welchen letzteren auch die von Westen eingewanderten Chinesen gehören); und mit Riphat (sofern dieser Name auf den Ural bezogen wird) sowie mit Mosoch stehen vielleicht die finnischen und andere nördliche Völker in Verbindung. Es zeigt sich sonach die Stammtafel jedenfalls umfassend genug, um die Verwandtschaft aller in ihren Urstämmen verschwisterten Nationen, oder die genealogische Einheit des Menschengeschlechtes nachzuweisen, mit welcher denn auch das andere Zeugniß der Schrift in ursächlichem Zusammenhang steht, daß die sämmtlichen Noachiden, so lange sie noch (durch das Band des Glaubens und der Ehrfurcht zusammen gehalten) eine einzige große Familie bildeten, auch nur

*) In ägyptischen Gräbern der zehnten Dynastie (der Könige, die vom 19. bis zum 15. Jahrhundert vor Chr. Geb. regierten) hat man chinesische Gefäße mit chinesischen Inschriften gefunden, es müssen also die Aegypter schon 1500 Jahre v. Chr. von China einige Kunde gehabt haben. (Weiß, Weltgeschichte I. S. 35.)

Eine Sprache und einerlei Worte besaßen; in welchen sorgfältig gewählten Ausdrücken die Sprechweise, der Geist oder die logische Ordnung der Sprache (die Wortfügung) von dem Sprachsatz, d. h. von den einzelnen Bezeichnungen der Dinge, oder wie man wissenschaftlich zu sagen pflegt, das Formale vom Materialen genau unterschieden wird. Wie jedoch diese Eine Ursprache, die ohne Zweifel von Noah und seinen Söhnen, also aus dem Zeitalter vor der Fluth herstammte beschaffen gewesen, das ist eine der vielen Fragen, die sich nur mit Vermuthungen beantworten lassen *).

Anders verhält es sich mit der Frage, wie es gekommen sei, daß die eine allgemeine Sprache in so viele besondere zersplittert wurde, die in Lauten und Formen von einander höchst verschieden sich zeigen, und doch

*) Daß diese Ursprache eine Sethitische war, ist selbstverständlich; nicht so, daß sie die hebräische war, die als Dialect oder Zweig der semitischen nicht nothwendig älter als die aramäische ist. Weit mehr kommt es darauf an, daß es wirklich eine Ursprache gab, von der die Sprachen insgesammt durch Divergenz sich abgezweigt haben. Dieß nachzuweisen, ist, wie Eckstein mit Recht sagt, eine Riesenfrage; ein Problem, das von Vielen, selbst von Delitzsch, als unausführbar aufgegeben wird, nicht aber von anderen Forschern, z. B. Bopp und Max Müller, der sich darüber (l. c. S. 337) so äußert: Wir nehmen wahr, daß selbst die größte Mannigfaltigkeit in den materiellen oder formalen Elementen der Sprache mit der Annahme eines gemeinsamen Urquells nicht unvereinbar ist. Die Sprachwissenschaft führt uns zu jenem höchsten Gipfelpunkte empor, von welchem wir in das erste Frühroth des Menschenlebens auf Erden hinabblicken und wo die Worte: „es hatte alle Welt einerlei Zunge und Sprache“ eine überzeugendere Bedeutung als je zuvor gewinnen.

gerade durch die Schroffheit ihrer Gegensätze auf eine frühere gemeinsame Grundlage hindeuten*)? Je sicherer, sowohl wissenschaftlich als dogmatisch, die Einheit des Menschengeschlechtes begründet ist, desto entschiedener weiset die Thatsache dieser Zersplitterung in vielerlei Gestaltungen, Nationalitäten und Sprachen auf uralte Verhängnisse hin, die diesen Zerfall bewirkten, und die auch, obwohl mit mythischer Färbung in den Erinnerungen der Völker bewahrt geblieben **).

Die einfache Weise, in der die Schrift diese große Begebenheit, den Anfang der Weltgeschichte berichtet, ist wohl Niemanden unbekannt. Vom Hochlande am

*) Eine treffende Vergleichung mit den Wänden einer durch Zersprengung entstandenen Felsenschlucht findet sich bei Weiß (l. c. S. 134). „Die größten Kenner der vergleichenden Sprachkunde erklären, daß die Sprachen ebenso in der Genauigkeit ihrer Brüche, in dem Geäder von ähnlichem Aussehen die gemeinsame Abstammung von einer Sprache bezeugen, als die Kühnheit und Schroffheit in den Umrissen der Brüche auf eine gewaltsame Erschütterung hinweist, die sie einst entzwei gerissen."

**) In der babylonischen Sage (nach Abydenos) wurde der Bau der Erdbewohner, die den Göttern trotzten, durch Stürme zerstört; aus den Trümmern ward dann Babylon erbaut, und die Menschen bekamen verschiedene Sprachen. Nach der Zendsage hat Ahriman die Sprache in dreißig verschiedene getheilt; in der germanischen ward der Riesenbau vom bösen Geiste Loki angestiftet und vom Gotte Thor zerstört. In der griechischen Sage von Phoroneus entstand der Zwiespalt unter den Menschen durch den Bau einer Stadt. Aehnliches erzählen die alten Mexikaner von ihrer Pyramide (Teocalli) von Cholula und die von Yucatan fand Humboldt dem Belustempel in Babel ähnlich.

Ararat waren die Noachiden, neue Weideplätze und wärmere Gegenden aufsuchend, in südöstlicher Richtung fortgezogen, und hatten in der unabsehbaren weiten, reich bewässerten Ebene Sinear (in Keilschriften Sinhara) sich niedergelassen, die vom Euphrat und Tigris bis an das persische Meer sich erstreckt und von dem steilen Wüstengebirge Sindschar begrenzt wird. Wie rasch und mächtig hier in diesen urkräftigen Familien die Bevölkerung zugenommen, läßt sich annähernd genug berechnen, so daß man dieselbe binnen eines Jahrhunderts schon nach Millionen zu zählen berechtigt ist *). Bereits waren die Kuschiten am weitesten gen Süden und Osten vorgedrungen, und immer dringender ward es von Allen anerkannt, daß man sich trennen und neue Wohnsitze aufsuchen mußte. Nicht nur diese Nothwendigkeit allein, sondern auch der Zug nach dem Neuen und Unbekannten, die Wanderlust, das Verlangen nach Besitz, die Eigensucht, der Uebermuth und die übrigen unlauteren, die Eintracht störenden Leidenschaften hatten die Spaltung und (wie vor der Fluth) den Abfall vom Gottesgehorsam zum Naturdienst schon vorbereitet, als an der Spitze der Chamiten ein heroischer Führer hervortrat, Nimrod, ein Sohn des Kusch, von welchem die Schrift berichtet, daß

*) Wenn man auf ein Menschenpaar vom 25. bis zum 50. Lebensjahre durchschnittlich 6 Kinder rechnet, so konnten 425 Jahre nach der Fluth 500 Millionen Menschen auf Erden sein. Setzt man die jährliche Zunahme der Bevölkerung nur zwischen zwei und drei Procent, so mußte sie 500 Jahre nach der Fluth auch schon 180 Millionen betragen. Reusch l. c. S. 424.

er ein Gewaltiger zu werden begann auf Erden, ein mächtiger Jagdheld vor dem Angesichte Jehova's, und daß er der erste Gründer eines Weltreichs geworden. Der Anfang dieser (kuschitischen) Weltmacht war Babel sammt mehreren benachbarten Städten (unter deren Namen der von Chalne noch in der Landschaft Chalonitis erkennbar ist). Da er von Babel nach Assur zog, wo er am Tigris die Stadt und das Reich des Ninus (Ninive) gründete, so scheint es, daß er von Semiten bekriegt, die Herrschaft über Sinear (das eigentliche Babylonien) aufgegeben habe *). Daß er von den folgenden Geschlechtern vergöttlicht und als Kriegsgott (Nergal, Ares, Mars) verehrt wurde, ist aus dem Wesen des wieder herrschend gewordenen Heidenthums leicht erklärlich **).

Diesem Gewaltigen sich anschließend und seiner Herrschsucht fügsam, faßten die Unternehmendsten den Plan, eine feste Burg sammt einem Thurm zu bauen

*) Ninive hat den Namen von Nin oder Ninus, der mit Nimrod nicht zu verwechseln ist, da er nicht von Babel nach Assyrien gekommen, sondern von Assyrien aus Babel erobert hat; immer noch in halbmythischer Zeit.

**) Dem babylonischen Mars oder Nergal (der auch die Feuergluth bezeichnete) war der Hahn geheiligt, der noch jetzt bei den Jesiden als Symbol verehrt wird. Das rothe Licht des Planeten Mars veranlaßte die Shabier, dem Feuergotte Baal-Chammon (Moloch) rothbehaarte Menschen zu opfern. Ihr Gebet dabei lautete: „O du böser, unbeständiger, scharfer, feuriger Herr! Du liebst den Aufruhr, den Mord, die Zerstörung, den Brand, das Blutvergießen, wir bringen dir ein Opfer dar, welches dir ähnlich ist.“

und zu welchem Zwecke? Das kleine Volk der Fidschi auf der Südsee-Insel Vama Levu bewahrt die Sage, vor Alters hätten die Menschen einen Thurm erbaut, der bereits bis zum Himmel ragte, als die Fundamente zerbrachen, worauf dann die Arbeiter sich in alle Weltgegenden zerstreuten. Die Absicht aber, die zu diesem Unternehmen geführt, sei keine andere gewesen als nachzusehen, ob auch der Mond von Menschen bewohnt sei. Solch ein kindischer, zugleich aber harmloser Gedanke war den Kuschiten fremd. Ihr Aufruf lautete: „Wir wollen uns einen Namen machen, damit wir nicht zerstreut werden über die ganze Erde," d. h. damit wir nicht ohne einen Mittelpunkt der Einigung, ohne Gemeinsamkeit und daher auch macht- und hilflos aus einander gerathen*). Das Bestreben, einen ruhmvollen Namen zu erringen, könnte für jene Zeit verfrüht erscheinen, wäre es nicht einfach aus dem angebornen Hochmuthe erklärbar, wie denn auch die Namen nicht weniger Völker (z. B. Arier, Slaven) aus Worten gebildet sind, die Adel, Ruhm und Ehre bedeuten. Die Absicht der Noachiden ging dahin, durch jenes Riesenwerk in ihren eigenen Augen groß zu werden, und zu einem Gesammtvolk sich zu einigen, das in seiner Machtentwicklung keine Gefahr zu fürchten hätte. Es war eine eigenmächtige und widergöttliche Einigung, die sie anstrebten; das dämonische Verlangen nach gänzlicher Unabhängigkeit von Jehova war auf's neue erweckt worden, und wie im Mythus die Titanen gegen den Kro-

*) Delitzsch l. c. S. 310.

nos, so empörte sich Nimrod mit der großen Menge gegen den Patriarchen Sem, welcher damals (wie Hieronymus ihn nennt) der Hirte und Priester der Menschheit war.

Diese verhängnißvolle Bewegung, welche neuerdings zum Abfall und Verfall des ganzen Geschlechtes geführt hätte, konnte nur durch die Macht der rettenden Vorsehung gehemmt werden, welche die verderblichen Pläne durchkreuzte. Aehnlich der Rede Elohims nach dem Abfall des ersten Menschenpaares *) wird auch hier der Thatbefund in den Worten dargelegt: „Eine Gemeinschaft und einerlei Sprache haben sie Alle und dieß ist der Anfang ihres Thuns, und nun (wenn diese Gemeinsamkeit fortwährt) wird es ihnen nicht schwer sein, auch das Weitere, was sie vorhaben, zu vollbringen; nämlich im Dünkel absoluter Unabhängigkeit und im stolzen Selbstvertrauen von Gottes Gesetz sich loszureißen und nach eigener Willkür gleich den Giganten der Vorzeit auf Erden zu schalten. Würden sie, wenn einmal der Bau vollführt war, in dieser ruchlosen Gesinnung sich befestigt haben, so wäre jede sittliche und gesellige Ordnung auf Erden unmöglich geworden. Es erging deßhalb der richterliche Beschluß, der einem Auftrage an die geistigen Boten und Mächte der oberen Welt gleicht, und an die Vermittlung der richtenden Weltgegenwart Gottes durch die Cherubim erinnert: „Wir wollen herabfahren und ihre Sprache verwirren, auf daß je Einer die Rede des Andern nicht versteht.“

---

*) Genesis 3, 23.

Von dieser plötzlichen (und daher wunderhaften) Vervielfältigung der Sprachen, welche die Unterbrechung des Baues und die Trennung der Völkergruppen nach sich zog, hat die alte Weltstadt ihren Namen empfangen*), einen Namen, der auch insoferne ihr gebührte,

*) Knobel erklärt den Namen Babel als Haus oder Burg des Bel oder Belus; hingegen weisen Rawlinson und Oppert aus Inschriften nach, daß der Gott der Babylonier (Herr des Himmels, Kronos) El hieß, was auch dem Semitischen entspricht. Der Name Bab-El eignet also dem Belustempel, den Herodot noch sah, und der (nach Layard) in der Mitte der Stadt sich erhob. Im Sinne der Schrift hat der Name der Stadt nicht diesen Ursprung, sondern vom Worte balal (verwirren), so daß sie auch Balbal heißen könnte. Verwandt damit scheint das Wort Barbar, womit eigentlich Jeder bezeichnet wurde, dessen fremde Sprache man nicht verstand. Der Nimrodsthurm oder Birs Nimrud der Araber, am rechten Euphratufer, ist eine noch über 290 Fuß hohe Ruine, auf deren Ziegeln die Inschrift Nebokhradesar eingegraben und deren Unterbau mit Asphalt verkittet ist; den Oberbau hält man für den Belustempel. Die Vorstadt Borsippa ist nach Oppert mit Babel identisch; der Name (aus Bar und Sippa) soll soviel als Zerstreuung der Sprachen bedeuten (indem Sippa, Sipha mit dem biblischen Sapha und wahrscheinlich bar mit bal übereinstimmt. Nach Inschriften auf Thoncylindern (wie Oppert sie gelesen) ist der Name Nebucadnezars, der Babylon neu erbaut hat, Nabudo-Chodonossor, Diener des Gottes Merodach und Nebo, Sohn des Nebopalassar. Die Burg nennt er das Haus der sieben Lichter der Erde, das Wunder von Borsippa. Der erste König habe es gebaut vor 42 Zeiten (d. i. Generationen zu 33 Jahren) aber nicht vollendeten die Menschen es, weil sie die Worte ohne Ordnung aussprachen (sine ordine praeferentes verba). Auch von Erdbeben und Unwetter, die den Ausbau störten, ist in dieser Inschrift die Rede. Ein speciell diesem Gegenstande gewidmetes Werk ist: „Die Sprachverwirrung

als sie die Mutterstadt oder Metropole aller heidnischen Wirren und Laster geworden.

Daß die Bildung verschiedenartiger Redeformen und Laute, die das wechselseitige Verständniß aufhebt, auch die Entfremdung und Trennung der Völker zur Folge hat, ist einleuchtend genug. Die Hauptsache jedoch, um die es hier sich handelt, ist die Art und Weise, wie diese Zersplitterung zu Stande gekommen, die von der Schrift als ein außergewöhnliches, unmittelbares Werk der Allmacht bezeichnet wird. Jedes erneuerte schöpferische Einwirken in die schon vorhandene Schöpfungswelt gehört in das Gebiet des Wunders. Dieß letztere darf aber nicht fälschlich als ein Vorgang aufgefaßt werden, welcher der von Gott gesetzten Naturordnung widerspricht, sondern stets nur als ein solcher, der diese in Folge der Schuld gestörte und zerrüttete Ordnung, theilweise oder im Ganzen wieder herstellt; daher auch jedes wunderbare Ereigniß, das dieses Namens würdig, zu dem großen Erneuerungs- und Erlösungswerke der Menschheit in genauer Beziehung steht, und nur in dieser seinen Grund hat. Aus demselben Gesichtspunkt, und zwar in ganz vorzüglicher und umfassender Weise, muß nun auch die große Katastrophe der Sprachen- und Völker-Divergenz beurtheilt werden. Die unheilvolle und gottwidrige Gemeinschaft, die Alle in's Verderben zu stürzen drohte, mußte zerstört werden, um das verheißene Heilswerk und mittelst desselben die Gott gefällige Gemeinsamkeit der Menschen möglich zu machen.

zu Babel", linguistisch-theologische Untersuchungen von Dr. Fr. Kaulen. Mainz 1861.

Ob jedoch zum Vorgange dieser mannigfachen Sprachenbildung solch ein unmittelbares Einschreiten der Allmacht nothwendig gewesen, ob dieses Auseinandergehen der Sprachformen nicht von selbst, auf ganz natürlichem Wege erfolgen konnte und mußte, das ist eine andere Frage, deren Lösung ganz und gar von der Art und Weise abhängt, wie man den Ursprung der Dinge, oder das Verhältniß der Natur- und Geisterwelt zu Gott betrachten will. Gibt man dem Menschen keine höhere Rangstellung, als an der Spitze der Thierwelt, die er durch sein Knochengerüste und Nervensystem überragt, so ist man genöthigt, auch die Erscheinungen des geistigen und sittlichen Lebens als bloße Steigerungen (Potenzirungen) der sinnlichen Zustände, Eindrücke und Vorstellungen anzusehen, und nach dieser sehr beliebten Voraussetzung gestaltet sich die Erklärung der geistigen Thätigkeiten des Denkens und der freien Selbstbestimmung zu einem Rechnungsexempel der höhern Algebra, welche die Oscillationen und wechselseitigen Wirkungen der feinsten Stoffe (Atome, Molecule) unter ihre Formeln einzuordnen weiß. Diese mathematische (mechanistische) Anschauungsweise mag im Gebiete der Natur und der blinden Nothwendigkeit ihr Recht behaupten; mit der Freiheit und Selbstbewußtheit des menschlichen Denkens und Handelns, in welches auch das ausgesprochene Denken oder die Sprache gehört, hat die Mathematik nichts zu schaffen *).

---

*) „Die Naturwissenschaften haben ihre Fortschritte dem Umstand zu verdanken, daß sie die beobachteten Erscheinungen in quan-

Die Ansicht von einer organischen (und mechanistischen) Entwicklung der Sprache aus den Elementen der Naturlaute und der Thierstimmen ist demnach eben so falsch, wie jene von der Entwicklung des Menschen aus dem Geschlechte jener Affen, die man wegen ihrer sehr entfernten Menschenähnlichkeit mit dem Namen der Anthropoiden beehrt hat. Diejenigen, die es lieben, auf so rohe Anfänge zurück zu gehen, möchten gern (wie ein Meister dieses Faches bemerkt) die Möglichkeit offenhalten, daß der Mensch nur ein vorzüglich begünstigtes Thier sei. Kein Thier hat jemals ein Wort hervorgebracht. Die Sprache ist die hohe Schranke, die kein Thier je überschreiten wird *). Diese Schranke ist aber

titativen Ausdrücken fixiren können und sie dadurch dem mathematischen Calcul zugänglich machen. Die mathematische Begründung der Psychologie, von der herbartischen Philosophie versucht, hat sich als ein fruchtloses Spiel erwiesen; da, wo jene Bedingungen fehlen, keine absolute Messung sich bewerkstelligen läßt. Von einer Statik und Dynamik des Geistes sprechen, das Walten der Freiheit in starre mathematische Formeln fassen, heißt die Freiheit, den Geist läugnen." Prof. Dr. J. H. Löwe über den Unterricht der philos. Propädeutik Prag. 1865. S. 13, 14. — Die Atomisten der Neuzeit sind bei ihrer Ideenarmuth dreist genug zu behaupten, der menschliche Geist sei nichts anderes als Stoff (Materie), während sie doch wieder so bescheiden sind, einzugestehen, daß sie nicht wissen, was das Nervenmark eigentlich sei. Demungeachtet suchen sie, ähnlich wie die Zustände des Pflanzen- und Thierlebens auch die des geistigen Seelenlebens, Tugenden, Laster, Character, als Producte gewisser Stoffverhältnisse dem höheren Calcul zu unterwerfen. Das x und das Δ müssen diesem modernen Fatalismus als kabbalistische Schlüssel dienen.

*) Max Müller l. c. S. 303.

nicht in der höhern Stufe der Körperbildung, sondern in der Wesensverschiedenheit des Menschen zu suchen, die darin besteht, daß in ihm ein für sich bestehendes, geistiges Grundwesen mit dem höchsten Gebilde des organischen Lebens sich einigt. Diese geheimnißvolle, dem Schöpfer allein bekannte Verbindung zwischen Geist und Natur ist es, die vorzugsweise in der Sprache sich kund gibt, in welcher jedes ursprüngliche Wort bald einem Gesammtbegriffe aus der Summe sinnlicher Vorstellungen, bald wieder einer übersinnlichen und sittlichen Idee zum Ausdrucke dient *). Dennoch darf man nicht ohne

*) „An dem Punkte, wo der Mensch von der Thierwelt sich lostrennt, beim ersten Aufblitzen der Vernunft finden wir die Geburtsstätte der Sprache. Man analysire jedes beliebige Wort und man wird erkennen, daß es einen eigenthümlichen Gedanken ausdrückt. So z. B. bedeutet Mond (in der Volkssprache noch immer Man) soviel als Zeitenmesser, Sonne: der Erzeuger, Erde: die Gepflügte; Animal (das Thier) kommt von Anima: das Athmen, wie Spiritus von spirare: hauchen. Aehnlich die Worte Geist und Seele, gothisch Saiwala.. Max Müller l. c. S. 326. Sehr bemerkenswerthe Beispiele der Art aus dem Sanskrit finden sich in Weber's indischen Skizzen (Berlin 1857). In den Familiennamen bedeutet Vater den Beschützer, Mutter die Ordnerin, Bruder den Träger oder Helfer, Schwester die Sorgliche, Fürsorgende; der Name Tochter (sanskr. guhite, Thygater) bedeutet die Melkerin, wahrscheinlich weil der Tochter dieß Geschäft oblag. Die Kuh hieß die langsam Schreitende, der Hund der Rasche, der Wolf der Zerreißende, die Maus der Dieb. Aus solchen und anderen Beispielen (die auch Kaulen mit Umsicht gesammelt hat) ergibt es sich klar genug, daß die Worte und Namen keineswegs aus einer Nachahmung der Naturlaute und aus rohen Anfängen sich gebildet haben.

Grund (nach Saint Beuve) sagen: Das Größte, was es gibt, ist die Sprache; die Worte sind das Geringste. Während nämlich die letzteren den materiellen Vorrath der Bezeichnungen (den Sprachschatz ausmachen, ist die Sprache selbst die eigenthümliche, logische Fügung und Ordnung dieser Elemente, die aus der innersten Denkweise des Geistes ihren Ursprung hat, daher auch dieser jedem Sprachstamm eigenthümliche (grammatikale) Charakter unverwüstlich bleibt, wenn auch die Worte in Laut, Betonung, Abkürzung sich verändern, oder ihre anfängliche Bedeutung verlieren*).

Hier nun ist der Angelpunkt, um welchen die Lösung der angeregten Frage sich bewegt. Es handelt sich darum, ob die Vielheit der Sprachen als die Folge der Völkertheilung oder als die Ursache derselben zu betrachten sei. Will man die Ansicht festhalten, diese Verschiedenheit habe sich allmälig, in Folge der wechselseitigen Entfremdung der Völker entwickelt, so wird dadurch für die Erklärung ihres Entstehens wenig oder nichts gewonnen. Denn (wie Wilh. v. Humboldt bemerkt) „nicht bloß die ursprüngliche Bildung der Sprache sondern auch die späteren Gebilde sind im Punkte ihrer Entstehung unerklärbar.“ Das Einwirken des geistigen (selbstbewußten) Denkens und Wollens auf die Sprachorgane ist eben so unmeßbar, als der Einfluß der sinnlichen Vorstellungen auf den denkenden Geist, der dieselben zu Sprachbildern verwendet; das innerste Wesen jeder Sprache erweiset sich in der Stellung und Fügung

*) Lüken l. c. S. 102. Eckstein l. c. S. 31 u. a.

der Worte, in der Bezeichnung der Zahlen, Zeiten, Personen und Eigenschaften, des Wirkens und Leidens, der verschiedenen Seelenzustände so durchaus maßgebend und bis ins kleinste consequent, daß es von einem Ursprung Zeugniß gibt, der über die Natur sowohl als über alle Menschenweisheit und menschliche Erfindungskraft hinaus reicht.

Ist also die Entstehung und Gestaltung einer Sprache nach ihrer inneren Gesetzlichkeit oder Logik nicht denkbar ohne Einwirkung der Schöpfermacht oder des göttlichen Logos, so ergibt es sich daraus von selbst, daß der Zerfall der einen, den Noachiden gemeinsamen Sprache in eine Anzahl neuer Sprachformen ein Werk der richterlichen Gottesmacht war, welches die zeitweilige Entfremdung und Scheidung der Völkerstämme zur beabsichtigten Folge hatte*). Wollte man bei der Sprachenbildung den Einfluß der klimatischen Verhältnisse geltend machen, die allerdings eine Verschiedenheit der sinnlicher Bilder sowohl als der Laute und Mundarten

*) „Jede Sprache ist zwar Ausdruck der geistigen und natürlichen Beschaffenheit der Völker. Aber wie die natürliche Entwicklung der Dinge innerhalb und jenseits des Sechstagewerks das göttliche Schöpfungswort zum Ausgang und Möglichkeitsgrunde hat, so auch die Entwicklung der Sprache eine gerichtliche Machtwirkung Gottes welche die eine Sprache in die Anfänge vieler zerfällte.“ Delitzsch l. c. S. 313. — Die Frage, ob der Ausdruck, daß Gott die Sprache verwirrt habe, in activer oder permissiver Form (als Zulassung) zu deuten sei, ist von Kaulen (l. c. S. 216) scharfsinnig und eingehend behandelt. Es kann jedoch nicht zweifelhaft sein, daß dem Worte balal eine active Bedeutung beigelegt wird.

bewirken, so ist dagegen nicht bloß zu erinnern, daß die Naturmächte den inneren, geistigen Charakter der Sprache nicht umzuschaffen vermögen, sondern auch überdieß darauf hinzuweisen, daß die weite Fläche von Sinear durchaus gleiche klimatische Bodenverhältnisse darbot und es daher widersinnig wäre bei der Sprachbildung der Noachiden die Verschiedenheit der Natureinflüsse in Anschlag zu bringen. Es bleibt sonach für die Erklärung der großen Katastrophe nichts übrig, als auf das Einschreiten der schöpferischen Gottesmacht zurück zu gehen, von welcher der Menschgewordene Logos nicht umsonst gesagt hat: „mein Vater wirket immerfort und ich gleichermaßen mit ihm" *).

Der Umschwung des Gedankenganges und der Ausdrucksweise, der die Anfänge oder Elemente der verschiedenen Sprachstämme begründete, mußte schon seinem Wesen nach und noch mehr durch seinen plötzlichen, jedes Verständniß hemmenden Eintritt, als ein wunderbares Strafgericht erkannt werden; wobei es jedoch nicht ausbleiben konnte, daß dieser Auffassung

*) Schon Herder hat sich geäußert: er nehme die Erklärung durch das Wunder an, weil er keine natürliche wisse; und Niebuhr (in der römischen Geschichte) bemerkt: „Diejenigen, die zu einem einzigen Stammpaar aufsteigen, müssen, um über das Dasein verschiedener Idiome Rechenschaft zu geben, ein Wunder annehmen und für jene Sprachen, die sich in den Wurzeln unterscheiden, sich an das Wunder der Sprachverwirrung halten. Die Annahme eines solchen Wunders beleidigt die Vernunft nicht." Andere Ansichten von Kruger und Gfrörer sind im Geschichtswerk des Professor Weiß angeführt.

viel Irrthümliches sich beimischte. Denn eben jetzt nahm jene Weltepoche ihren Anbeginn, während welcher (nach des Apostels Aussage) Gottes Langmuth die Völker ihre eigenen Wege gehen, d. h. in ihren fantastischen Naturreligionen wandeln ließ. Der Abfall von Jehova führte das Heidenthum, die Anbetung der Naturmächte und ihrer Symbole wieder aus der Finsterniß herauf und mit ihr die wirren Gebilde der Mythologie, die das Gift der alten Welt genannt wird, indem sie jede sittliche, humane und wissenschaftliche Bestrebung niederhielt, während sie dumpfen Aberglauben, Unflätherei und Grausamkeit förderte. Man kann sie aber auch als eine Krankheit der Sprache betrachten, insofern sie zu dem Mißbrauche verleitete, die bildlichen Namen, es sei von Dingen oder Eigenschaften, mittelst der Einbildungskraft auf vermeintlich persönliche Wesen zu übertragen*).

*) „Mythos bedeutet eigentlich ein Wort, aber ein solches, das als Name oder Attribut eine substantiellere Existenz (die Bedeutung eines selbstständigen Wesens) annehmen konnte. Die meisten der griechischen, römischen und anderen heidnischen Götter sind nichts poetische Namen, als die nach und nach die Bedeutung einer göttlichen Persönlichkeit annahmen. Eos war der Name der Dämmerung; später bezeichnete dieser Name die Gemalin des Tithanos oder des sterbenden Tages. Fatum ist nach seiner ursprünglichen Bedeutung sonst nichts als ein Ausspruch; später bezeichnete es ein von Jupiter ausgesprochenes, unabänderliches Urtheil; zuletzt wurde es zu der blinden Macht, von der selbst Jupiter, der Götterkönig, sich beugen mußte. Der Name (des Jupiter der Griechen) Zeus, bedeutete anfänglich den hellglänzenden Himmel im Sanskrit Dyaus und viele Sagen sind nur aus dieser Beziehung zum (physischen) Himmel erklärlich. Max Müller l. c. S. 9.

Dadurch aber, daß die Sprache die Bundesgenossin der Mythologie wurde, geschah es, daß die vereinzelten Völker nicht bloß nach ihren Sprachstämmen und Dialekten, sondern auch nach ihren religiösen Meinungen und Gebräuchen sich von einander sonderten, je nachdem sie auf ihren weiten Zügen und in den Landstrichen, die sie zur Heimath wählten, von neuen, fremdartigen Naturerscheinungen und Gebilden sich umgeben sahen, welche ihrer Phantasie eine andere Richtung gaben.

Was jedoch diese Wanderungen der Völker und die Verwandtschaft ihrer Sprachfamilien anbelangt, so sind uns einige dieser Thatsachen schon früher vor Augen getreten. Wir haben gesehen, wie die chamitischen Stämme und vorzüglich die Kuschiten anfänglich durch Ueberzahl, athletische Kraft, Kunstfertigkeit und Handel das Uebergewicht erlangten; sie bildeten „die Völkerwelle“, die über das südliche und westliche Asien, sowie über Afrika sich ergoß *). Die Semiten fanden in Arabien, Mesopotamien, Syrien ihre Heimath, wo sie häufig auf Chamiten trafen, in Assur oder Assyrien stritten sie mit den letzteren sowohl als mit den Japhetiden um die Herrschaft. Von den semitischen und indogermanischen Hauptstämmen wird aus gewichtigen Gründen angenommen, daß ihre Religion und Sprache anfänglich noch viel Gemeinsames behalten habe. Der große indogermanische Stamm verzweigt sich in die keltischen, germanischen, griechischen, slavischen, litthauischen Sprachen, in Asien hat er sich frühzeitig infolge religiöser

---

*) Weiß l. c. S. 34.

Zerwürfnisse in die Sprache der Inder (Brahmanen) und jene der Baktrer, Meder und Perser getheilt, die sich den Ehrennamen der Arier beilegten. Die Sprachen der ostasiatischen Völker, von den Samojeden, Lappen und Finnen bis zu den ältesten Bewohnern des südlichen Indiens, die Tataren, Mongolen und Chinesen, die Bewohner der amerikanischen Polarländer, dann auch die Basken, werden von einem großen Sprachforscher (Rask) unter einem Hauptstamm, dem Skythischen zusammengefaßt. Die auffallende Aehnlichkeit der Grundzüge, die zwischen den Sprachen der Basken und der amerikanischen Völker stattfindet, kann nur aus einer gemeinsamen ostasiatischen Urheimath erklärt werden, von wo die ersteren am frühesten nach Europa zogen und dann, von den nachfolgenden Kelten gedrängt, in den Pyrenäen sich festsetzten, während andere Stammverwandte (über die Behringstraße) nach dem Norden Amerika's gelangten. Ueber die große malayische Völkergruppe in Hinterindien und der Inselwelt des stillen Oceans (Polynesien) sind bezüglich ihrer ersten Heimath und Verwandtschaft die Ansicht noch getheilt*).

So unvollständig diese flüchtigen Umrisse, so können sie doch genügen, um die schroffen Abstände, die zwischen urverwandten Völker- und Sprachstämmen sich gebildet, anschaulich zu machen. In der üppigen Pflanzen- und Thierwelt tropischer Gegenden, welche die Phantasie mit den buntesten Bildern beschäftigte, ge-

---

*) Eckstein l. c. S. 13. Lüken (Natur und Offenb. l. c. S. 102). Weiß l. c. S. 99, 101.

wöhnten sich die Einwanderer an eine ganz andere Lebensart, als die in rauhen Landstrichen, auf Hochebenen, in Urwäldern, an Meeresküsten, auf einsamen Inseln oder im eisigen Norden ihre Wohnsitze fanden. Unter diesen Einflüssen der physischen Umgebung, der Lebensweise und Gewohnheit mußten auch die Hautfarbe, die Züge des Angesichts, die Haltung des Körpers, die Sprachlaute sich anders gestalten und diese Verschiedenheiten in Verbindung mit jenen der abergläubischen Vorstellungen und der eigenthümlichen Gebräuche und Sitten, brachten eine so durchgreifende Trennung hervor, daß die Idee der Einheit des Menschengeschlechtes in der alten Welt (in den vorchristlichen Zeiten) gänzlich unterging und die einzelnen Völker mit ihren Stammes- und Landesgöttern einander fremd und feindselig gegenüber standen. In der Neuzeit hat man es zum guten Ton gerechnet, auf Grund der Varietäten oder Racen, die autochthonische Verschiedenheit der Völker wieder hervor zu suchen und die Einheit des Menschengeschlechtes auf wissenschaftlichem Wege zu läugnen. Je gewisser jedoch in dieser Einheit, die sowohl eine Thatsache als ein Dogma ist, das Mysterium der Erlösung und des Heils beruht, welches der Einen, Allen gemeinsamen Erbschuld ein eben so thatsächliches Erbverdienst entgegensetzt, desto dringender wird es geboten sein, daß wir zuletzt noch auf die Widersprüche gegen die (genealogische) Einheit der Menschen, sowie auf die Mittel und Wege ihrer Wiederherstellung unsere Aufmerksamkeit richten.

2.

Der vielbekannte Spötter, der einst bei hellem Tage mit der Laterne die Straßen Athens durchwanderte, angeblich um Menschen zu suchen, gefiel sich in dieser Posse so sehr, daß er dieselbe noch in anderer Weise wiederholte. Auf den großen Marktplatz sich hinstellend, rief er, als wollte er das Volk um sich versammeln, mit lauter Stimme: Menschen, Menschen, kommt herbei! In der Meinung, er sei im Begriffe eine Rede zu halten, hatte sich schon ein großer Haufe von Neugierigen um ihn versammelt; da er jedoch, ohne ihrer zu achten, von seinem Rufen nicht abließ, wurden die Leute ungeduldig und schrieen: Wir sind ja schon da; was willst du noch? Lasse uns hören, was du uns zu sagen hast! Diogenes aber, indem er, um sie hinweg zu jagen, seinen Stock schwang, gab ihnen zur Antwort: Menschen wollte ich um mich versammeln, nicht solchen Kehricht! — Es ist wohl kein Zweifel, daß jedes bessere Gefühl gegen den empörenden Hohn dieser Rede sich sträuben wird, die höchstens nur jenen Sophisten erlaubt schien, die als Vertreter eines armseligen verkommenen Volkes und als Verächter der Ehe, des Eigenthums und der öffentlichen Sitte Cyniker, hündische oder Hundephilosophen genannt wurden *). So verächtlich sie jedoch von der Höhe ihrer

*) „Die Hundephilosophie ist es, welche uralte Erscheinungen eines gesunkenen Lebens unterer Volkshaufen einer modernen Weisheit und Ethik unterzuordnen gedachte. Die Cyniker erhoben sich zu Repräsentanten eines uralten Elends herabgewürdigter Classen eines

vermeintlichen Weltentsagung auf die Alltagsmenschen herabblickten, gingen sie doch nicht so weit, das ganze Menschengeschlecht und somit auch sich selber unter die Classen und Gattungen der Thierwelt einzureihen, oder dasselbe an die Spitze jener höchstorganisirten Thiere zu stellen, die in der Gegenwart den Ehrennamen der Anthropoiden (Halbmenschen) empfangen haben; nach dieser Ansicht nämlich soll, z. B. wie die Gattung (das Genus) Hund die Arten Fuchs, Schakal, Wolf, Hyäne, und die Gattung der Anthropoiden den Orang-Utang, Tschimpanse, Kulukambo und Gorilla umfaßt, so auch das Menschengeschlecht in einzelne Arten (Species) sich sondern, die als Autochthonen oder Erdgeborene verschiedenen Ursprungs sind, wie dieß z. B. der indische Mythus von den Schlammgeborenen oder Sumpfmenschen berichtet.

Beginnen wir mit der äußerlichen und anatomischen Aehnlichkeit des Menschen, mit dem Affen, so ist es merkwürdig, daß selbst solche Naturforscher, die gleich jenem Tonnenbewohner alles Ideelle als Köhlerglauben verachten *), dennoch sich gezwungen sehen, den Unter-

hohen Alterthums. Es waren die Ueberreste eines äthiopischen Attika's, eines Auswurfs verkommener Kekropen, von Hermes-Dienern und von dessen Hundegesellen vorgriechischer Zeit .... Der schroffste Ausdruck dieser Gesunkenheit wurde nun das philosophische Geschlecht der Kyniker; sie verachteten die attische Ehe, die Sitten, den attischen Staat, das Eigenthum, überhaupt Familienverhältnisse. Ihre entgegengesetzte Karrikatur waren die Hedonisten." Eckstein l. c. S. 308.

*) Diogenes unterfing sich, sogar den Plato einen toll gewordenen Sokrates zu nennen. Döllinger l. c. S. 278.

schied zwischen Beiden als eine ungeheure Kluft anzusetzen. Vorzüglich ist es das Knochengerüste, durch dessen bewunderungswürdigen Bau der Mensch vom Boden losgelöst und so gleichsam über die Erde erhöht wird. Die dem Menschen eigenthümliche Form des Beckens und die Zusammenfügung der Fußwurzelknochen begründen den aufrechten Gang, dessen kein einziges Thier sich erfreut. In solcher Weise ist der Dienst den Körper zu tragen und zu bewegen den unteren Gliedmassen allein zugetheilt, während die oberen Glieder, Arme und Hände für ganz andere Thätigkeiten frei verfügbar bleiben; der Bau der Hand mit der freien Stellung des Daumens zu den übrigen Fingern, als Organ des Tastsinnes und aller Kunstfertigkeit, ist ohnehin ein Gegenstand, dessen mannigfaltige Beziehungen sich in wenigen Worten nicht schildern lassen*); die sogenannten Anthropoiden hingegen, die sonst vierhändige genannt wurden, besitzen eigentlich weder Hände noch Füße sondern bloße Kletterorgane mit Klauen, um auf den Bäumen zu leben; auf den hinteren Gliedmassen können sie nicht aufrecht stehen, und ihre behaarten Hände sind bloße Organe zum Ergreifen und Festhalten. Die gleiche Bewandtniß hat es mit den vielbesprochenen Verhältnissen des Hirn- und Gesichtsschädels, in welchen selbst zwischen dem armseligsten Australneger und dem höchstorganisirten Affen, dem Orang-Utang, jene oben er-

*) Die scharfsinnigste Schilderung der Hand und ihrer vielseitigen Brauchbarkeit, ist wohl die von Professor Hyrtl in seinem anatomischen Werke dargestellte.

wähnte Kluft als eine unverkennbare sich zeigt *). Was aber den Inhalt des oberen oder Hirnschädels, nämlich das Gehirn selbst anbelangt, so erklärt ein Naturforscher der Neuzeit, in der Entwicklung des menschlichen und Affengehirns sei die Ordnung eine so völlig entgegengesetzte, daß schon deßhalb der Mensch in keine Ordnung der Thierwelt sich unterbringen lasse, sondern „etwas ganz Anderes sei, als alle die Wesen, mit denen er die meiste Aehnlichkeit darbietet" **).

Worin liegt nun dieses Ganzandersssein, also diese qualitative oder Wesensverschiedenheit? Hält man sich an die Entwicklungstheorie aller Wesen aus einem unbekannten Urgrund, oder baut man die mythische Stufenleiter vom Wurm bis zum Seraph, so gäbe es nur eine gradweise Verschiedenheit in der Ausbildung sinnbegabter Geschöpfe, ohne alle Bezugnahme auf die Welt der Geistwesen. Allein diese vermeintliche Stufenleiter ist bekanntlich auch in den Gebilden der physischen Welt durch große Lücken unterbrochen, da die Uebergänge vom Mineral zur Pflanze, von der Pflanze zum Thier, von

---

*) Carl Vogt, Untersuchungen über den Ursprung des Menschen; beurtheilt im Ausld. 1864. Nr. 30.

**) Beim Affen erscheinen die Falten im Gehirn zuerst am unteren und dann im Stirnlappen, beim Menschen ist das Verhältniß umgekehrt, der Stirnlappen kommt bei ihm zuerst zum Vorschein, hieraus folgt beständige Verschiedenheit während des Fötallebens; in dieser Hinsicht zeigt der Mensch eine Ausnahme von der allgemeinen Regel. Dr. Gratiolet über den anatomischen Rang des Menschen und Affen; in den wissenschaftlichen Unterhaltungen der Sorbonne. Ausl. 1864. Nr. 19.

einer Ordnung zur anderen, sich durchaus nicht sicher bestimmen lassen, und selbst nach der Zeitfolge, frühere Gebilde oft vollkommener als spätere erscheinen. Vollends aber bricht da, wo vom Uebergang des Thieres zum Menschen die Rede ist, die Leiter gänzlich ab. Die Aehnlichkeiten, die man zwischen Negern und Anthropoiden aufzufinden sich bemüht hat, sind schon an und für sich von keinem Belange *), könnten aber selbst schärfer ausgeprägt, durchaus Nichts entscheiden, der Thatsache gegenüber, daß der Mensch, wie immer seine Schädelform und Hautfarbe beschaffen, als ein mit dem organischen Leben geeinigtes selbstbewußtes Geistwesen, den Rang einer Persönlichkeit behauptet. Allerdings ist dieses Geistwesen als solches unsichtbar, indem es nur durch Sprache und freie Willensthätigkeit in die Erscheinung tritt. Dieß hat schon zu Salomos Zeiten jene leichtfertige Negation veranlaßt, die er in dem ironischen Ausruf wiedergibt: „Ich sprach in meinem Herzen vom Zustand der Kinder Adams, daß Elohim sie auf die Probe stellt, durch den Anschein als seien sie den Thieren gleich"; wie diesen so geht es auch den Menschen. Sie athmen dieselbe Luft und sterben in gleicher Weise dahin, denn Alles ist der Vergänglichkeit unterworfen**). Allein die Ansicht der Sensualisten ist nicht die der Menschheit. So viel man in den Traditionen der Vorzeit forschen mag, so hat keines der alten Völker jemals der Thierwelt sich an-

*) Prof. Huxley über den anatomischen und physikalischen Rang der Negerrace. Ausld. 1864. Heft 16. S. 377.

**) Cohel 3, 18.

gereiht, vielmehr seinen Ursprung stets auf Göttliches und Uebersinnliches bezogen und seinen gesunkenen Zustand von einer uralten Verschuldung abgeleitet. In der folgenschweren Thatsache des Abfalls und der Verschuldung, von welcher diese Ueberlieferungen Zeugniß geben, liegt auch die Lösung der Frage, warum das Menschengeschlecht dennoch gleich irgend einer Thiergattung in so vielerlei auffallend verschiedene Formen sich zersplittert habe, welche man Spielarten oder Racen nennt, und die auf verschiedene vereinzelte Anfänge hinzuweisen scheinen. Allein, was diese Formen selbst betrifft, so sind sie keineswegs so schroff von einander geschieden, daß man ihre wechselseitigen Grenzen mit Bestimmtheit zu zeichnen vermöchte, sofern man es nur vermeiden will, in diesen Gestaltungen oder Typen nur die äußersten Gegensätze hervor zu heben, da es in jeder Race Zerrbilder gibt, in welchen die eigenthümlichen Züge sich bis in's Häßliche ausgestalten. So wäre es z. B. ein Mißgriff, einen Neger der Sklavenküste, einen australischen Papua oder einen Botokuden einem Alcibiades entgegen zu stellen; als ob nicht auch unter den Negerstämmen die edelsten Gestalten und Gesichtsbildungen sich fänden, während es unter den Indogermanen an Mißgestalten nicht fehlt. Die oft durch Mischungen entstandenen Uebergänge und Mittelstufen sind so zahlreich und oft so unmerklich, daß sie jeden Versuch einer Ein- und Abtheilung der Racen, die bald auf fünfzehn, bald auf fünf oder drei angesetzt wurden, vereiteln. Sehr viele Negerstämme haben die Schädelform (sogenannte Langschädel) und Gesichtszüge der Europäer; die Hautfarbe

kann zwar nicht einzig und allein der tropischen Sonnenhitze zugeschrieben werden, da sie von einem eigenthümlichen Färbestoff oder Pigment herrührt, allein auch die gelbe, olivenbraune, kupferrothe Färbung anderer Stämme setzt ja ebenfalls besondere Pigmente voraus, die jedoch keine Artverschiedenheit begründen*); überdieß besteht, wie ein Forscher sich ausdrückt, die Mißbildung mancher Neger darin, daß gerade nur die menschlichen Charakterzüge unverhältnißmäßig entwickelt sind **).

---

*) Ueber das Pigment bei Reusch, l. c. S. 421. Hurley hebt als Besonderheit der Negerbildung die verhältnißmäßig größere Länge des Vorderarms und der Hand hervor; die längere Ferse und die flächere Fußsohle erklärt er aus dem Mangel der Fußbekleidung; auf die dunklere Hautfarbe und das Wollhaar legt er kein Gewicht. In der Schädelform setzt er die Neger aus Westafrika den Europäern gleich. Waitz (Anthropologie 2. Bd. 1860) hat über die Bevölkerungen Afrika's Alles gesammelt, was die jetzige Ethnographie darbietet. Die Serrakolet waren früher weit heller gefärbt, jetzt sind sie meist dunkelschwarz. Bei dem Volke der Bambara's wie bei den Fuhla's sind die Adlernasen häufig; überhaupt sind bei den afrikanischen Stämmen sowohl Schädelformen, Gesichtszüge als Hautfarbe sehr mannichfaltig. In den vornehmen Familien der Aschantis finden sich griechische Gesichtszüge; die Farbe wechselt von braun zu schwarz. Bei den Buschmännern am Cap ist die Hautfarbe so hell, daß ein röthlicher Anflug auf den Wangen bemerkbar wird. Die Weiber in Nubien sind nicht dunkler als Sicilianerinnen.

**) Bilden die Neger eine Uebergangsstufe zwischen Menschen und Affen? Nein. Ihre Mißgestalt selbst legt dagegen Verwahrung ein. Die menschlichen Charakterzüge treten vielmehr schroffer hervor. Ohrlappen, Nasenlöcher, Lippen werden bis zur Mißgestalt entwickelt. Alles in dem entwürdigten, entarteten Gesicht des Negers, protestirt

Diese und viele andere Verhältnisse sind es, durch welche die angesehensten Forscher der Neuzeit sich bestimmt sehen, die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechtes festzuhalten *). Je entschiedener nun dieß Ergebniß als Thatsache und Dogma gesichert ist, desto mehr handelt es sich um die Ursachen und Anlässe, welche diese Racenverschiedenheiten herbeizuführen vermochten. Auf die drei Söhne des Noah als die Stammväter aller Völker hinzuweisen und in dieser Mehrzahl allein schon den Grund des Auseinandergehens der Racen zu suchen, ist nur theilweise genügend. Denn wird auch der Stammvater der Chamiten, in alten Sagen der Araber als dunkelfärbig und athletisch geschildert, so werden doch die Nachkommen Sems ebensowohl, als die von Japhet abstammenden Arier gemeinschaftlich zu der kaukasischen Race gestellt, so daß die Abstammung hier keinen Racenunterschied begründet. Der wahre Grund liegt tiefer in dem keinem Urvolk unbekannt gebliebenen Abfall von Gott, welcher den Menschen aus seiner früheren Weltstellung gestürzt und unter die Botmäßigkeit der physischen oder Naturgewalten erniedrigt hat. Mit dem Verhängniß des zeitlichen Todes war auch die Abhängigkeit von diesen klimatischen Einflüssen verkettet, welche vorzüglich nach der Fluth in den verschiedenen Zonen, Hoch-

---

gegen diese Behauptung, welche gottlos und widersinnig ist. Gratiolet l. c.

*) Hieher gehören: der große Physiolog Johannes Müller, A. v. Humboldt, Prichard, F. Wagner, Waitz, Lotze, Dana und viele Andere.

und Tieflanden sich so mannigfach gestalteten, nachdem die frühere Erdwärme sich vermindert und in's Innere zurückgezogen hatte. Der Kampf mit Gefahr und Noth, die Isolirung durch Gebirgsketten, Wüsten, Meeresarme, Eismassen, Erdstürze u. dgl. konnten nicht verfehlen Wuchs, Hautfarbe, Gesichtszüge auf eine Weise zu verändern, die durch Forterbung beharrlich wurde; weit höher aber als alles dieß ist die Macht der Seelenzustände und der gewaltigen Leidenschaften anzusetzen, die noch jetzt den edelsten Gesichtszügen ein Gepräge der Verstörung aufdrücken, und die in zahlreichen versprengten Völkerstämmen, den Zustand der Verwilderung bis zur Verthierung herbei geführt haben. Je tiefer diese sittliche Verkommenheit, desto mehr sondern die Familien sich ab, so daß ein solcher roher und ungeselliger Stamm in einzelnen Gruppen sich zersplittert, die einander nicht bloß anfeinden, sondern auch sprachlich nimmer verstehen, daher auch mit der Verwilderung die Sprachverwirrung gleichen Schritt hält *).

---

*) Die physischen Ursachen der Racenbildung sind bei Eckstein l. c. S. 35. dargelegt. Die tiefe Gesunkenheit und Verdummung der Völker von Orinoko und Amazonenstrom, in den Urwäldern Brasiliens wird von Humboldt, Martius und anderen Augenzeugen mit den düstersten Farben geschildert; auch die Anbetung des großen Geistes bei den Indianern in Nordamerika reducirt sich auf bloßen Fetischdienst und Zauberei. Die große Zahl und stete Veränderlichkeit der Indianersprachen in Nord- und Südamerika ist bekannt genug; nicht selten geschieht es, daß die Aeltern, wenn sie nach geraumer Zeit von ihren Jagdzügen zurückkehren, ihre eigenen Kinder nicht mehr verstehen, die inzwischen die alten Namen und Worte vergessen, und neue, obwohl mit der alten Wortfügung erfunden haben.

Auch bei den Culturvölkern haben religiöse Irrthümer, Sitten, Gebräuche, Lebensart, sowie gewisse leidenschaftliche Richtungen sich zu Grundzügen durchgebildet, die durch das Naturgesetz der Erblichkeit beharrliche Fortdauer gewannen.

Der entscheidende Einfluß, welchen seelische und sittliche Zustände, zumal bei jugendlichen und urkräftigen Volksstämmen, auf die Körpergestalt und Racenbildung ausüben, beurkundet sich in dem schon berührten Vorgang nach der Fluth, durch welchen Noah veranlaßt wurde, als Ahnherr aller Völker, der prophetisch in die verhängnißvolle Zukunft derselben blickte, über seine Söhne den folgenschweren Segen und Fluch auszusprechen. Der Fluch der über Cham um seiner Unverschämtheit willen ergeht, scheint eigentlich nicht diesen selbst, sondern seinen Sohn Canaan zu treffen, vielleicht weil dieser eben so Chams jüngster und geliebtester Sohn ist, wie Cham der jüngste Sohn Noahs*), vielleicht auch, weil die Canaaniten, ebenso die Culmination des gesammten Chamitenstammes bilden, wie die Abrahamiden die eigentliche Bedeutung der Semiten, so daß zwischen Beiden, oder zwischen Naturdienst und Jehovadienst der Gegensatz am schärfsten sich ausprägt. Es wäre ein heidnisch fatalistischer Irrthum, wollte man diesen Fluch an sich als die Ursache betrachten, welche die sittliche Verkommenheit und Knechtschaft der Chamiten zur nothwendigen Folge hatte, da er eigentlich mehr die Voraussicht dessen enthält, was in der Zukunft sich entwickelte. Die

*) Delitzsch l. c. S. 282.

Nothwendigkeit als Verhängniß kann den Menschen nur in so weit beherrschen, als sein geistiges Dasein mit der physischen Welt verflochten ist, weßhalb auch jene körperlichen Anlagen und Neigungen, die man Temperament oder Naturell nennt, dergestalt sich forterben können, daß sie ganzen Familien und Völkern eigenthümlich werden. Hier tritt nun das Verhängniß ein, daß auch die geistige Gesinnung mit den Leidenschaften und Neigungen des Naturells in enge Wechselwirkung gezogen, und durch verkehrte Erziehung und unsittliche Vorbilder in einer falschen Richtung befestigt wird. Da nun dabei noch der Umstand in Betracht kommt, daß die jugendlichen Völker blindlings und massenhaft ihren Stammfürsten nachfolgten, so war es nur allzu natürlich, daß der böse Hang, dem Cham sich hingegeben, auch in den Völkern seiner Abstammung die Ueberhand gewann, ohne jedoch die Freiheit des Willens und das richterliche Urtheil des Gewissens zu tilgen, was die Naturgewalt nie vermag. Indem also auch in den Chamiten die Anlage zum Guten unversehrt sich erhielt, so blieben sie durch jenen Fluch, wie es sich zeigen wird, weder von der Culturentwicklung noch vom Reiche Gottes ausgeschlossen.

Wenden wir uns nun zu der Weissagung selbst, so ist sie ihrem Wortlaute nach folgende: „Verflucht sei Canaan! ein Knecht der Knechte werde er seinen Brüdern. Gepriesen sei Jehova, der Gott Sems, und Canaan wird sein Knecht sein. Weithin breite Elohim Japhet aus, und er wohne in den Zelten Sems, und es werde Canaan ihr Knecht.“ Die Verwirklichung dieser weittragenden Aussage liegt sowohl in der Länder- und Völker-

kunde, als in der Weltgeschichte vor. Beginnen wir mit dem Strafverhängniß über Cham und die chamitischen Stämme, so zeigen diese Letztern zwar sehr verschiedene Formen, die nur stufenweise in den eigentlichen Negertypus übergehen. Die Nachkommen des Mizroim oder die Aegypter und jene des Canaan oder die Phöniker sind bekanntlich keine Neger, ebenso die früheren Kuschiten oder östlichen Aethiopen. Daß aber der Negertypus und das Sklaventhum schon frühzeitig sich entwickelt habe, wird aus den Abbildungen in den altägyptischen Gräbern ersichtlich*). Wenn nun auch in den frühern Jahrhunderten nach der Fluth, die Kuschiten unter Nimrod und andern Herrschern die Reiche von Susiana, Babylon und Assyrien bis zum Libanon gründeten, und eine Zeit lang durch Kriegsmacht und Welthandel die Oberhand behielten, so wurde ihre Herrschaft doch alsbald sowohl durch semitische, als arische und turanische Stämme gebrochen, und selbst ihre Sprache ging theilweise dabei unter, indem, wie schon bemerkt worden, die Kuschiten in Südasien, Arabien und Syrien, die semitische Sprache annahmen, was als ein bedeutendes Zeichen der verlorenen Selbständigkeit zu betrachten ist. Selbst die Aegypter mit ihrer frühzeitig geordneten Verfassung, mußten einige Jahrhunderte das Joch der semitischen Hirten tragen, und nachdem ihre mächtigen Dynastien erloschen, von Griechen und Römern sich beherrschen lassen. Die Be-

*) Die Neger, welche auf altägyptischen Denkmälern abgebildet sind, erscheinen in der Stellung und mit den Attributen von Sclaven. Sie weisen nur auf das hohe Alter des Sclavenhandels und des ägyptischen Verkehrs mit den Negerländern hin. Waitz l. c. S. 5.

wohner des Libanon und der Jordangegenden konnten den Semiten unter Josua nicht widerstehen. Die Phöniker, die Herren der Schifffahrt und des Welthandels, nebenbei durch ihren gräulichen Götzendienst, Unsitte und Treulosigkeit berüchtigt, wurden in Tyrus und Sydon durch die Griechen, und in Karthago, nachdem sie unter Asdrubal und Hannibal der Schrecken Italiens geworden, durch die Römer geknechtet. In den äußerst zahlreichen und mannichfaltigen Völkergruppen Afrikas zeigt die vielverbreitete Sage, daß die früheren Bewohner von einer helleren Hautfarbe waren, theils auf Einwanderungen fremder semitischer Stämme, noch mehr aber auf ein allmäliges Herabsinken chamitischer Stämme, bis zum eigentlichen Negertypus. Sklaverei ist immer der Hauptzug afrikanischer Zustände geblieben, indem die kriegerischen Völker der Galla's, der Fellatah und anderer, die den Islam angenommen haben, die schwächeren Stämme überfallen, des Sklavenhandels willen, der die Neger als Knechte der Europäer in den fernsten Westen verpflanzt hat. Das Amazonenthum, die Zauberei und das Hinschlachten von Tausenden für abergläubische Zwecke, drücken diese Völker auf eine niedrige Stufe herab; denkt man überdieß noch an die Stellung der Neger in Amerika und an die Zustände der Urbevölkerung im Süden Ostindiens und in Australien, so liegt es am Tage, in welchem Maße die Chamiten in die Knechtschaft der Semiten und Japhetiden gerathen sind.

Eben so nun wie die Weissagung über die Chamiten zur unläugbaren welthistorischen Thatsache geworden, ist auch der Segensspruch über Sem in Erfüllung gegangen.

Zwar im Ganzen und Großen sind auch die Semiten dem sittenlosen Götzendienste des Baal, des Moloch, der Melitta und Astarte verfallen, haben sogar im Stamme Elam ihre Sprache mit der Arischen vertauscht, allein in der Linie von Arphachsad bis auf Heber und die Abrahamiden, blieb der reine Jehovacult vom Feuer- und Sternendienste unberührt, ihr Gott blieb Jehova, der sich dem Vater der Gläubigen neu offenbarte, um den Noachischen Bund in engere Grenzen zu schließen und ein Bundesvolk heranzubilden, mit der Bestimmung, dem Segen der Verheißung zum Träger und zur Vorbereitung zu dienen, bis zum Eintritt jenes Zeitpunktes, welcher vom Apostel die Fülle der Zeiten genannt wird. So tritt der Name Jehova oder des Dreieinigen, durch alle Zeiten waltenden Gottes und seiner erlösenden Liebe zu dem Stammvater der Semiten in die nächste Beziehung, ohne jedoch die unermeßliche Menge der übrigen Völker außer Acht zu lassen. In diesen großen Völkerfamilien, von welchen die meisten Bewegungen der neueren Geschichte ausgegangen, und die über die weitesten Strecken der Erde sich verbreitet haben, ist die Wortbedeutung des Namens Japhet verwirklicht*). Es ist schon gelegentlich

---

*) Den Namen Japhet Ausbreitung zu übersetzen, ist aus dem Wortlaute sowohl, als aus dem Segen Noahs gerechtfertigt, der auf diesen Namen anspielt; Andere leiten den Namen von der Bedeutung schön, indem sie dabei an die sogenannte kaukasische Race denken, wogegen der Umstand spricht, daß die Mongolen, Tataren, Finnen 2c., welche ebenfalls Japhetiden sind, einer anderen Race angehören, die sich gerade nicht durch weiße Hautfarbe und Schönheit auszeichnet. Was die zwei anderen Brüder betrifft, so bedeutet Sem so viel als

erwähnt worden, daß die unter dem Namen Magog begriffenen Stämme (Turanier) Skythen, Mongolen, Chinesen, Japaner, Tataren und Finnen mehrentheils über das östliche und nördliche Asien als Ackerbauer und Nomaden sich verbreiteten, und die am weitesten nach Norden gedrängten wahrscheinlich, westwärts Inselstraßen nach Amerika fanden, ein anderer Völkerstrom, unter dem Namen der Malayen, hat aus dem Südosten Asiens im Verlauf mancher Jahrhunderte die Inseln der Südsee bevölkert. Den Gegensatz zu den Turaniern bilden die Iranier in den Hochlanden Mittelasiens; die Stämme, die von da zuerst auszogen, abgesehen von den Basken, sind die Kelten, die, gegen Westen ziehend, über Europa sich ergossen; hinter ihnen drängten die übrigen indogermanischen Völker, von den zurückgebliebenen Stämmen oder Ariern, zogen die Brahmanen in die Tieflande am Ganges und Indus herab, während die Meder und Perser ihre Herrschaft gegen Vorderasien ausdehnten. Die jonischen und lateinischen Stämme besetzten die europäischen Gebiete, von da aus fanden zuerst die romanischen Völker, endlich die Angelsachsen und Friesen die Seewege nach dem Süden Afr..as, Ostindien, Westindien, Süd- und Nordamerika und Australien, wo sie weite Ländergebiete in Besitz nahmen, so daß die Japhe-

---

Name, nämlich den Träger des Namens Gottes, auch den Namhaften, Ruhmvollen. Cham hingegen deutet eben sowohl auf dunkle Farbe, als auf Hitze, vielleicht von Leidenschaften, oder vom Klima der afrikanischen und südasiatischen Heimath, auch Aegypten hat bei den Kophten den Namen Chemi.

tiden von Europa aus schon jetzt als die Herren der Erdenwelt zu betrachten sind.

Diese Weltherrschaft ist nicht der ganze Inhalt des über Japhet ausgesprochenen Segens; wenn in den ersten Worten: „Elohim breite Japhet aus" statt Jehova der Name Elohim gesetzt ist, so wird damit das Gewicht auf die Allmacht Gottes gelegt, welche die Japhetiden und besonders die arischen oder indogermanischen Stämme mit der Fähigkeit begabt hat, durch Wissenschaft, Kunst und Thatkraft die sichtbare Welt zu beherrschen. Allein auf Grund der Eintracht der beiden Brüder, welche in den Beweisen ihrer kindlichen Ehrfurcht gemeinsam handelten, soll sich der Segen Sems auch auf Japhet erstrecken; Elohim will auch den Japhetiden als Jehova sich offenbaren, und dieß wird in dem Nachsatze ausgedrückt: „und er (nämlich Japhet) soll wohnen in den Hütten Sems" *). Die Hütten Sem's bedeuten in der ersten Zeit die Wohnungen der Patriarchen, in der Folge die Mosaische Stiftshütte, dann den Tempel von Jerusalem oder die heilige Stätte von Sion, welcher Name bei den Psalmisten und Propheten auf die künftige Kirche des neuen Bundes ausgedehnt wurde. Die Hütten Sem's, wie der h. Augustinus erklärt, sind die von den Aposteln gebildeten Gemeinden, die in ihrer Gesammtheit die Eine allgemeine, sichtbare Kirche bilden.

Anfangs nur von Gläubigen semitischen Stammes bewohnt, ward Sion nach der Weissagung des Jesaias bald genöthigt, seine Zelte auszuspannen und die Pfähle

*) Delitzsch l. c. S. 883.

weit auszustecken, indem von allen Seiten die Völker, die an der Spitze der Cultur und Macht standen, zumal in der griechisch-römischen Welt sich heran drängten, um in den Hütten Sem's zu wohnen, mit anderen Worten, um aus der Wüste und Finsterniß des Heidenthums, der unversöhnten Schuld und des hoffnungslosen Unglaubens in die Lebensgemeinschaft des göttlichen Erlösers, in die Kindschaft des ewigen Vaters, in das Reich des Lichts und der Freiheit einzutreten*).

Da nun die große Wendung eintrat, daß Sem, der ältere Bruder (Israel), zum großen Theile das Heil zurückwies, während der im heidnischen Irrthum entfremdete jüngere Sohn Japhet ins Vaterhaus Jehovas zurückkehrte, so geschah es, daß in den Hütten Sem's statt

*) Den besten Commentar zum Segen über Japhet geben zahlreiche Stellen der Psalmen und Propheten; z. B. „Viele Völker werden sagen: Kommet und lasset uns hinangehen zum Berge des Herrn und zum Hause des Gottes Jakobs, und er wird uns lehren seine Wege, denn von Sion geht aus das Gesetz und das Wort Jehovas von Jerusalem (Jesai. 2, 3). „Erweitere Sion den Raum deines Zeltes, verlängere deine Seile und deine Pflöcke stelle fest; nach rechts und links wirst du dich ausbreiten und viele Völker werden dir angehören (Jesai. 54. 2). Ich komme, spricht Jehova, um zu sammeln alle Völker und Zungen, damit sie kommen und schauen meine Herrlichkeit. Und ich werde aufrichten vor ihnen ein Zeichen und entsenden, von denen die gerettet werden, Boten an die Völker am Meere, nach Italien und Griechenland, zu den fernen Inseln, zu denen, die von mir nicht vernommen; und sie werden kundmachen meine Herrlichkeit unter den Völkern, und herbeiführen alle eure Brüder aus allen Völkern als Weihgeschenk dem Herrn . . . und auch aus ihnen erwähle ich Priester und Leviten. (Jesai. 66, 18. f.)

der semitischen die Sprache der Japhetiden, nämlich die der Griechen und der ihnen verwandten Lateiner eingeführt wurde, in welcher die sämmtlichen Schriften des neuen Bundes, die Glaubenslehren und die Formeln des öffentlichen Gottesdienstes verfaßt wurden. Weil jedoch jener Segen die Wiederherstellung oder Neuschöpfung der ganzen Menschheit in sich faßt, damit die Schuld von der Gnade, der Tod vom Leben überwunden würde, so konnten auch die Chamiten von ihm nicht ausgeschlossen bleiben. Kaum war der Sohn der Jungfrau in der alten Davidsstadt geboren, als schon die fürstlichen und priesterlichen Weisen aus dem Orient, die Magi oder Magier herbeikamen, um dem Könige und Retter der Menschheit zu huldigen. Da diese Magier ursprünglich von kuschitischer oder cephenischer Abstammung in Babylon und dem angrenzenden Hochlande von Chaldäa und Medien mit Semiten und Ariern in vielfache Berührung kamen, weßhalb auch ihr Priesterstand sowohl unter Semiten als Japhetiden Mitglieder zählte, die insbesondere mit Astrologie sich beschäftigten, so wirft dieß ein Licht auf die uralte Tradition, daß unter jenen Stellvertretern und Erstlingen der heidnischen Völker ein Semit, ein Japhetit und ein Chamit sich eingefunden haben *).

---

*) In der alten Kuschitenstadt Babylon war der Priesterstamm der Magier heimisch. Als die Kuschiten in Mittelasien von Semiten unterjocht worden, nahmen sie die Sprache ihrer Ueberwinder, die aramäische an, während sie ihren Cult den Semiten mittheilten. Herodot redet von ihnen als Trägern alles Wissens unter dem Namen der Chaldäer. Ob diese ursprünglich Kuschiten oder Ankömmlinge der semitischen Chaldäer gewesen, ist schwer zu entscheiden; in Vor-

Dieser erste Morgenschimmer der Wiedervereinigung der getrennten Völker und Sprachen, in Einem Gottesreich, erwuchs zum vollen Tage, an jenem großen Pfingstfeste in Jerusalem, an welchem Fremdlinge aus allen Gegenden, Meder, Kurden, Mesopotamier, Cappadozier, Ponter, Aegypter, Lybier, Araber, Hellenen, Römer das Zeugniß der Gnade und Herrlichkeit Gottes vernahmen, so daß diese Eine Sprache der Lobpreisung und des Dankes von Allen vernommen und verstanden wurde; dieß ist das Pfingstwunder des göttlichen Geistes, welches im Gegensatz zu dem Wunder der Sprachverwirrung, in Jerusalem wieder einigte, was in Babylon getrennt worden war. Ein Glaube, Ein Erlöser, Ein Gott und Vater Aller und so auch Eine Sprache, die in ihren mannigfaltigen Formen die Einheit der christlichen Ideen bewahrt. Die feurigen Zungen, die auf das Haupt der ersten Jünger sich herab senkten, kündeten den Ursprung dieser Allen gemeinsamen Sprache des Glaubens *) und der Anbetung Gottes. Die große römische Weltstadt, welche als Sammelplatz aller heid-

sippa hatten sie das Geschäft der Sternkundigen und Sterndeuter. Jedenfalls hat sich das in Babylonien und Medien von Alters her bestehende kuschitisch cephenische Priesterthum in den Chaldäern fortgepflanzt oder war auf sie übergegangen. Döllinger S. 391. Eine neuerlich entzifferte Keilschrift, an einer Felsenwand in Medien, enthält den Dank des Darius an Ormuzd für die Befreiung vom Joche der cephenischen Magier.

*) Der christliche Geist ist so tief in die modernen Sprachen eingedrungen, daß Condorcet daran verzweifelte, eine rein atheistische wissenschaftliche Sprache auszumitteln. In der That sind alle prunkenden Ausdrücke der Socialisten und Humanitarier dem Evangelium entlehnt.

nischen Culte vom Apostelfürsten Petrus mit dem Namen Babylon bezeichnet wird, ward zur Metropole des theokratischen Reiches der Kirche erhoben, der germanische Geist, der alle Völker an sittlichem Adel überragte, ist der Riese Christophorus, der den Heiland durch die Stürme der Völkerwanderung trug.

Mit der Geschichte der Sprachen- und Völkertheilung wird jener Abschnitt der heiligen Urkunde beschlossen, der die Erdenschöpfung, den Urzustand und Abfall der Menschen, sowie ihre Geschichte vor und nach der Fluth behandelt. Von diesem allgemeinen, das Vorhistorische umfassenden Bericht wendet sie sich nun als Heilsgeschichte ihrer eigentlichen Aufgabe zu, indem sie in den engeren Kreis der Geschichte einer Familie und eines Volkes einlenkt, aus welcher im Zeitalter der großen römischen Weltmacht der uranfänglich verheißene Retter und Heiland hervorging, der Mensch gewordene Logos, der als Sohn der Jungfrau, als neuer und himmlischer Adam in die Menschenwelt eintrat, um sie von der Todesschuld zu befreien und nach Gottes Idee wieder aufzurichten. Dieses Werk der Wiederherstellung kann erst, wenn die Zeiten der Völker erfüllt sind, durch die Auferstehung der Todten, das Weltgericht und die Verklärung der Erde zur Vollendung gelangen, so daß die Herrlichkeit des Gottesreichs, Gerechtigkeit, Friede und Freude im heil. Geiste, erst in der Zukunft sich offenbaren wird. Wir haben hienieden keine bleibende Stadt, sondern eine zukünftige ist es, nach der wir streben *). Denn unser Bürgerthum ist im Him-

*) Hebr. 13, 14.

mel, von wannen wir auch den Heiland erwarten, welcher den Leib unserer Erniedrigung (der dem Tode und der Verwesung unterliegt) umgestalten und der Glorie seines verklärten Leibes verähnlichen wird, und zwar durch die Wirkung seiner Machtfülle, womit er Alles sich zu unterwerfen vermag *). Derselbe Logos, durch welchen der leibliche Mensch aus dem Staube der Erde geschaffen, wird durch sein Machtgebot ihn aus dem Staube wieder hervorrufen. Mit der Schöpfung hat die heilige Urkunde begonnen; mit dem Ausblick auf die Neuschöpfung und die Wiederkunft des Herrn endet sie: „Der Geist und die Braut" (so schließt die Offenbarung Johannis) „der Paraklet und die von ihm beseelte Kirche rufen: komme. Und wer dürstet, wer nach dem Heile Verlangen hat, der komme, und wer will, empfange das Wasser des Lebens unentgeltlich. Der Herr verheißt: ich komme bald. Und die Sehnsucht der Gläubigen erwiedert: Zu uns komme dein Reich; ja komm' Herr Jesus! Amen.

**) Philipp 3, 20, 21. Im Gegensatze zu den früher geschilderten Menschen, die gänzlich im irdischen Sinnenleben versunken sind, wird hier von den Gläubigen und Frommen gesagt, daß sie mit ihrem Hoffen und Streben anderwärts heimisch sind. Der Ausdruck „unser Wandel" in der Vulg. nostra conversatio ist nicht genau. Er ist im Widerspruche mit dem Nachsatz, und auch an sich im realen Sinne nicht wahr, da unser Wandel noch auf Erden ist. Das griechische Wort Politeuma bedeutet Staat oder Staatswesen. Der Apostel will sagen: Unsere wahre staatliche Ordnung ist das Reich Gottes oder das himmlische Jerusalem, dem wir in Glauben und Hoffnung schon jetzt als Bürger angehören.

Druck von Carl Ueberreuter in Wien.

Veith, Johann Emanuel,

Homiletische Werke

Bd.: 9

1865